

BIBLIOTHEK
DER
VERHALTUNG
UND DES
WISSENS

WILS
CLS
PT1337
.B53x
1909
bd.7



Twin Cities Campus



Sammlung



Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelange zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Doppelseite zur **Abdruck**. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeige** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft** in Stuttgart, Berlin, Leipzig.



Dr. Theinhardt's lösli. Kindernahrung.

Zuverlässigster Zusatz zur verdünnten Kuhmilch für die Ernährung der Säuglinge in **gesunden** und kranken Tagen. In vielen **Ärztfamilien**, Säuglingsmilkküchen, Krankenhäusern u. i. w. seit über 20 Jahren beständig im Gebrauch.

Preis der $\frac{1}{2}$ Büchle M. 1.90, $\frac{1}{2}$ Büchle M. 1.20.

NB. Ehe eine Mutter zur künstlichen Ernährung übergeht, lese sie die von der Dr. Theinhardt's Nährmittel-Gesellschaft m. b. S. Stuttgart-Cannstatt herausgegebene und in den Verkaufsstellen gratis erhältliche Broschüre: „Der jungen Mutter gewidmet“, welche viele praktische Winke für die rationelle Pflege und Ernährung ihres Lieblinges enthält.

Vorrätig in den meisten Apotheken und Drogerien.



Hygiama in Pulverform.

Wohlchmeckend. — Leichtverdaulich. — Billig.

Bestgeeignetes **Frühstücks- und Abendgetränk** für **Gesunde und Kranke** jeden Alters. Von ersten Ärzten seit 20 Jahren als vorzügliche Bereicherung der Krankenkost geschätzt.

Preis der $\frac{1}{2}$ Büchle M. 2.50, $\frac{1}{2}$ Büchle M. 1.60.

Neu! Hygiama-Tabletten. Neu!

Zum Essen wie Schokolade, aber, infolge des ca. 6fach höheren Gehaltes an blutbildenden Nährstoffen, bedeutend nahrhafter als die beste Schokolade.

Für Sporttreibende, Theaterbesucher und alle diejenigen, welche nicht regelmäßig zu ihren üblichen Mahlzeiten kommen, von ganz besonderem Wert.

Preis einer Schachtel M. 1.—.

NB. Man verlange die von Dr. Theinhardt's Nährmittel-Gesellschaft m. b. S. Stuttgart-Cannstatt herausgegebene und in Apotheken und Drogerien gratis erhältliche Broschüre

„Ratgeber für die Ernährung in gesunden und kranken Tagen“.

Bildschön

ist ein zartes reines **Gesicht**, rosiges jugendfr. **Aussehen**, weiße sammetweiche **Haut** und blendenschöner **Teint**. Alles dies erzeugt die echte

**Steckenpferd-
Lilienmilch-
Seife** v. Bergmann & Co.
Radebeul.

à Stück 50 Pfg. in allen Apotheken,
Drogen-, Parfümerie- und Seifen-
Geschäften zu haben.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Anleitung zur Pflege der Zähne und des Mundes. Nebst einem Anhang: **Über künstliche Zähne.** Von Dr. Wilhelm Süersen senior. Dreizehnte Auflage. Mit vier Einzelftafeln. Broschiert M. 2.—, elegant gebunden M. 2.50

— Zu haben in allen Buchhandlungen. —

Bibliothek der
Unterhaltung
und des Wissens





Zu der Erzählung „Am Faschingsdienstag“ von
Emma Haushofer-Merk. (S. 87)
Originalzeichnung von M. Flashar.

Bibliothek der □ Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der
hervorragendsten Schriftsteller
==== und Gelehrten ====
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1909. Siebenter Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
:: Stuttgart, Berlin, Leipzig ::

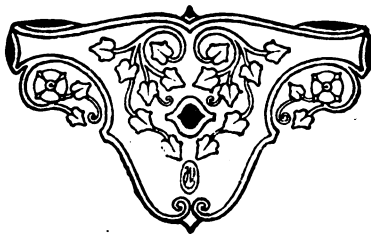
Druck der
Union Deutsche
Verlags-Gesellschaft
in Stuttgart.



Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Das Mutterrecht. Roman von Friedrich Thieme (Fortsetzung)	5
Am Faschingsdienstag. Erzählung von Emma Hanshofer-Merk	75
Mit Bildern von M. Flashar.	
Menschliche Abnormitäten. Von Reinhold Ort- mann	90
Mit 11 Bildern.	
Das ewige Fräulein. Novelle von Ruth Goetz	103
Die Frankenstadt Würzburg. Ein deutsches Städte- bild. Von Johannes Proelß	147
Mit 11 Bildern.	
Weltbeben. Humoristische Phantasie von Fr. Clemens	171
Die Milchversorgung der Großstädte. Von H. Wolffram	191
Mit 7 Bildern.	
Mannigfaltiges:	
Wie Fürsten betrogen werden	204
Neue Erfindungen:	
I. Eine Volksschreibmaschine	208
Mit 2 Bildern.	
II. Heißwassermaschine für Kaffee	209
Mit Bild.	
Balzac als Nationalgardist	210
Warum gibt es so viele Meyer, Müller, Schulze und Lehmann?	212
Liebeszauber	213
Eine Dame als Verteidigerin	216
Mit Bild.	

	Seite
Wie sich Serenissimus unterhielt	217
Was Haie und Krokodile verschlucken	218
Eine teilnahmevolle Seele	220
Die Fledermaus als Hausgenosse	221
Der abessinische Thronfolger	222
Mit Bild.	
Schlecht bestandene Probe	224
Neue Goldfunde in Europa	227
Die größte Familie der Welt	227
Der Wildschaden und seine Geschichte	228
Ein Pferd als Passagier auf einer Straßenbahn	231
Mit Bild.	
Aus der Geschichte der Pfanntuchen	232
Ein humorvoller Delinquent	234
Die Sprache der Augenbrauen	235
Ein seltsamer Flammentod	236
Ein vorsorglicher Juwelier	237
Das Spielen der Kinder verboten	238
Sonderbare Rechnung	239
Es war immer so	239
Orientalischer Geschmack	240





Das Mutterrecht.

Roman von Friedrich Thieme.



(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Alles ist bedacht, Doktor," fuhr Amarell fort. „Hören Sie nur weiter. Hart streifte der kleine Patient die Grenze zwischen dem Diesseits und Jenseits, endlich siegte die Kunst des Arztes in Verbindung mit der aufopfernden Pflege der Mutter. Die Gewalt des Fiebers wurde gebrochen, der Knabe, obwohl äußerst schwach, konnte als genesen angesehen werden. Es scheint nun, daß in diesem Stadium der Krankheit der Hausherr auf der Entfernung der jungen Mutter bestand, weil er ihre Anwesenheit nicht mehr für nötig erachtete. ‚Nur noch eine Nacht!‘ bat sie ihn weinend — und er bewilligte ihr die einzige Nacht. Es war dies die Nacht von gestern zu heute, lieber Freund — und in dieser Nacht starb der schon als genesen zu betrachtende Knabe plötzlich unter Vergiftungserscheinungen.“

„Welch furchtbares Verhängnis!“

„Die Baronin teilte sich in die Wartung des Kindes mit einer Krankenschwester, das heißt, sie fand diese bereits vor, als sie sich in das Haus ihres Mannes begab. Natürlich waren beide aufs äußerste erschöpft. Nach der eingetretenen günstigen Wendung bestand die Schwester darauf, daß sich Frau v. Wolfern etwas Ruhe gönne, dafür ließ es sich die Baronin nicht nehmen, die Wache bei dem Kinde während der letzten Nacht,

die ihr an seinem Lager beschieden, zu übernehmen. Gegen zehn Uhr zog sich Schwester Marie zurück, sie legte sich in voller Kleidung zur Ruhe in einem Rabinett neben dem Krankenzimmer. Gegen drei Uhr früh weckte sie jemand heftig durch Rütteln an der Schulter, sie erkannte die Baronin. ‚Um Gottes willen, kommen Sie,‘ rief diese ihr zu, ‚ich glaube, das Kind stirbt!‘ Erschrocken folgte ihr die Schwester, und in der That — der Knabe, den sie in so befriedigendem Zustande verlassen, ächzte und stöhnte in seinem Bettchen, seine Glieder zuckten im Krampfe, die kleine schwache Brust hob sich schwer unter rasselnden Geräuschen. Dabei zeigte sich das Köpfchen seltsam benommen, das Kind war kaum zu ermuntern und öffnete nur ein wenig die Augen, wenn man es laut anrief.

‚Das Kind hat einen Rückfall bekommen,‘ rief die Baronin und warf sich schluchzend über das Bettchen.

‚Einen Rückfall? Nein,‘ entgegnete die Schwester bestemmt. ‚Das ist kein Rückfall, Frau Baronin.‘ Sie klingelte heftig nach dem Diener, und als dieser erschien, befahl sie ihm, so rasch als möglich den Hausarzt herbeizuholen. ‚Sagen Sie Herrn Doktor Majus, es handle sich offenbar um eine Morphinumvergiftung.‘

Die Baronin hatte doch das Wort aufgefangen. ‚Um was, Schwester? Um eine Morphinumvergiftung?‘

‚So hat es den Anschein, Frau Baronin,‘ versetzte diese. ‚Die Symptome sind zu charakteristisch, als daß ich sie verkennen könnte.‘

‚Wie soll das aber möglich sein?‘

‚Das weiß ich nicht. Handeln wir lieber, statt zu sprechen. Vielleicht retten wir das Kind noch. Geben wir zunächst dem Kleinen starken schwarzen Kaffee und bringen wir ihn in ein kühles Bad.‘

Bald darauf erschien der Hausarzt. Er bestätigte die

Diagnose der Krankenschwester und wandte sofort alle ihm zu Gebote stehenden Maßregeln an. Der Knabe erhielt Atropin und Äther, auch die Magenpumpe gelangte zur Anwendung — vergeblich, das schwache Leben erlosch trotz aller Bemühungen. Der Vater des Kleinen wollte das Entsetzliche gar nicht glauben. Er hatte ja schon tagelang um das Leben des Kindes gezittert, aber jetzt, da er wieder der Hoffnung Raum geben durfte, traf ihn der plötzliche Tod wie ein Donnererschlag.“

„Sollte er wirklich den Jungen so geliebt haben?“ wandte Doktor Burger zweifelnd ein. „Davon ist bis jetzt nie die Rede gewesen.“

„Es war auch nicht Liebe, die seinen Schmerz erregte,“ antwortete der Rechtsanwalt. „Sie erinnern sich an die Mitteilungen, die uns Frau v. Wolfers seinerzeit machte. Der Baron hatte nur den Nießbrauch des wirklichen Vermögens, der eigentliche Erbe war der kleine Rudi. Da letzterer nun vor erlangter Großjährigkeit heimgegangen ist, bleibt es nach den Bestimmungen des Erbvertrages für immer nur bei dem Nießbrauch, während der Baron, wenn der Knabe wenigstens bis zum einundzwanzigsten Jahre gelebt hätte, nach seinem Tode — und ein langes Leben stand dem Kinde zweifellos nicht bevor — in den Besitz des Ganzen gelangt wäre. Daher die zärtliche Besorgnis um das Leben des Sohnes. Der sonst so kaltherzige Mensch soll auch der erste gewesen sein, welcher seine Gattin beschuldigte, aus Haß gegen ihn das Kind ermordet zu haben.“

„Der Elende!“

„In erster Linie suchte natürlich der Arzt, sobald jeder weitere Rettungsversuch vergeblich war, die Ursache der unerwarteten Katastrophe festzustellen. Er nahm das Glas, welches die Reste der Limonade ent-

hielt, die der Kleine zu trinken bekam, prüfte den Inhalt und brachte ein wenig auf die Zunge.

„Tadellos,“ sagte er. „Wo ist die Arznei?“

„Es ist dieselbe, die Sie verschrieben haben. Herr Doktor,“ bemerkte die Schwester, „der Kleine hat bereits seit zwei Tagen eingenommen, ohne Nachteil davon zu haben. Es ist auch nur noch ein Rest im Fläschchen.“

Das Fläschchen stand noch auf dem Tische, der Arzt kostete vorsichtig den Inhalt. „Kein Zweifel,“ rief er, „die Medizin ist mit Morphinum versetzt!“

Die Baronin erbleichte, ihr Gemahl blickte sie finster an.

„Eine Verwechslung in der Apotheke ist nicht anzunehmen, da der Knabe den größten Teil der Arznei bereits ohne Schaden zu sich genommen hat,“ fuhr Doktor Majus fort. „Das Gift ist also erst nachträglich beigemischt worden. Wann hat er vorher eingenommen?“

Das war am Morgen geschehen. Der Kleine sollte täglich dreimal von der Medizin erhalten, Mittags schlief er jedoch so fest, daß die Einflößung unterblieben war.

„Also erst seit heute morgen hat die Zusetzung des Giftes stattgefunden,“ konstatierte der Arzt. „Da das Gift der für den Knaben bestimmten Arznei beigemischt wurde, so kann kaum eine bloße Fahrlässigkeit in Frage kommen. Wir müssen unbedingt der Polizei Mitteilung machen. — Gnädige Frau,“ wandte er sich an die Baronin, „wann haben Sie dem Kleinen die Medizin gegeben?“

„Gegen halb zwei Uhr. Er schlief ruhig weiter danach, so daß ich erst gar nicht glauben wollte, daß die plötzlich eintretenden Zufälle eine Wirkung der Tropfen sein könnten.“

„Wieviel hat er davon genommen?“

„Einen Eßlöffel, wie Vorschrift.“

„Wer ist im Laufe des Tages außer Ihnen und der Schwester hier im Zimmer gewesen?“

Die Antwort der Schwester lautete: „Niemand als Sie selbst, Herr Doktor, und einmal auf einige Augenblicke der Diener, der etwas für mich brachte. Sowohl die Frau Baronin als ich waren zugegen, als er da war, er ist nicht über die Türschwelle hinweggekommen. Der Herr Baron war nur Morgens einen Augenblick im Nebenzimmer; er erkundigte sich nach dem Befinden des Knaben, bevor er zu einer Ausfahrt aufbrach.“

„Ich bin erst Abends wieder zurückgekommen und habe das Krankenzimmer nicht wieder betreten,“ ergänzte der Baron.

Dabei faßte er, ohne daß sie es wahrnahm, scharf seine Gattin ins Auge. Sie hatte erst wie eine Verzweifelte geweint, sich auf die Leiche geworfen und sie mit Küffen und Tränen bedeckt, dann war sie plötzlich still geworden, seltsam still. Von Zeit zu Zeit fuhr sie sich mit der Hand über die Stirn. Dann trat sie zum Fenster, riß einen Flügel auf und steckte einige Augenblicke den heißen Kopf in die kühle Morgenluft. Nur einige Augenblicke waren es, sie bog sich sogleich wieder zurück. Im selben Augenblick aber ergriff Baron Wolfers ungestüm ihren Arm.

„Was hast du soeben hinuntergeworfen, Marga?“ fragte er laut und heftig.

Sie drehte ihm ein Antlitz zu, verstört und farblos.

„Ich? — Nichts!“

„Ich habe die Bewegung deines Armes wohl gesehen, du hast etwas in den Garten geschleudert, um es zu verstecken. Wir müssen sofort suchen, was es ist.“

Er klingelte dem Diener und erteilte ihm den

Auftrag, im Garten unter dem Fenster nach einem von oben hinabgeworfenen Gegenstande zu suchen. Natürlich war bei der herrschenden Finsternis jede Nachforschung vergeblich, der Baron aber war von der Schuld seiner geschiedenen Gemahlin bereits fest überzeugt.

‚Ich ahne, was es gewesen ist,‘ sagte er. ‚Die Polizei wird es hoffentlich finden.‘

‚Um Gottes willen, du wirst doch nicht die Polizei —
‚Gnädige Frau, die Anzeige muß unbedingt erstattet werden,‘ mischte sich Doktor Majus achselzuckend ein, ‚es liegt unter allen Umständen ein Fall von Vergiftung vor, ob absichtlich oder unabsichtlich, vermag ich nicht zu entscheiden. Es wird am besten sein, die Meldung sogleich hinzuschicken.‘

‚Sie haben ganz recht,‘ rief Wolfersn.

Die Baronin hatte sich auf einen Stuhl geworfen und schluchzte, sie hörte kaum die drohenden Reden ihres Mannes, der in seiner Wut alle schuldigen Rücksichten vergaß und sich gebärdete, als ob er von Sinnen sei.

Es währte nicht lange, so erschien ein Polizeikommissar mit einem Schutzmann, beide in Zivil. Nachdem sie alles erfahren, begaben sich beide in den Garten. Die Nacht war inzwischen dem Tage oder wenigstens einer halben Dämmerung gewichen, auch verstanden sich die Beamten auf die Lösung ihrer Aufgabe. Nach kaum einer Viertelstunde kehrten sie zurück. Der Kommissar trug ein kleines Fläschchen in der Hand.

‚Das habe ich in dem kleinen Gebüsch dort gefunden,‘ erklärte er dem Baron, durch das Fenster in den Garten zeigend. ‚Leider ist der Kork durch den Fall abgegangen, und der Inhalt ausgelaufen, sofern überhaupt noch etwas darin war.‘

„Also doch,“ murmelte der Baron. „Ich sah, wie sie den Arm bewegte.“

Doktor Majus untersuchte das Gefäß und bestätigte, daß dasselbe Morphinum enthalten habe.

„Was sagen Sie dazu, Frau Baronin?“ wandte sich der Kommissar an die junge Frau. „Stellen Sie in Abrede, sich des Fläschchens entledigt zu haben, oder stammt es von Ihnen her?“

Die Angeredete blickte ihn ruhig an und entgegnete: „Ich bin nicht gewohnt, zu lügen. Ja, das Fläschchen befand sich in meinem Besitz, es wurde von meiner Hand in den Garten hinabgeworfen. Aber es war noch gefüllt, ich habe es nicht benützt, ich bin nicht die Mörderin meines Kindes, das ich geliebt habe bis zum letzten Augenblick.“

Burgers Augen funkelten. „So kenne ich sie!“ rief er. „So ist Marga! Es ist mir nicht möglich, an ihre Schuld zu glauben, obwohl ich mich der Wucht der Tatsachen nicht verschließe. Aber warum sollte sie das eine zugestehen und das andere leugnen? Wer eine Handlung nicht vertreten will, gibt nicht Umstände zu, die gegen ihn sprechen.“

„Das ist nur halb richtig, lieber Freund,“ entgegnete Amarell. „Man könnte auch anders folgern: ihre Beziehungen zu dem Giftfläschchen waren infolge der Beobachtung zu offenkundig, als daß sie dieselben mit Aussicht auf Erfolg zu verbergen vermocht hätte. Und etwas leugnen, dessen man überführt ist, heißt die Verdachtsgründe gegen sich verstärken. Wer klug ist, räumt also ohne weiteres ein, was er muß, auch wenn er sich dadurch belastet. Das Gegenteil würde ihm nichts helfen, während seine scheinbare Offenheit seine Glaubwürdigkeit in günstiges Licht setzt.“

„Sollte Marga wirklich so raffinierte Betrachtungen anstellen?“

„Sie folgt einfach dem Instinkt des Weibes. Wer weiß — vielleicht ist sie von der eigenen Tat so überrascht, daß sie zunächst selber kaum an das Schreckliche zu glauben wagt. Denn sicherlich hat sie nur im Affekt gehandelt, die Sorge um das geliebte Wesen, von dem sich wieder loszureißen sie in wenigen Stunden gezwungen werden sollte, hat den verzweifeltsten Entschluß in ihr ausgelöst.“

„Halten Sie dies Motiv für ausreichend zur Erklärung?“

„Warum nicht? Scheint sie doch, wie die mir von Ihnen mitgeteilten Äußerungen beweisen, sich schon lange mit ähnlichen Gedanken zu tragen. Sie hält eine solche Tat für heroisch, sie ist allmählich zur fixen Idee bei ihr geworden. — Schweigen Sie lieber über alles, was sie darüber mit Ihnen geredet hat, Doktor, denn jedes Wort ist ein Beweis mehr gegen die Unglückliche.“

„Niemand kann ängstlicher auf ihr Wohl bedacht sein als ich,“ versicherte der Arzt.

„Ich weiß es,“ bestätigte der Rechtsanwalt verständnisvoll. „Übrigens erschöpft sich das Motiv nicht allein in der Furcht, das Kind verlassen zu müssen. Sie soll ein paar leidenschaftliche Szenen mit ihrem geschiedenen Gatten gehabt haben, doch hat sie mir darüber nichts mitgeteilt. Nur der Polizeikommissar, den ich über die Vorgänge befragte, machte einige Andeutungen.“

„Und es kann außer ihr gar niemand sonst in Betracht kommen?“

„Niemand. Baron Wolfert hat das größte Interesse am Leben des Kindes. Außerdem ist auch physisch jede

Möglichkeit der Täterschaft bei ihm ausgeschlossen. Er hat von Mittag des vorgestrigen Tages an das Krankenzimmer nicht betreten. Nur auf wenige Minuten erschien er am gestrigen Morgen im Nebengemach, aus welchem allein der Zutritt in das Krankenzimmer möglich ist. Bleibt nur noch die Schwester. Welches Interesse könnte aber die am Tode des Kindes haben? Höchstens könnte Fahrlässigkeit in Frage kommen, aber woher sollte sie das Morphinum nehmen? Und warum soll man nach dem Ursprung des gefundenen Apfels in der Ferne suchen, wenn über uns ein Baum mit denselben Früchten hängt? Sie selber sind ja eben deswegen den Spuren unserer Freundin gefolgt, weil Sie fürchteten, was nun geschehen ist oder vielmehr bereits geschehen war. — Sie sehen also —“

Burger nickte traurig und bot dem Verteidiger die Hand zum Abschied. „Sie haben recht,“ sagte er leise. „Aber Sie werden alles für sie tun, was nur irgend im Bereiche der Möglichkeit liegt?“

„Bin ich nicht ihr Schuldner?“ versetzte Amarell feurig. „Auf mein Ehrenwort, Doktor, sie wird in der entscheidenden Stunde nicht verlassen sein!“

11.

Das Schicksal Margas beherrschte ausschließlich Burgers Gedanken. Als ihm die niederschmetternde Botschaft von ihrer Verhaftung wurde, da fiel es auf ihn nieder wie ein Blitzstrahl, der zugleich erhellte und zerstört. Bis in die Tiefe seines Innern durchleuchtete ihn der blendende Funke: Du liebst sie, sie, die Mörderin!

Wie glücklich und unglücklich zugleich machte ihn diese Erkenntnis! Nicht die Frage bereitete ihm Pein, ob denn Marga auch seiner würdig sei: was sie auch getan, er war überzeugt, seine Neigung könne auf keinen

würdigeren Gegenstand gefallen sein; aber ihr Unglück stimmte ihn traurig wie ein eigenes.

„Was bin ich ihr, was kann ich ihr sein?“ fragte er sich, und jenes Schwelgen in Bitternissen, in Selbstherabsetzungen, in erträumten Zurückweisungen begann, mit dem die Liebe uns so gern zu necken pflegt.

Mitten in seine trüben Gedanken flog ein Blatt Papier wie eine Bombe: er wurde in der Anklagesache gegen Marga als Zeuge vorgefordert, und zwar für den auf die Vorladung folgenden Vormittag.

Er sollte zeugen und zwar zeugen gegen sie!

Nun, ein Gutes hatte die Aufforderung doch: sie schreckte Bürger aus seinem unglücklichen Traumzustande auf und öffnete seine Augen für die nüchterne Wirklichkeit. Die Periode dumpfen Brütens war vorbei, er stand plötzlich vor der Notwendigkeit, zu handeln. Dazu bedarf es klarer, scharfer Überlegung, er mußte sich Rechenschaft von allem ablegen, was er wußte, sich vorbereiten auf etwaige an ihn gerichtete Fragen, er mußte vor allen Dingen darüber nachdenken, wie er die volle Wahrheit seines Zeugnisses mit den Rücksichten auf die Geliebte vereinigte.

So erschien er, seiner Meinung nach auf alles gerüstet, vor dem Untersuchungsrichter, welchem die Vernehmungen in Sachen Wolfers übertragen waren. Er war entschlossen, nur auf das zu antworten, was man ihn fragte, es sei denn, daß man ihn der Folter der Generalfrage unterwarf: „Wissen Sie sonst noch etwas von Wichtigkeit zu der Angelegenheit auszusagen?“ Dann freilich gab es kein Entrinnen mehr.

Assessor Lobedant überraschte ihn jedoch gleich am Anfang mit so viel Wissen, daß ihm nichts zurückzuhalten übrig blieb. „Herr Doktor,“ begann er, „Sie sind mit der Baronin Marga v. Wolfers befreundet?“

„Das bin ich.“

„Die Angeklagte hat mir mitgeteilt, daß das Fläschchen mit Morphinum, welches in dem Prozeß gegen sie die Hauptrolle spielt, von Ihnen her-
stamme.“

„Hat sie bereits ein Geständnis abgelegt?“

„Sie beharrt auf der Behauptung ihrer Unschuld trotz aller sich immer mehr häufenden, sie schwer belastenden Momente. Die Angabe ist also zutreffend?“

„Gewiß, jedoch mit der Einschränkung —“

„Daß Sie ihr das Fläschchen nicht gegeben haben, sondern daß sie es Ihnen ohne Ihr Wissen entwendet hat. Das wollen Sie wohl sagen?“

„Ganz recht.“

„Ihre Antworten beweisen mir, daß Sie den Verlust des Fläschchens bereits entdeckt haben. Sie glaubten wohl, die Angeklagte wolle das Gift an sich selbst erproben?“

Der Doktor atmete tief, seine Stirn bedeckte sich mit Schweiß. Er fand keine Antwort.

„Sie werden Ihre Aussage natürlich mit Ihrem Eide bekräftigen müssen,“ bemerkte Lobedant mit einem mahnenden Blicke.

„Dessen bin ich mir vollkommen bewußt,“ entgegnete der Arzt unmutig. „Wenn ich indessen auch genötigt werden kann, die Wahrheit zu sagen, so kann mich doch niemand zwingen, eine Aussage auch noch leicht und freudig von mir zu geben, die Personen Schaden bringen, die ich schätze und ehre.“

„Da haben Sie allerdings recht,“ rief der Assessor lebhaft. „Ja, ja, es liegt in unserem ganzen Gerichtssystem noch etwas Barbarisches, wir haben noch viele alte, unangenehme Folterwerkzeuge. Freilich — wie sollen wir die Wahrheit ohne Aussagezwang ermitteln?“

Wir sind nur Menschen und keine Götter. Lassen Sie sich also nur Zeit, Herr Doktor, und suchen Sie nach der günstigsten Form.“

Nun, das Nein, welches Burgers Zeugenschaft von ihm forderte, konnte keine Form verschleiern oder abschwächen. Er schwieg noch immer.

„Sie waren nicht der Meinung, daß Frau v. Wolfers das Fläschchen zu Selbstmordzwecken bedurfte?“ forschte der Assessor von neuem. „Sie hatte wohl Ihnen gegenüber irgendwelche Äußerungen getan, die auf andere Absichten schließen ließen?“

„Diese in der Erregung gesprochenen Worte waren gewiß nicht ernst zu nehmen,“ erwiderte der Arzt. „Welcher Mensch läßt sich nicht einmal in der Erregung zu einer Drohung hinreißen, die er nie im Stande sein würde, auszuführen.“

„Sehr wahr,“ bekräftigte der Assessor. „Ich stimme Ihnen vollkommen bei. Es ist ganz natürlich, daß eine Frau wie die Baronin, deren Leben eine förmliche Tragödie zu nennen ist, hin und wieder von der Verzweiflung fortgerissen wird. Das war wohl auch Ihnen gegenüber der Fall?“

„Nicht in dem Sinn, daß die Dame etwas ihrer Unwürdiges gesprochen hätte. Wir sprachen nur von den Rechten der Mutter auf das Kind. Das Kind gehöre von Rechts wegen der Mutter, behauptete Frau v. Wolfers, und ihr Recht erstreckte sich eventuell bis auf das Leben des Kindes. Eine Mutter, erklärte sie, liebe ihr Kind so unendlich, daß sie aus Liebe selbst im Stande sein würde, es zu töten.“

Lobedank ruhte jetzt nicht, bis er durch weitere Fragen den Inhalt des ganzen Gesprächs erfahren hatte. „Das ist immerhin wichtig — für die allgemeine Denkart der Angeklagten,“ meinte er. „Und nun zu

einer äußerlichen Sache: das Fläschchen enthielt Morphiumlösung, nicht wahr?"

„Jawohl.“

„Wohl genug, um ein paar Menschen zu töten?"

„Ja — es war eine für nicht an Morphium Gewöhnte tödliche Dosis.“

Damit war das Verhör zu Ende. Burger wurde entlassen, erhielt freilich auch zugleich die Ladung zu der demnächst stattfindenden Hauptverhandlung.

Neun Schläge der alten Turmuhr — die eiserne Pforte tut sich auf, wie ein Strom ergießt sich der Schwarm der Neugierigen in den Gerichtssaal. Feierlich alles wie in einer Kirche, die dunklen Vorhänge an den mit buntem Glas verzierten Fenstern lassen nur ein gedämpftes Licht in den weiten Raum, am grünbehangenen Gerichtstische haben bereits die Richter in ihren schwarzen Roben ihre Plätze eingenommen, Staatsanwalt und Verteidiger stehen in lebhafter Unterhaltung neben der Anklagebank.

Ein Summen und Durcheinanderbewegen wie in einem Bienenstock im Zuhörerraum. Wie viel des Interesses mag wirklicher Teilnahme entstammen, wie viel auf das Konto müßiger Sensationsucht zu setzen sein? Eine Gerichtsverhandlung ist für viele Menschen ein Schauspiel voll spannender Entwicklung — weiter nichts! Der Andrang richtet sich nach dem mehr oder weniger aufregenden Inhalt dieses Dramas, und wenn gar die Heldin desselben eine Angehörige der höchsten Gesellschaftskreise ist und die Entscheidung über Tod und Leben den Ausgang bildet, so wird der Andrang zum Sturm, dessen Übermacht von den Wächtern der Ordnung nur mit Mühe gebändigt wird.

Das Drama aber behält darum doch seinen feier-

lichen Charakter, seine tiefenste Bedeutung. Es ist eine der höchstgespanntesten Krisen des menschlichen Erdenwallens, die hier ihren Abschluß findet, hundert ernste, tiefeinschneidende Fragen stellen sich dem denkenden Geist, dem fühlenden Herzen dar, sobald der Vorhang sich aufhebt zur Enthüllung einer Stätte, welche getränkt ist mit heißen Tränen der Verzweiflung und der Reue, auf welcher unzählige Male die Schuld ihren erbitterten Kampf mit der Gerechtigkeit kämpfte und die verkannte Unschuld nach schwerem Ringen ihren teuer bezahlten Triumph errang.

Wie bei den Gastmählern der alten Ägypter der Totenkopf die Teilnehmer an die Vergänglichkeit aller irdischen Freuden gemahnte, so sollte von der Wand jedes Gerichtssaales in Riesenbuchstaben die Inschrift in aller Augen hineinleuchten: „Irrer ist menschlich!“ Nicht allein der immerhin häufigen Justizirrtümer wegen, welche die menschliche Unzulänglichkeit verschuldet, sondern vor allem mit Rücksicht auf die inhaltsschwere Frage nach dem Grade unserer Verantwortlichkeit. Kein irdischer Richter vermag dem überführten Angeklagten zu sagen: Deine Tat wird verschuldet zum soundsovielten Teile durch erbliche Belastung, zum soundsovielten durch deine Erziehung. Diesen Teil der Schuld trägt die Gesellschaft, diesen die und jene Verhältnisse, und so viel der Schuld kommt allein auf dich! —

„Die Angeklagte ist hereinzuführen,“ erscholl die Stimme des Präsidenten. Wie durch Zauber Schlag wich das eintönige Geräusch einer Totenstille.

Marga v. Wolfen trat ein, langsam, zögernd, wie wohl jedermann, der zum ersten Male in der Rolle des Angeschuldigten an dieser Stelle erscheint. Der Gerichtsdienner geleitete sie nach der Anklagebank, in

der sie, den Blick vom Publikum abgewandt, stehen blieb.

Ein unterdrückter Ausruf der Bewunderung ging durch die Reihen der Zuhörer bei dem Anblick der schönen jungen Frau, deren Antlitz die darauf ruhende Blässe noch madonnenhafter gestaltete. Ein schlichtes Kleid von grauer Farbe schmiegte sich um ihre schlanke Gestalt, das schimmernde Haar war kunstlos aufgesteckt. Unter den langen seidenen Wimpern barg sich ein Ausdruck von Verzagtheit, aber die Haltung war die einer Person, die sich auch in diesem Augenblicke ihrer Würde bewußt bleibt und sich nicht ohne Kampf beugen will unter die Schläge, welche das Schicksal mit dem ewig schlagbereiten Hammer nach ihr zu führen gedenkt.

„Neuig sieht die nicht aus,“ flüsterte der der Verhandlung als Zuhörer beiwohnende Assessor Lobedank seinem Nachbar, einem jungen Referendar, zu.

„Die ist unschuldig!“ meinten verschiedene Stimmen aus dem Publikum, welche die Schönheit der Angeklagten zu ihren Gunsten eingenommen hatte.

Doktor Amarell sprach leise mit ihr, ihn unterbrach das laute Klingelzeichen des Vorsitzenden, das die Ankündigung begleitete: „Die Sitzung ist eröffnet.“ Marga blieb völlig ruhig bei den nun folgenden Eröffnungsvorgängen, auch während der Auslosung der Geschworenen saß sie still auf ihrer Bank; nur als der Präsident die Frage an sie richtete, ob sie das Recht der Ablehnung und Annahme der einzelnen Ausgelosten selber ausüben oder ihrem Verteidiger überlassen wolle, entgegnete sie: „Männer vermögen mich überhaupt nicht zu richten, Herr Präsident. Die Anklage gegen mich lautet auf eine Tat, welche nur Angehörige meines Geschlechts zu begreifen vermögen. Da unser Gerichtsverfahren aber noch nicht weit genug vorgeschritten

ist, um diesem Anspruch Rechnung zu tragen, so ist es mir völlig gleich, wer über mich entscheidet.“

„Also Ihr Herr Verteidiger soll für Sie sprechen?“

„Ja.“

Ihr Organ gewann ihr ebenso die Herzen wie die stolze Würde, mit welcher sie sich benahm. Nur einmal bemerkte man eine eigentümliche Unruhe an ihr — das war, als die Zeugen behufs Feststellung ihrer Volljährigkeit aufgerufen wurden. Ihr Blick begegnete dem des Doktors Burger — da zuckte es wie leises Weh über ihre Züge, aber es war nur, als wenn der Windhauch eine klare Wasserfläche bewegt, und ging ebenso schnell vorüber.

Sisbert dagegen fühlte sich tief bekümmert bei diesem Wiedersehen und suchte alles in seinen Blick zu legen, was er empfand: seine Hochachtung, sein Vertrauen, seine Freundschaft.

Der Gerichtschreiber verlas die Anklage, lautend auf vorsätzliche und überlegte Tötung. Marga schauderte zusammen, als sie die geschraubten Wendungen des üblichen Kurialstils vernahm, sie wußte, daß es für dieses Verbrechen keine mildernden Umstände gab. Ward sie des hier vorausgesetzten Verbrechens für schuldig erachtet, so mußte das Urteil auf Todesstrafe lauten!

„Angeklagte, was haben Sie auf die gegen Sie erhobene Anklage zu erwidern?“ wandte sich der Präsident an Marga.

„Daß ich schuldlos bin, Herr Präsident,“ entgegnete die Baronin.

„Angeklagte, ich ermahne Sie, nicht ferner durch Ihr hartnäckiges Leugnen die milden Empfindungen zu dämpfen, welche Ihre Tat in der Brust Ihrer Richter hervorruft. Ich habe noch niemals in meiner lang-

jährigen Berufstätigkeit einen Fall vor Augen gehabt, in welchem, ohne daß der Schuldige betannt hat oder bei der Tat beobachtet worden ist, die Schuldfrage so klar liegt wie in dem Ihrigen. Alle Beweise sind gegen Sie, und was für Beweise! Nichts steht diesen entgegen als die bloße Beteuerung einer Angeklagten — wer wird da in Zweifel sein, wem er glauben soll?“

„Herr Präsident, kann ich mich zu einer Handlung bekennen, die ich nicht begangen habe?“

„Nein, das sollen Sie nicht. Wenn Sie sie aber begangen haben, so ist es in Ihrem Falle eine Tat, welche durch Hinwegleugnen zum erbärmlichen Morde gestempelt wird, während eine offene Vertretung unter Hinweis auf die Motive ihr etwas Edles verleiht, auch dann, wenn man die Anschauungen, die dazu geführt haben, für irrig hält.“

„Das empfinde ich ebenso wie Sie, Herr Präsident. Glauben Sie mir,“ rief Marga mit erhöhter Stimme, „wenn ich den Mut und die Kraft in mir finde, eine solche Tat zu begehen, so habe ich auch den Mut und die Kraft, sie vor den Menschen zu verantworten! Nicht die irdische Strafe ist es ja, welche ich am meisten fürchten würde, sondern das Urteil meines Gewissens! Ich gestehe hier frei und offen: unter den Umständen, in welchen ich mich befand, nehme ich für eine Mutter, als die allein wahrhaft für ihr Kind verantwortliche Instanz, wenigstens die einzige, bei welcher diese Verantwortung mehr als Heuchelei ist, das Recht in Anspruch, dieses Kind auch zu töten, wenn ihr keine andere Möglichkeit bleibt, das weitere Fortkommen des Kindes zu sichern oder dieses vor einem elenden Dasein zu retten. Ich gestehe hier frei und offen: ich habe derartige Gedanken in mir erwogen, veranlaßt

durch Ihre ungerechten, harten Gesetze, welche einer Mutter ihr Kind entziehen, ich erblicke in einem Falle wie dem meinigen die Moral durchaus auf meiner Seite. Alte, verrottete Anschauungen sind es, in denen wir uns bewegen, wenn wir schematisch das Leben unter den Schutz des Gesetzes nehmen, dasselbe Leben, das man unsere Männer in mörderischen Schlachten zu opfern zwingt ohne Rücksicht auf Weib und Kind! Nun wohl, ich glaube nicht, daß eine Tat, deren Motiv die Liebe ist — wie es bei der meinigen der Fall gewesen wäre — als Mord zu betrachten ist. Ich wiederhole: ich hegte derartige Gedanken, aber ich fand nicht den Mut und die Kraft in mir, ihnen Folge zu geben.“

„Sie meinen, Sie hätten Ihr Kind zu sehr geliebt, um das Schreckliche ausführen zu können?“

„Vielleicht — vielleicht liebte ich es auch zu wenig.“

„Erwägen Sie doch selbst, Angeklagte, wohin sollte es führen, wenn man den einzelnen Eltern das Recht einräumen wollte, über das Leben ihrer Kinder zu entscheiden? Was einmal lebt, hat auch das Recht auf Schutz durch die Gesellschaft. Sehen Sie das nicht ein?“

„Gewiß, aber es gibt Zustände, für welche das bestehende Recht nicht ausreicht. Hier ist ein solcher Ausnahmefall.“

„Genug, Sie erklären ja, sich nicht am Leben Ihres Kindes vergriffen zu haben. Und doch ist Ihr Kind vergiftet worden wenige Tage darauf, nachdem Sie gegen Doktor Burger verdächtige Äußerungen getan und ihm ein Fläschchen Gift heimlich entwendet hatten — und zwar mit demselben Gift, an welchem Ihr Kind starb. Wollen Sie nun uns glauben machen, daß ein so seltsamer Zufall möglich sei?“

„Es ist ein Verhängnis, das ich nicht begreife.“

„Wer sollte also dem Kinde das Gift beigebracht haben? Oder wie sollte es in die vorher vollkommen unschädliche Arznei gekommen sein?“

„Ich weiß es nicht.“

„Hegen Sie auch keine Vermutung in dieser Hinsicht?“

„Nein.“

„Halten Sie eine Fahrlässigkeit, eine Verwechslung für möglich?“

„Ich stehe vor einem vollkommenen Rätsel.“

„Hatte jemand Interesse an der Wegräumung des Knaben?“

„Niemand.“

„Ihr Gatte nicht?“

„Im Gegenteile, denn der Erbvertrag machte das Leben des Kindes höchst wertvoll für ihn.“

„Es hat ja auch niemand in der in Frage kommenden Zeit das Krankenzimmer betreten — Sie und Schwester Marie waren immer anwesend, mindestens eine von ihnen. Besteht eine Möglichkeit, daß jemand in das Zimmer gelangt ist, ohne bemerkt zu werden, in der Zeit von der Medizineinflößung am Morgen bis zur Nacht des verhängnisvollen Tages?“

„Durchaus nicht. Ich entfinne mich jeder Minute dieses Tages genau.“

„Da sehen Sie. — Zu welchem Zwecke haben Sie denn das Fläschchen mitgenommen?“

„Ich war damals völlig aufgelöst vor Kummer, ich hatte Selbstmordgedanken.“

„Wie? Sie gedachten das Kind zu verlassen, das Sie über alles zu lieben vorgaben?“

„Ich war doch von ihm getrennt. Außerdem weiß ich ja nicht, ob ich den Gedanken je in die Tat umgesetzt hätte.“

„Wie erklären Sie Ihre Äußerungen gegenüber Doktor Burger?“

„Aus der Seele einer Mutter heraus, der man schweres Unrecht getan hat. Aus der Seele einer Mutter heraus, die selbst Leben, Freiheit und Ehre für ihr Kind zum Opfer bringen kann. Ich sagte Ihnen bereits, meine Herren Richter, daß ich sie noch vertrete.“

„Warum steckten Sie das Fläschchen zu sich, als Sie sich in das Haus Ihres früheren Mannes begaben?“

„Ich wußte gar nicht, daß ich es bei mir trug. Ich hatte es am Tage, als ich es mitnahm, in die Tasche meines Kleides gesteckt, und dieses trug ich während meines Verweilens am Krankenbett.“

„Sie werden dann von einer Zeugin hören, daß Sie doch von dem Vorhandensein wußten. Die Hausdame des Barons, Fräulein Albanus, hat Sie gleich am Morgen nach Ihrer Ankunft, als sie unerwartet in das Ihnen und der Schwester zum Schlafgemach dienende Nebenzimmer trat, um einen Auftrag des Herrn v. Wolfers auszurichten, überrascht, wie Sie hastig und bestürzt ein Fläschchen in Ihrem Mantel verbargen.“

Marga verstummte. Ihr Verteidiger blickte sich betroffen nach ihr um.

„Haben Sie darauf nichts zu erwidern Angeklagte?“ fuhr der Präsident fort.

„Ich dachte nicht, daß die Dame es bemerkt hätte.“

„Aha, Sie geben also die Tatsache zu?“

„Gewiß. Ich entdeckte das Fläschchen gerade in meiner Tasche und war ganz bestürzt darüber. Innerlich bangend um Tod und Leben meines geliebten Kindes, erschien mir der Gedanke furchtbar, daß ich eine Substanz so nahe hatte, welche —“

„Welche?“

„Ich haßte mich selbst, daß ich je solche Gedanken hatte nähren können. Um das Fläschchen loszuwerden, ging ich ins Nebengemach und verbarg es in meinem Mantel. Ich entsinne mich, daß Fräulein Albanus gerade dazukam, aber ich glaubte, sie hätte nichts gesehen.“

„Sie versteckten es im Mantel, um es loszuwerden, und doch befand es sich, als der Mord geschehen war, wieder in Ihrer Kleidertasche! Wie erklären Sie diesen Umstand?“

„Es kam mir später der Gedanke, im Mantel sei es nicht sicher, man könne es finden und auf falsche Vermutungen geraten. Deshalb hielt ich für klüger, es wieder an mich zu nehmen.“

„Sehr vorsichtig! Dieselbe Vorsicht bewog Sie wohl auch, sich seiner durch den Wurf aus dem Fenster zu entledigen, nachdem die Todesart des Knaben feststand?“

Margas Augen begannen zu glänzen wie befeuchtet von einem inneren Tau. Sie wandte sich einige Augenblicke ab, mit dem weißen Taschentuch die plötzlich hervorquellenden Tränen zurückdrängend. Als sie ihr Antlitz den Richtern wieder zulehrte, hatte sie die Haltung wieder gewonnen. „Herr Präsident,“ sagte sie weich, „ich war in jener furchtbaren Stunde wirklicher Überlegung gar nicht fähig. Als mein armes Kind von jenen unvermuteten, rätselhaften Erscheinungen befallen wurde, und ich von Schwester Marie erfuhr, um was es sich handelte, drängte die angstvolle Hast der Mutter den Kummer hinter eine fieberhafte Spannung zurück. Wie der um sein Leben Kämpfende, solange der Kampf dauert, über der Aufregung des Streites die Gefahr vergißt, so konzentrierten sich auch meine gesamten Kräfte und Empfindungen in dem gewaltigen Ringen, durch welches wir dem Tode die sichere Beute

abzugewinnen trachteten. Und als die letzte Hoffnung schwand — da — da —“ ihre Stimme erzitterte merkbar — „da brach ich unter der Wucht des Schmerzes zusammen. Es war mir anfangs vollkommen gleichgültig, wie das geschehen war, was mich um mein Teuerstes auf Erden betrog, und was der Arzt für Erhebungen darüber anstellte. Blichartig durchfuhr mich dann mit einem Male die ganze Wahrheit: man hegte Verdacht gegen mich, gegen die Mutter! Da fiel mir das Fläschchen ein — eine unsagbare Angst überkam mich, nicht wegen der zu erwartenden Untersuchung, der Strafe — daran dachte ich gar nicht — der Gedanke aber, ich könnte für die Mörderin des eigenen Kindes gelten, das ich mit Aufopferung aller meiner seelischen und physischen Kraft gepflegt, war mir so furchtbar. Du mußt dich des Fläschchens entledigen, flüsterte diese Angst mir zu. Ich ging ans Fenster, öffnete es, wobei ich mich stellte, als wolle ich in der frischen Luft des Morgens meine fieberheiße Stirn kühlen, und warf es hinab. Ich muß wohl auch sehr ungeschickt verfahren sein, da mein — der Baron Wolfers es sofort wahrnahm.“

„Die Anklage behauptet, Sie hätten sich schon mit dem Hintergedanken zur Pflege herangedrängt, um die Gelegenheit zur Ausführung Ihrer Absicht herbeizuführen.“

„Fragen Sie alle, die um mich waren, ob ich in jenen Stunden solcher Überlegung fähig war, fragen Sie alle, die mich kennen, ob mein Herz überhaupt je der Überlegung zu etwas Bösem fähig war! Ich hörte, mein Kind sei gefährlich krank — ist es da so schwer zu glauben, daß eine Mutter ihr Herz an das Krankenbett ihres Kindes treibt?“

„Sie haben aber an eben diesem Krankenbett, nachdem das Leben Ihres Söhnchens entflohen war,

in wilder Selbstanklage ausgerufen: „Mein armer Rudi! Und ich bin seine Mörderin!“ Was konnten Sie damit anderes sagen wollen, als daß Sie selbst —“

Sie schüttelte den Kopf. „Ist dieser Aufschrei eines gequälten Mutterherzens so schwer zu verstehen?“ rief sie. „Ich war es, die bei ihm gewacht, die ihm die verhängnisvolle Arznei eingegeben hatte. Das war es, was mich so fürchterlich bewegte, daß ich selbst es sein mußte, aus deren Hand er den Todestelch empfing. Aus einem unendlich bitteren Wehgefühl rang sich der Ausruf hervor. Wäre ich schuldig gewesen, ich hätte mich wohl gehütet, mich auf diese Weise zu verraten.“

Hier erhob sich der Vertreter der Staatsanwaltschaft zu der Bemerkung, es sei nichts Seltenes, daß ein Schuldiger sich durch derartige unwillkürliche Äußerungen verrate. „Angesichts der vollbrachten Tat,“ erklärte er, „überkommt den Täter oft plötzlich die Reue, er richtet wilde Selbstanklagen gegen sich selbst, wie es Schiller ebenso schön als psychologisch wahr ausspricht:

Ein andres Antlitz, eh' sie geschehen,
Ein andres zeigt die vollbrachte Tat.
Mutvoll blickt sie und kühn dir entgegen —
Aber ist sie geschehen und begangen,
Blickt sie dich an mit erbleichenden Wangen.

Psychologisch betrachtet, bildet der Ausruf also ein Moment, das die Angeklagte nicht hinwegdemonstrieren kann.“

Der Präsident veranlaßte nun Marga, im Zusammenhang ihre ganze Leidensgeschichte zu erzählen. Ihre Darstellung hatte wenig von kunstvoller Rede, dazu floß sie aus einer zu aufgeregten und gequälten Seele, dazu war der Zweck ein für sie zu verhängnisvoller, aber da sich unwillkürlich alle Empfindungen, die sie von ihrer Brauttschaft an bis zu der letzten Kata-

strophe durchgemacht, in ihren Worten ausprägten, so brachte die abgerissene Erzählung trotz alledem einen ergreifenden Eindruck hervor. Erlebte sie doch alle ihre Leiden noch einmal, indem sie dieselben zur Musterung vor ihre Richter zwang. Vielfach konnte sie nur durch Tränen sprechen, die Zuhörer begannen die tiefste Teilnahme für die Unglückliche zu empfinden, man vernahm unterdrückte Bornesäußerungen gegen den Baron Wolfert, und der Vorsitzende mußte alle seine Autorität aufwenden, um die für den Fortgang der Verhandlung notwendige Ruhe wiederherzustellen.

12.

Die Vernehmung der Angeklagten war beendet. Das Zeugenverhör begann. Doktor Majus, der Hausarzt, erteilte eingehenden Aufschluß sowohl über den Verlauf der Angelegenheit als die Unanfechtbarkeit der Tatsache, daß der kleine Rudi absichtlich mit Morphinum vergiftet worden sei. Professor Stern, der medizinische Sachverständige, bestätigte in allen Punkten die Wahrnehmungen des praktischen Arztes und verbreitete sich ausführlich über das Wesen der Morphinumvergiftung.

Der nächste Zeuge war der Diener, der ebenso wie seine weiblichen Kolleginnen nur nebensächliche Momente zu bekunden vermochte. Ihnen folgte eine Hauptzeugin, Schwester Marie.

Nachdem sie eine genaue Darstellung ihrer gesamten Erlebnisse im Hause des Barons gegeben, wandte sich der Vertreter der Staatsanwaltschaft mit der Frage an sie: „Schwester Marie, das Krankenzimmer, in welchem der Knabe lag, befindet sich doch im ersten Stock der Villa?“

„Jawohl.“

„Die Fenster gehen nach dem Garten hinaus?“

„Ja.“

„Zu Ihrer Benützung standen zwei Zimmer, das Krankenzimmer und ein Nebengemach, in welchem Sie mit der Angeklagten aßen, schliefen oder sich sonst aufhielten?“

„Ein solches Zimmer muß uns immer zur Verfügung stehen, da es nicht statthaft ist, die Mahlzeiten im Krankenraum selbst einzunehmen.“

„Der Zutritt zu dem Krankenzimmer war nur durch das Nebengemach möglich?“

„Nur durch dieses.“

„Das ist ein Hauptpunkt, den wir uns vor Augen halten müssen. Sie und die Angeklagte, oder eine von Ihnen war also stets in einem der Zimmer anwesend?“

„Nicht nur das, eine von uns befand sich auch stets in der Krankenstube.“

„So daß es gänzlich unmöglich war, daß, ohne von Ihnen oder der Angeklagten gesehen zu werden, jemand in das Krankenzimmer Zutritt erhielt?“

„Das war ganz ausgeschlossen.“

„Schwester Marie,“ wandte hier der Verteidiger ein, „Sie waren doch nicht ununterbrochen anwesend? Soviel ich weiß, gehen die pflegenden Schwestern, wenn nur irgend die Möglichkeit vorliegt, täglich einmal eine Stunde spazieren oder nach dem Schwesternhaus. Haben Sie das nicht auch getan?“

„Gewiß, dann blieb die Frau Baronin zurück.“

„Das nehmen Sie an. Kann nicht aber doch gerade während Ihrer Abwesenheit einmal die nötige Vorsicht außer acht gelassen worden sein?“

Schwester Marie zuckte die Achseln, dagegen erhob sich hastig die Angeklagte.

„Ich habe nie einen Augenblick meine Pflicht versäumt,“ rief sie.

„Dessen bin ich gewiß,“ entgegnete der Verteidiger. „Aber wenn Sie allein waren, konnten Sie genötigt sein, auf Minuten das Nebengemach zu betreten, sei es, um zu essen, oder etwas in Empfang zu nehmen. Während dieser Zeit hätte doch jemand unbeachtet durch das Fenster Zutritt finden können?“

Die Zeugin schüttelte den Kopf.

„Ist das Zimmer nicht durch die Fenster zugänglich?“

„Herr Doktor,“ ergriff die Schwester wieder das Wort, „Sie vergessen, daß für die Ausführung der Tat nur die streng begrenzte Zeit vom Morgen des letzten Tages bis zur dritten Stunde des anderen Morgens in Frage kommen kann. Während dieser Zeit aber habe ich das Haus des Herrn Barons nicht verlassen — im Gegenteil, ich bin mit der Frau Baronin zusammen ununterbrochen anwesend gewesen; erst Abends gegen zehn Uhr zog ich mich auf die Vorstellung der Frau Baronin in das Nebengemach zurück, um ein wenig zu ruhen.“

„Also die Angeklagte war es, die Sie veranlaßte, sich zur Ruhe zu begeben?“ fragte der Staatsanwalt.

„Jawohl. Ich muß jedoch hinzufügen, daß ich vorher darauf bestanden hatte, daß sie selbst etwas ruhe. Wir waren beide aufs äußerste erschöpft. Es erschien mir auch natürlich, was sie mir sagte, daß sie die letzte Nacht, die hier zu bleiben ihr vergönnt war, bei ihrem Kinde zubringen wollte.“

„Ein sehr natürlicher Wunsch,“ betonte nachdrücklich der Verteidiger.

„Wann gaben Sie Morgens dem Kinde die Medizin ein?“ fragte der Staatsanwalt.

„Regelmäßig um acht Uhr.“

„Das geschah auch am letzten Morgen?“

„Jawohl. Mittags setzten wir aus, Rudi schlief so fest, daß wir ihn nicht wecken wollten.“

„Und nach der Einflößung am Morgen zeigten sich keinerlei böse Folgen?“

„Ganz und gar nicht.“

„Somit steht es fest, daß nur in der Zeit von acht Uhr Morgens bis Nachts zwei Uhr — der Zeit, in welcher die Angeklagte aufs neue Medizin reichte — das Gift in das Fläschchen gekommen sein kann,“ hob der Staatsanwalt mit erhobener Stimme hervor. „Und in dieser Zeit haben Sie und die Angeklagte die Krankenzimmer nicht mehr verlassen?“

„Nein.“

„Und niemand ist dagewesen, der irgendwie eine Handlung ohne Ihr Wissen hätte vornehmen können?“

„Niemand. Nur Doktor Majus war da, und auf eine halbe Minute der Diener, der mir einen Brief von der Oberschwester brachte. Er kam nur bis an die aus dem Nebengemach ins Krankenzimmer führende Thür, dann ging ich ihm dahin entgegen. Es geschah dies schon aus Vorsorge wegen etwaiger Ansteckung.“

„Und der Herr Baron selber ist auch nicht am Krankenbett erschienen?“ warf Amarell ein.

„Nein. Er mußte verreisen und kam nur früh einmal ins Nebenzimmer, um sich nach dem Befinden des Knaben zu erkundigen. Ich ließ ihn hier mit der Frau Baronin allein. Beide schlossen dann die Thür, ich hörte sie laut und erregt sprechen. Die Frau Baronin kam nach einiger Zeit mit verweinten Augen wieder herein und sagte mir, daß ihre Anwesenheit nicht länger geduldet werde. Morgen früh müsse sie ihr Kind verlassen.“

„Sie zeigte sich also darüber äußerst erregt?“ erkundigte sich der Staatsanwalt.

„Was ich sehr natürlich fand. Sie weinte noch lange, ich hatte Mühe, sie zu beruhigen.“

„Ist noch eine Frage an die Zeugin zu richten?“ forschte der Präsident.

„Jawohl, Herr Präsident,“ antwortete der Verteidiger. „Ich möchte sie fragen, ob sie den Schmerz meiner Klientin am Totenbett für aufrichtig oder erheuchelt hielt.“

„Es war ein wilder, verzweifelter Ausbruch, der Herz und Seele erschütterte,“ entgegnete die Zeugin bewegt. „Er hatte nichts Gemachtes an sich.“

„Haben Sie die Äußerung ‚Ich bin seine Mörderin‘ ernst genommen?“

„Anfangs nicht — im Gegenteil, ich suchte die Baronin zu beschwichtigen, indem ich ihr vorstellte, sie könne ja nichts dafür. Erst als sich herausstellte —“

„Daß niemand als sie das mörderische Gift zur Anwendung gebracht haben konnte, erschienen Ihnen die Worte bedenklich?“ ergänzte der Vertreter der Staatsanwaltschaft.

„Allerdings.“

Der Verteidiger fragte weiter: „Was für ein Urteil haben Sie sonst über die Frau Baronin? Sie waren doch verschiedene Tage mit ihr zusammen. Halten Sie sie eines gemeinen Verbrechens für fähig?“

Schwester Marie schüttelte den Kopf. „Eines gemeinen gewiß nicht.“

„Aber einer Tat wie der zur Anklage stehenden?“ warf der Staatsanwalt ein.

„Ich muß doch wohl. Verzweiflung kann die besten Menschen zu Verbrechern machen. Sollte es aber auch der Fall sein, so kann ich die unglückliche Frau nur innig bemitleiden, nicht verachten. Sie hat sich meine ganze Teilnahme und Hochschätzung erworben.“

„Hatten Sie den Eindruck, oder haben Sie ihn jetzt, als wäre die Frau Baronin nur in das Haus ihres ehemaligen Gatten gekommen, um Gelegenheit zur Ausföhrung ihres Vorhabens zu erhalten?“

„O nein. Sie widmete sich der Pflege des Kindes mit einer Hingebnng, die nicht ihresgleichen hat. Sie bewachte jede seiner Bewegungen mit unsagbarer Angst. Wenn sie das Entsetzliche getan hat, so ist der Entschluß sicher erst im letzten Augenblick in ihr erwacht.“

Damit trat Schwester Marie zurück. Doktor Burger wurde aufgerufen. Gisbert vermied es, nach der Angeschuldigten hinzublicken. Ihre Erscheinung an dieser Stelle schnitt ihm in die Seele. Mit unterdrückter, des öfteren von innerer Bewegung erbebender Stimme beantwortete er die Fragen des Vorsizenden. Es war im wesentlichen nur die Wiederholung dessen, was er vor Assessor Lobedank ausgesagt, er suchte so hastig als möglich über die Punkte, die ihm die bedenklichsten für die Geliebte erschienen, hinwegzugehen, aber der Staatsanwalt zeigte sich damit keineswegs einverstanden.

Von neuem stellte er ihn vor die schwerwiegende Frage, ob er geglaubt habe, daß Marga das Gift nur an sich genommen habe, um dem eigenen Leben ein Ende zu bereiten, und ließ ihn die inhaltsschweren Worte, die sie zu ihm gesprochen, wonach sie im stande sein würde, ihr Kind aus Liebe sogar zu töten, zweimal wiederholen.

Zum ersten Male wandte sich jetzt der Blick des jungen Arztes tieftraurig nach der unglücklichen Mutter. „Gnädige Frau,“ richtete er seine Rede direkt an sie, „Sie selbst haben mich in die peinliche Notwendigkeit versetzt, hier auftreten zu müssen. Es würde mir unendlich schmerzlich sein, glauben zu müssen, Sie hätten

mich im Verdacht des Mißbrauchs Ihres Vertrauens. Ich —“

Er hielt verlegen inne. Über die Züge der jungen Frau huschte ein flüchtiges, aber darum nicht weniger freundliches, liebes Lächeln. Zwar erschien es nur wie ein kurzes Wetterleuchten, das einen Moment eine trübe Wolke erhellt, aber dem Doktor strahlte es doch in die Seele wie ein wärmendes, belebendes Licht.

Marga zürnte ihm nicht. Mitten aus ihrem Schmerz heraus, aus der Aufregung der verzweifelten Lage gab sie ihm ihr sympathisches Gefühl für ihn zu erkennen. Sie hätte kaum nötig gehabt, noch die Worte hinzuzufügen: „Herr Doktor, ich würdige vollkommen die Zwangslage, in welche ich selbst Sie gebracht. Ich habe jedoch nichts zu verbergen, ich will nichts verbergen — mag die Wirkung sein, welche sie will!“

Gisbert zog sich auf seinen Zeugenstuhl zurück. Er kam sich vor wie jemand, der von einer hochstehenden Persönlichkeit, an deren Achtung und Schätzung ihm viel gelegen, ausgezeichnet worden ist — er vergaß beinahe die düstere Bedeutung des Tages.

Nur noch drei Zeugen waren zu vernehmen. Der erste war der Polizeikommissar, welcher das Fläschchen gefunden hatte, nach ihm erschien die Hausdame des Barons v. Wolfers, Fräulein Albanus. Eine stattliche junge Dame, etwa achtundzwanzig Jahre alt, hoch und stark gebaut, mit einem üppigen Aufbau zwischen Blond und Braun die Mitte haltenden Haars, mit großen Augen, die ebenfalls einen Übergang von Hell zu Braun darstellten, aber bei flüchtiger Betrachtung blau schimmerten, und einem im Ganzen angenehm anmutenden Gesicht. Sie weilte seit der Scheidung des Barons als gesellschaftliche Repräsentantin und Oberleiterin des Hauswesens in seinem Hause. Um

die Erziehung des kleinen Rudi hatte sie sich wenig bekümmert, auch während der Krankheit des Knaben mit der Baronin und Schwester Marie nur oberflächliche Berührung gehabt. Trotzdem betraf ihre Vernehmung einen sehr wichtigen Umstand.

„Fräulein Albanus,“ sprach der Präsident sie an, „Sie haben eine befremdliche Wahrnehmung gemacht. Sie haben das Fläschchen mit Gift bei der Angeklagten gesehen?“

„Ich wußte nicht, daß es sich um ein Fläschchen mit Gift handelte, Herr Präsident,“ entgegnete die Zeugin mit einer klangvollen, wenn auch etwas befangenen Stimme.

„Erzählen Sie.“

„Es war gleich am Tage nach der Ankunft der Frau Baronin. Ich öffnete Morgens die Tür des Zimmers, durch welches man in das Krankenzimmer gelangt und in dem sich die Damen aufhielten. Ich wünschte im Auftrag des Herrn Barons mit Schwester Marie zu sprechen, um selber genau zu erfahren, was wir in betreff ihrer zu beobachten hatten. Mein Klopfen mußte überhört worden sein, so nahm ich an, die Damen seien im Krankenzimmer, und trat ein. Da erblickte ich die Frau Baronin, wie sie einen Gegenstand, den sie in der Hand hielt, bei meinem plötzlichen Eintritt rasch und sichtlich bestürzt in die Tasche ihres an einem Garderobehalter hängenden Mantels steckte. Der Gegenstand war ein kleines Fläschchen, das hatte ich bemerkt — natürlich dachte ich mir damals weiter nichts dabei.“

„Die Angeklagte hat zugegeben, daß es sich um das Morphiumfläschchen handelte,“ warf der Präsident ein. „Es ist wohl keine Frage an die Zeugin zu richten?“

„Ich habe keine,“ erklärte Amarell.

Der Vertreter der Staatsanwaltschaft zögerte.

„Ich weiß nicht, nach welcher Richtung der Herr Verteidiger vorgehen wird. Besser daher, wir unterlassen nichts. Ich bitte die Zeugin zu fragen, ob das Fläschchen daselbe ist, welches sie damals in den Händen der Angeklagten erblickte.“

Der Präsident hob das auf dem Gerichtstische befindliche Fläschchen in die Höhe. „Ist dies das Fläschchen, Fräulein Albanus?“

„Jawohl,“ erklärte die Zeugin nach einem raschen Blicke auf den Gegenstand.

Doktor Amarell erhob sich. „Fräulein Albanus, Sie haben doch damals das Fläschchen nur einen Augenblick gesehen. Sind Sie wirklich im stande, es mit Sicherheit wiederzuerkennen? Es kommt ja nicht darauf an, da die Frau Baronin die Tatsache zugegeben hat, aber die Genauigkeit Ihres Zeugnisses wird durch Ihre Behauptung unter Umständen in ein zweifelhaftes Licht gestellt. Sie mögen ja der Meinung sein, daß es gar nicht anders sein kann, aber prüfen Sie sich einmal genau — könnte es nicht auch ein anderes Fläschchen gewesen sein?“

Der Vorsitzende reichte der Zeugin das Fläschchen hin. „Sehen Sie es an, Fräulein Albanus — war es dies?“

Fräulein Albanus griff nach dem Fläschchen, betrachtete es und äußerte nach kurzer Überlegung bestimmt: „Gewiß ist es daselbe.“

„Sie können sich nicht täuschen?“ forschte Doktor Amarell.

„Nein. Es war sehr hell im Zimmer, ich konnte es genau sehen. Ich glaube, ich kann mich nicht irren.“

„Sind Sie damit zufriedengestellt?“ fragte der Präsident den Verteidiger.

Dieser antwortete nicht. Er war mit einem Male

sehr nachdenklich geworden, starrte wie geistesabwesend vor sich hin und nagte die Oberlippe mit den Zähnen.

Der Präsident wartete einige Augenblicke, die Richter blickten erstaunt nach dem Verteidigertische, endlich sagte der Vorsitzende: „Herr Doktor, ich frage, ob Sie nun zufriedengestellt sind?“

Amarell schaute betroffen auf. „Gewiß, Herr Präsident.“

„So mag die Zeugin zurücktreten.“

Als letzter Zeuge trat Baron Wolfert vor die Schranken. Unruhiges Gemurmel schwirrte durch den Saal, feindselige Blicke schossen nach dem vornehm aussehenden Manne hin. Mit der ruhigen Sicherheit eines welterfahrenen Mannes beantwortete er die einleitenden, seine Personalien feststellenden Fragen des Vorsitzenden. Daß er innerlich indessen nichts weniger als unbewegt war, zeigte das nervöse Spiel der zusammengekniffenen Augenbrauen, zeigte das leichte Beben der festgeschlossenen Lippen.

„Herr Zeuge,“ redete der Präsident ihn an, „Ihre Persönlichkeit spielt in diesem Drama eine keineswegs beneidenswerte Rolle. Wir sind nicht hier, über Ihr Verhalten gegen Ihre geschiedene Frau Gemahlin zu urteilen, das Verbrechen aber, über das wir hier zu Gericht sitzen, würde wohl heute nicht eine im ganzen bedauernswerte Person auf die Anklagebank gezwungen haben, wenn Ihr Benehmen gegen diese sie nicht zur Verzweiflung getrieben hätte.“

„Ich hatte das Geseß auf meiner Seite,“ versetzte Baron Wolfert.

„Allerdings — aber Sie verdanken den Beistand des Geseßes nicht Ihrer gerechten Sache, sondern einer Täuschung, welcher Ihre Gattin zum Opfer gefallen ist. Beeinflußt von den Bitten und Versprechungen

Ihres Herrn Vaters, hat sie darein gewilligt, die Scheidung der Ehe auf eine Weise herbeizuführen, die das Gesetz an die Hand gibt, und die sie als den schuldigen Teil erscheinen ließ. Sie hat nicht recht daran getan und ist in der That grausam betrogen worden. Vielleicht hätte sie besser getan, zu versuchen, ob nicht doch auf gerichtlichem Wege etwas zu erlangen sei. Hätten Sie, wie man von einem Ehrenmanne wohl erwarten durfte, die von Ihrem Vater mit Ihrer Bewilligung gegebenen Versprechungen gehalten — diese junge Frau stände jetzt nicht hier, angeklagt eines so schweren Verbrechens!“

Der Baron hob gereizt den Kopf auf. „Ich glaube als Zeuge Anspruch auf eine rücksichtsvolle Behandlung zu haben,“ rief er herausfordernd. „Statt dessen greift der Herr Präsident meine Ehre an. Ich werde an zuständiger Stelle über die mir zuteil gewordene Behandlung Beschwerde führen.“

„Tun Sie das,“ wies der Präsident ihn kalt zurück.

„Meine Einwilligung zu dem von meinem Vater abgeschlossenen Vertrag ist nie gegeben worden. Ich befand mich in einer Zwangslage und mußte wohl oder übel gute Miene zum bösen Spiel machen. Trotzdem hätte ich auch nach seinem Tode alles beim alten belassen, wenn nicht das lächerliche Testament gewesen wäre —“

„Sie nennen es lächerlich, weil es Ihnen nur den Nießbrauch ließ, während der Erbe des eigentlichen Vermögens Ihr Söhnchen war?“

„Gewiß. Nachdem das Leben meines Kindes von so großer Bedeutung für mich geworden war, konnte ich es selbstverständlich nicht fremden Händen überlassen.“

„Ich sollte meinen, es wäre bei der Mutter besser aufgehoben gewesen als bei Ihnen. Das Kind war

fränklich und geisteschwach, die treue Pflege der Mutter versprach ihm weit eher ein längeres Leben als die Wartung von fremder Hand.“

Der Zeuge senkte finster den Kopf. Nach einigem Bedenken erwiderte er: „Vielleicht ist das richtig. Aber die Frau, welcher ich das Kind überlassen sollte, haßte mich — ihr durfte ich es nicht anvertrauen.“

„Noch ein anderer Beweggrund soll für Sie maßgebend gewesen sein. Sie liebten Ihre geschiedene Gattin noch und wollten sie durch den Besitz des Kindes zwingen, die Ehe mit Ihnen wieder einzugehen. Ist das so?“

Der Baron schwieg.

Der Präsident bestand nicht auf der Antwort. „Halten Sie Ihre Gemahlin des Verbrechens für fähig, dessen man sie bezichtigt?“

„Wie kann ich anders, da so schwerwiegende Beweise vorhanden sind? Es bleibt mir keine andere Möglichkeit.“

„Und wenn die Beweise nicht vorlägen, wenn nur ein Verdacht vorhanden wäre? Würden Sie sie dann der Tat für fähig erachten?“

„Nein —“

„Und doch haben Sie sie zuerst angeklagt?“

„In der Aufregung des Augenblickes. Der Verlust des Kleinen traf mich wie ein Blitzschlag, ich verlor alle Beherrschung, was mir sonst selten zustößt, und da sie mir schon einmal gedroht hatte —“

„Sie hatte Ihnen gedroht?“

„Jawohl. Bei einem der Auftritte, die wegen des Kindes zwischen uns stattfanden, hatte sie gesagt: ‚Nimm dich in acht, du weißt nicht, was du aus mir machst! Ich will den Knaben lieber tot als in deinen Händen sehen!‘ Genau so drückte sie sich aus.“

„Ist das wahr, Angeklagte?“

„Ich entsinne mich nicht mehr, stelle aber die Wahrscheinlichkeit nicht in Abrede,“ erklärte Marga.

„Trotzdem erfüllten Sie Ihrer Gattin die Bitte, sie zur Pflege des Kindes zuzulassen?“

Der Baron bejahte. „Sie war gar so aufgeregert — außerdem dachte ich nicht, daß sie die Drohungen ernstlich meinte. Ich hoffte, die Liebe der Mutter werde eher als eine wenn auch noch so liebevolle fremde Sorge das Kind zu erhalten vermögen.“

„Sehr richtig. Und der Kleine genas in der Tat. Nun hatte der Mohr seine Schuldigkeit getan und konnte gehen. Sie stellten der armen Mutter den Stuhl vor die Tür und trieben sie dadurch zu einer Tat der Verzweiflung.“

„Das — das war nicht der eigentliche Grund.“

„Nicht der eigentliche Grund? So gab es noch einen anderen?“

„Ich machte ein paarmal während ihrer Anwesenheit meiner Frau Vorstellungen. Ich zeigte ihr an dem eingetretenen Ereignis, wohin unser Zerwürfnis führe, und daß es für sie doch weit besser sein werde, wenn sie das volle Recht, Mutter zu sein, wieder erlange. Ich versprach ihr, meinerseits alles zu tun, ihr das Leben befriedigend zu gestalten. Anfangs weigerte sie sich, nachdem jedoch Rudi wie durch ein Wunder vom Tode gerettet war, fand ich sie in einer weichen, nachgiebigen Stimmung, sie schien dem Gedanken einer Rückkehr in mein Haus nähergetreten zu sein und gab mir die Erklärung, sie werde sich meinen Vorschlag überlegen, in einem Tone, der mich auf Zustimmung hoffen ließ.“

„Angellagte, spricht der Zeuge die Wahrheit?“

„Ja, Herr Präsident,“ antwortete Marga bewegt. „Ich hatte so unsägliche Angst um mein Kind erfahren,

daß ich nur den einen Wunsch hegte, in Zukunft immer bei ihm zu sein.“

„Diese Stimmung in Ihnen hielt aber nicht an?“

„Nein, Herr Präsident,“ rief der Baron. „Bereits am nächsten Tag gab sie mir zu erkennen, sie wolle und sie könne nicht. Und als ich in sie drang, gestand sie mir, ihr Herz habe zum ersten Male in ihrem Leben gesprochen; lehre sie jetzt zu mir zurück, so würde das eine Verdopplung der Lüge ihres Lebens bedeuten.“

Marga wandte errötend ihr Gesicht zur Seite, auf das aller Blicke sich neugierig richteten. Ihr Verhalten sagte genug, so daß der Präsident es zartfühlend vermied, das Thema weiter zu berühren.

Eine halbe Minute wohl herrschte tiefes Schweigen im Saale, doch auch, als die Verhandlung ihren Fortgang nahm, verharrte noch eine Person in der Bewegungslosigkeit einer Marmorfigur und schien die Kraft zum lebendigen Ausdruck nicht wiederzufinden.

Das war Doktor Gisbert Burger, auf den die Enthüllung des Beugen wie ein Blitzstrahl gewirkt hatte. Marga liebte also? Ihr Herz hatte gesprochen? Aber für wen? Für ihn oder einen anderen? Sollte er aufjubeln oder kummervoll verzichten? Die Ungewißheit, ob sie überhaupt liebte, erschien ihm süßer als die Gewißheit, daß sie liebe, solange er nicht wußte, wer der Begünstigte ihres Herzens sei.

So ging der nächste Teil der Verhandlung dem aufgeregten Manne verloren, erst nach und nach gewann er wieder so viel Herrschaft über sich, den auf ihn einstürmenden Gedanken Halt zu gebieten und seine Aufmerksamkeit mit Gewalt auf das Drama zu richten, das sich vor ihm abspielte.

Der Präsident fuhr in seiner Fragestellung fort: „Ihr Begehren wurde also abgewiesen?“

„Ja, Herr Präsident. Nun erst bemächtigte sich meiner eine erklärliche Gereiztheit. Unter dem Einfluß derselben eröffnete ich ihr, ich würde ihre Anwesenheit nur noch bis zum nächsten Morgen dulden. Offen gestanden — ich meinte das gar nicht so ernst, ich gedachte nur einen letzten —“

„Druck auf sie auszuüben?“

„Wenn Sie es so nennen wollen — ja. Ich ließ ihr die Wahl für den nächsten Morgen zwischen ihrer bestimmten Einwilligung oder sofortigem Verlassen des Hauses.“

„Die Angeklagte stand also vor der Wahl, entweder das Kind in Ihren Händen zu lassen oder ganz zu Ihnen zurückzukehren. Beides erschien ihr gleich entseßlich, sie konnte sich für keines von beiden entschließen und faßte den der Anklage zu Grunde liegenden schrecklichen Entschluß. Ihre Darstellung wirft ein ganz neues Licht auf den Beweggrund der unseligen Tat. — Hat einer der Herren eine Frage an den Zeugen zu richten?“ kehrte sich der Vorsitzende gegen den Staatsanwalt und Verteidiger.

Amarell bejahte. „Ich möchte dem Zeugen die Frage vorlegen, ob — wenn wir von der Voraussetzung ausgehen, die Angeklagte sei unschuldig — ob er uns irgend einen Umstand anführen kann, der einen Verdacht nach einer anderen Richtung begründet. Gibt es außer Ihrer Frau Gemahlin noch jemand, der irgend ein Interesse an dem Tode Ihres Kindes haben kann?“

„Ich kenne niemand,“ entgegnete der Baron. „Wer sollte es auch sein?“

„Ich fasse hierbei nicht lediglich die Personen ins Auge, die nach Lage der Dinge ausschließlich mit dem Kinde in Berührung gekommen sind — nein, ganz allgemein möchte ich wissen, ob irgend eine Person

lebt, welcher der Tod des kleinen Rudi nach irgend einer Seite hin Vorteil bringt. Vielleicht in Hinsicht der Erbschaft. Sie verstehen mich doch?"

„Sehr wohl. Aber ich kenne keine solche Person.“

„Danke. So habe ich vor Schluß des Zeugenverhörs nur noch die Bitte, mir die Besichtigung jenes kleinen Fläschchens dort zu gestatten.“

Der Verteidiger trat an den Gerichtstisch, das Fläschchen aufmerksam betrachtend.

„In demselben Zustande, in dem wir es hier sehen, ist es im Garten gefunden worden?“ erkundigte er sich nach einer Weile.

Der Kommissar wurde hervorgerufen. Nachdem auch er das Fläschchen geprüft, bejahte er die Frage.

Der Verteidiger kehrte schweigend auf seinen Platz zurück. Die Beweisaufnahme hatte ihr Ende erreicht.

Der Vertreter der Staatsanwaltschaft erhielt das Wort zur Begründung der Anklage.

13.

„Meine Herren Geschworenen,“ begann der Staatsanwalt, „meine Aufgabe war noch selten so leicht und so schwer zugleich. Leicht insofern, als die Führung des Schuldbeweises in Fällen, in denen wir mangels eines offenen Geständnisses nach freier Überzeugung urteilen müssen, nicht oft eine so vollständige und überzeugende ist als in diesem Prozesse. Hier fehlt auch nicht ein Glied in der Beweiskette. Die Angeklagte vertritt gegen Doktor Burger das Recht der Mutter auf ihr Kind und erklärt, die Mutterliebe dürfe nicht vor der äußersten Konsequenz, der Tötung des Kindes, gegebenen Falles zurückschrecken. Als sie fortgeht, entwendet sie heimlich ein Fläschchen mit Morphinum. Ihr Kind erkrankt schwer, sie drängt sich

zur Pflege heran, dabei nimmt sie das Fläschchen mit sich, sie zieht es im Nebengemach, wo sie sich unbeachtet glaubt, auch hervor und betrachtet es, ein Umstand, den sie zwar zu rechtfertigen versucht, der aber bei unbefangener Würdigung zu anderen Schlüssen führen muß. Denn warum, wenn sie des Giftes nicht bedurfte, und sein Besitz sie erschreckte, schüttete sie seinen Inhalt nicht fort und warf das Fläschchen weg? Im Gegenteil, sie bewahrte es sorgfältig, und — glauben Sie wirklich an ein so merkwürdiges Zusammentreffen? — mit Morphinum wird der schon fast genesene Knabe ganz unerwartet vergiftet, die Mutter klagt sich an seinem Sterbebett selbst des Mordes an und sucht sich dann des Fläschchens, in dem entweder noch Gift enthalten war oder das sie doch verraten konnte, durch das Fenster zu entledigen.

Nun, meine Herren Geschworenen, braucht man überhaupt noch etwas zu Hilfe zu nehmen, um hier zu einem Urtheil zu kommen? Die weitaus meisten Angeklagten werden auf geringere Verdachtsgründe hin verurtheilt. Hier gibt es kein ‚verdächtig‘ mehr, hier herrscht Klarheit, Gewißheit, Überzeugung! Wenn Frau v. Wolfers trotzdem ihre Schuld leugnet, so kann ich dies in ihrem eigenen Interesse nur bedauern. Es deutet auf Mangel an Reue, auf Gefühlskälte. Ich hätte es für die Beurteilung der That freudiger begrüßt, wenn sie offen vor uns hingetreten wäre mit dem Bekenntnis: ‚Ich habe es getan, ich habe es aber aus Liebe getan, nun richtet mich!‘ — Wer, wenn nicht sie, soll es denn getan haben? Und zu welchem Zwecke? Wir haben gehört, daß nach Lage der Verhältnisse gar keine andere Persönlichkeit in Frage kommen kann. Oder will sich vielleicht jemand zu der Behauptung versteigen, Schwester Marie — als das einzige Wesen,

das außer der Angeklagten Gelegenheit zur Vollbringung der That besaß — wäre vielleicht dem Morphinismus ergeben und hätte aus Fahrlässigkeit das Kind umgebracht? Nicht einmal die Angeklagte selbst tut das, und tatsächlich ist Schwester Marie über jede solche Vermutung hoch erhaben. Niemand außer ihr steht noch in Frage, niemand konnte das Zimmer betreten, außer Doktor Majus — nun, über diesen brauche ich wohl kein Wort zu verlieren. Der Vater des Kindes, eine so wenig rühmliche Rolle er in dieser Verhandlung auch gespielt hat, hatte das größte Interesse am Leben des Kleinen — er hat auch den Raum in der allein maßgebenden Zeit nicht betreten. Ist also die Angeschuldigte nicht die Täterin, so ist die Katastrophe überhaupt unerklärbar, es müßte denn direkt ein Wunder geschehen sein und sich die Medizin plötzlich von selbst in Morphinium verwandelt haben.

Sie haben alle gehört, in welcher Gemütsverfassung sich die Angeklagte befand. Sie hatte schwer gelitten, war an ihrem Tauersten getränkt worden, sie war erregt, verbittert — aber alle diese Empfindungen schließen die Verantwortlichkeit nicht aus. Schließlich ist jede Handlung die Folge eines lebhaften Eindrucks. Das hindert nicht die freie Willensbetätigung des Menschen, und jede solche Handlung ist die Wirkung eines ordnungsmäßigen Gehirnvorgangs, bei welchem die Überlegung und alle moralischen Hemmungen zu ihrem Rechte gelangen. Auf das Moment der Überlegung aber kommt es hier an, und ich glaube, es kann kein Zweifel darüber sein, daß die vom § 211 des Strafgesetzbuches geforderte Überlegung bei der Angeklagten vorhanden war. Schon die lange Zeit, während welcher sie mit dem Gedanken gespielt hat, sowie die Entwendung des Giftfläschchens beweisen das. Über

die Frage der Vorsätzlichkeit ihres Tuns verliere ich kein Wort — niemand, auch der Herr Verteidiger nicht, wird diese Vorsätzlichkeit bestreiten. So muß ich, mit so schwerem Herzen ich mich dazu entschliefße, die Anklage auf Grund des § 211 aufrecht erhalten. Die Tat dieser unglücklichen Frau charakterisiert sich, wie sehr wir uns auch gegen die Annahme sträuben mögen, als überlegter, vorsätzlicher Mord. Freilich kennt das Gesetz hierfür keine mildernden Umstände, aber es ist nicht unsere Sache, dies zu bedenken. Wir haben einfach Recht zu sprechen und das Gesetz zu erfüllen. Handeln Sie in diesem Sinne, meine Herren, und sprechen Sie die Angeklagte schuldig!“

Voll Grausen wendeten sich aller Blicke auf Marga, die den Staatsanwalt mit großen, schreckerfüllten Augen anstarrte.

Doktor Amarell fühlte, daß es vor allem galt, den Eindruck der letzten Worte des Vertreters der Anklage zu verwischen.

„Meine Herren Geschworenen,“ rief er im Tone aufrichtiger Entrüstung, „ich glaube nicht recht gehört zu haben, und Sie werden sich vielleicht in der gleichen Lage befinden. Sie haben die Angeklagte gesehen, Sie haben die Geschichte ihrer Leiden gehört, Sie haben die Tat, deren man sie beschuldigt, vernommen — haben Sie danach die Überzeugung erlangt, daß in Frau v. Wolfers eine gemeine Mörderin vor Ihnen steht, deren Handlungsweise nur das Schwert des Henkers sühnen kann, auf eine Stufe zu stellen mit jedem erbärmlichen Raubmörder? Ich bin geradezu entsetzt, einen solchen Antrag zu vernehmen.“

Die Angeklagte erklärt sich selbst für unschuldig. Nun wohl, als mir zuerst die gegen sie sprechenden Belastungsmomente vor Augen geführt wurden, da

nahm ich ebenfalls an, die arme, bemitleidenswerte Frau habe sich von ihren bis zum äußersten gereizten Muttergefühlen hinreißen lassen zu einem unseligen Beginnen, je mehr ich aber im Verlauf der Untersuchung und Verhandlung mich überzeugen mußte von ihrer Offenheit und Wahrheitsliebe, die alle Dinge beim rechten Namen nennt ohne Rücksicht darauf, ob die Wagschale der Beweise für oder gegen ihre Schuld davon beschwert wird, desto mehr verblaßten die schweren Schatten, die ihre Gestalt umgaben, in meinem Inneren, und wenn ich jetzt vor Sie hintrete mit der Versicherung: Ich für meine Person glaube nicht an die Schuld der unglücklichen Mutter, so dürfen Sie dies nicht bloß hinnehmen als eine Phrase meines Berufes, sondern als den Ausdruck einer unumstößlichen, wohlbegründeten Überzeugung.

Freilich, was habe ich gegen die schweren Indizien der Anklage in die Wagschale zu werfen? Was spricht für die Angeklagte? Nichts als ihre eigene Beteuerung! Das erscheint wenig nach der üblichen Auffassung, denn das Wort einer Angeschuldigten gilt nichts in unserem Gerichtsverfahren. Nun, meine Herren, ich halte das für einen Fehler. Wir stecken noch immer mit halbem Leibe in dem hochnotpeinlichen Prozeß des Mittelalters, wir wissen nichts von Psychologie, von der wahren Erfassung der menschlichen Seele. Wüßten wir mehr davon, so würden wir sagen: Wohl wahr, die Angeklagte ist schwer belastet, aber sie ist eine Person von hoher Bildung, edelster Denkart, offenem Charakter. Sie hat sich hier furchtlos und wahrhaft zu Anschauungen bekannt, die, wie sie wohl wußte, als Waffen gegen sie dienen würden. Ist es glaublich, daß eine solche Frau sich feige der Verantwortung für eine von ihr begangene Tat entziehen würde?

Ich bin gewiß, wie sie nur im Affekt ein Verbrechen wie das ihr zur Last gelegte begehen könnte, so würde sie auch nach geschehener That von der Reue zu Boden geworfen. Sie würde dann hier vor Ihnen stehen, gebeugt von den Vorwürfen ihres Gewissens, oder vielleicht auch — falls sie das für recht hielt, was sie getan — mit dem Mute einer Fanatikerin, die frei und laut verkündigt: Das habe ich getan — und ich vertrete es vor Gott und den Menschen!

Nein, eine Marga Wolfers, wie wir sie heute kennen lernten, ist unfähig einer gemeinen Lüge und Hinterlist! Ich glaube ihr, daß sie unschuldig ist, weil sie es mir sagt, mir sagt mit dem reinen, treuen, aufrichtigen Blick ihrer truglosen Augen! Fragen Sie mich nicht: Wer ist schuldig, wenn nicht sie? — ich weiß es nicht. Ich kann Ihnen keine Darstellung geben, die eine andere Erklärung des furchtbaren Geschehnisses enthielte. Möglichkeiten haben keinen Zweck für uns, aber sie sind darum nicht von der Hand zu weisen, sie haben für jemand, der über Tod und Leben eines Menschen entscheiden soll, die Bedeutung von Thatfachen. Und wer will hier auftreten und versichern: Es gibt keine andere Möglichkeit des Vorgangs! — Bedenken Sie wohl, es sind schon sonderbarere Dinge in der Welt geschehen, und die Zahl der Justizmorde ist leider größer als der Laie ahnt!

Trotz alledem steht es nicht bei mir, in diesem Falle mit dürren Worten die Freisprechung meiner Schutzbefohlenen zu beantragen. Das Menschenauge ist trübe und vermag nicht auf den Grund der Dinge zu schauen. Ich muß mit der Möglichkeit, sogar mit der Wahrscheinlichkeit rechnen, daß Sie sich von der Täterschaft der Angeklagten überzeugen. Ist dies jedoch der Fall, so gilt es, Ihre geistigen Blicke so zu leiten, daß

Sie das Geschehnis im rechten Sinne sehen und nicht mit den Augen des Vertreters der Anklage. Sie können und dürfen nimmermehr Marga v. Wolfen als gemeine Mörderin betrachten. Unser Strafgesetz kennt keinen Unterschied in der Bestrafung vorsätzlichen und überlegten Mordes. Das beruht auf einer Kurzsichtigkeit des Gesetzgebers, die zu den entsetzlichsten Folgen führen und nur durch die Einsicht der Geschworenen einigermaßen verbessert werden kann. Wir müssen dem § 211 die Frage nach mildernden Umständen unbedingt hinzufügen. Es macht doch einen Unterschied, ob jemand aus Habsucht und Raubgier oder aus einem edlen Beweggrund heraus handelt, wie er für die Angeklagte in Frage kommt, wenn wir ihre Schuld wirklich annehmen. Soll jemand, der aus Barmherzigkeit, aus Mitleid ein armes Opfer von seinen Qualen erlöst, weil dies nicht mit des Opfers Einwilligung geschieht oder geschehen konnte, nach demselben Maßstabe beurteilt werden wie ein Raubmörder?

Die Angeklagte hat recht: eigentlich sollten hier Mütter als Richter sitzen. Eine Mutter allein ist im Stande, sie zu begreifen, eine Mutter allein kann ihre Leiden nachfühlen, ihre Enttäuschung bei der Erkenntnis des Zustandes ihres Kindes, ihre bange Sorge um dessen Zukunft, ihre hochherzige Entsagung, die lieber auf das Glück des Besizes verzichten will, als das unglückliche kleine Wesen einem harten, brutalen, von keiner Liebe gemilderten Schicksal ausgeliefert zu sehen. Ohne uns letzteren Standpunkt der Angeklagten zu eigen zu machen, müssen wir ihr doch zugestehen, daß er einem Übermaß der Liebe entspringt. Sie ist im Stande, ihre Freiheit, ihre Ehre, ihr Leben hinzugeben, um ihr Kind vor einem schrecklichen Los zu bewahren. — Meine Herren Geschworenen, würden Sie den Vater

verurteilen, der nach verlorener Schlacht seine Tochter lieber tötet, als daß er sie dem traurigen Los ewiger Sklaverei überantwortet? Nun, denselben Heldenmut zeigt eine Mutter, die ein unglückliches Kind vor einem siechen, freudlosen Jammerdasein im Irrenhaus bewahrt. Leider nur ist unsere Gesetzgebung zurzeit noch nicht im stande, den Regungen der Menschenbrust zu folgen und den inneren Triebfedern menschlichen Handelns Rechnung zu tragen. Noch befinden wir uns hier in einer Särung, die Umwertung der Werte wird gepredigt, es gibt sogar namhafte Philosophen, die uns zurufen: ‚Es ist verderblich für die Menschheit, mit falscher Humanität jeden krankhaften Auswuchs großzuziehen und zu dauerndem Schaden für die Gesellschaft zu züchten, es ist sogar inhuman, ein mißgebildetes Wesen zum Leben, was in diesem Falle mit Leiden gleichbedeutend ist, zu verurteilen! Es kann Fälle geben, in denen die höchste Humanität den Tod eines Geschöpfes gebietet, und den Tieren gegenüber, die doch auch lebende Wesen sind, stehen wir längst auf diesem Standpunkt.‘ — Ich glaube, wir haben hier einen solchen Fall vor uns. Wenigstens müssen wir der Angeklagten glauben, daß sie dieser Überzeugung war.

Man könnte mir nun einwenden: Die Angeklagte konnte ja das Opfer bringen und zu ihrem Manne um des Kindes willen zurückkehren. Wie aber, wenn sie nach dem, was vorgegangen, sich hierzu außer stande fühlte? Stellen Sie sich ein Leben vor, wie sie es an der Seite dieses Mannes geführt. Der Tod ist tausendmal vorzuziehen! Sie kannte die Hölle, in die man sie zurückzwingen wollte — können Sie ihr verargen, daß ihr davor schauderte? Sie hatte schon mehr ertragen, als man einem sterblichen Menschen zumuten kann —

diese Prüfung überstieg ihre Kräfte. Sie wußte, sie würde sich nutzlos opfern, ihr Geist und Körper würde zusammenbrechen, sie würde erliegen dem traurigen Los, und dann doch ihr Kind als Waise zurücklassen müssen.

Ich lese, meine Herren Geschworenen, auf Ihren Gesichtern eine gewisse Unruhe. Eine bange Frage liegt darin. Ich verstehe Sie. Was hilft es, fragen Sie mich, wenn wir auch noch so mitleidvoll mit der Angeschuldigten empfinden — wenn wir von ihrer Schuld überzeugt sind, so können wir trotz aller Theilnahme nichts für sie thun, wenn das Gesetz uns keine Handhabe hierfür übrig läßt. — Sie befinden sich hier im Irrthum, meine Herren, das Gesetz liefert die Angeschuldigte nicht ganz und rettungslos dem Buchstaben seiner Paragraphen aus, wenn Sie selbst nur den richtigen Gebrauch davon zu machen verstehen. Zur völligen Erfüllung des Tatbefundes des Mordes gehört nicht der Vorsatz allein, sondern die Tat muß mit Überlegung ausgeführt werden. Geschieht dies nicht, so ist der Täter nicht des Mordes, sondern nur des Totschlages schuldig, seine Strafe kann, falls Sie mildernde Umstände für ihn als vorhanden ansehen, bis auf wenige Monate Gefängnis herabgesetzt werden. Glauben Sie nun etwa mit dem Herrn Staatsanwalt, daß diese unglückliche Frau mit Überlegung gehandelt hat? Nein! Ist sie schuldig, so stand sie unter dem Einfluß unerhörter feilischer Aufregung. Das gefühllose Benehmen ihres Gatten, die schreckliche Wahl, vor die er sie stellte, reizten ihre Gefühle bis zum Stadium höchsten Affekts — und ein solcher Affekt, meine Herren, eine derartige Gemüthsspannung braucht nicht in einem einzigen kurzen Ausbruch zu verdampfen, ein solcher Affekt kann stunden-, ja tagelang, ja noch weit länger im Menschen

anhalten. Man könnte sogar zugunsten der Angeklagten noch weiter gehen und für sie den Schutz des § 51 in Anspruch nehmen, wonach eine strafbare Handlung nicht vorhanden ist, wenn der Täter sich zur Zeit der Begehung in einem Zustand von krankhafter Störung der Geistestätigkeit befindet, durch welche seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen ist. Bei ihr war die Vorstellung, daß nur auf diese Weise ihr Kind gerettet werden könne, zur fixen Idee, zur Zwangsvorstellung geworden — wenn je ein Geist, so befand sich der ihrige in all dieser Zeit der Marter und Aufregung in einem Zustande krankhafter Störung. Ich habe darüber keine Sachverständigen vernehmen lassen. Der eine würde die Frage vielleicht in meinem, der andere im gegenteiligen Sinne entscheiden — was hätten Sie damit gewonnen? Ich überlasse die Entscheidung Ihrem eigenen Urteil und werde im Hinblick auf alle diese Möglichkeiten Fragen an Sie stellen lassen. Ob Sie also auch meine Klientin schuldig oder unschuldig finden, Sie müssen zu einer Freisprechung kommen, müssen die äußerste Milde des Gesetzes ihr gegenüber walten lassen. Denn selbst wenn sie schuldig wäre, so ist der eigentliche Schuldige ihr ehemaliger Gatte, der Herr Baron v. Wolfers, er sollte auf der Anklagebank sitzen, nicht sie, die arme, unglückliche, bedauernswerte Gattin und Mutter!“

Mit Spannung hatten die Richter, die Geschworenen, die Zuhörer gelauscht, Totenstille herrschte in dem großen Saale. Marga schaute stumm vor sich nieder, nur manchmal erblickte man eine krampfartige Bewegung um ihren Mund und an dem weißen Halse, darauf hindeutend, daß sie gewaltsam ihr Schluchzen zurückhielt. Und als nun der Verteidiger geendet, reichte sie ihm erschüttert ihre Hand.

Er nickte freundlich und sagte leise: „Nur Mut, Frau Baronin, ich hoffe, daß wir durchdringen,“ dann wandte er sich schnell ab, denn der Staatsanwalt hatte bereits das Wort zur Replik ergriffen.

Er sagte sich kurz, um sich nicht zu wiederholen.

Doktor Amarell hielt es nicht für nötig, noch einmal zu antworten.

„Angeklagte, haben Sie selbst noch etwas hinzuzusetzen?“ fragte der Präsident nachdrucksvoll.

„Nur das eine, Herr Präsident, daß ich, wenn ich mich schuldig fühlte, auch die Strafe des Gesetzes ohne weiteres über mich ergehen lassen würde. Ich wäre eine traurige Mutter, wenn ich erst tun würde, was man mir zur Last legt, und dann die Verantwortlichkeit zurückwiese. Aber ich habe mein Kind nicht getötet, und in diesem Bewußtsein erwarte ich getrost Ihren Wahrspruch.“

Welche Seelenqual, welch unerhörte geistige Spannung drängt sich zusammen in die Stunde, während welcher die Geschworenen über Schuldig oder Nichtschuldig beraten! Schon die Verhandlung hat die Kräfte des Angeklagten, besonders wenn sie längere Zeit, vielleicht gar mehrere Tage in Anspruch nimmt, aufs äußerste erschöpft, nun sitzt er in seiner Zelle in angstvoller Erwartung, das Herz klopft zum Zerspringen, alle Nerven sind angespannt, die Hände zittern, die Zähne klappern aufeinander wie im Frost! Ob er sich frei fühlt von Schuld, ob das Gewissen ihn innerlich anklagt, es macht wenig Unterschied. Im Gegenteil: wehe dem Unschuldigen, der mit dem Bewußtsein seiner Schuldblosigkeit fürchten muß, alle Folgen einer Schuld auf sich nehmen zu müssen, der, seines ehrlichen Namens beraubt, aus der Liste der Gesellschaft gestrichen, ins Zuchthaus geschleppt wird,

ohne Hoffnung, seine Unschuld jemals erkannt zu sehen!

Schwer atmend geht Marga in dem kleinen, kahlen Raum auf und ab. Es ist ein Stuhl vorhanden, aber sie setzt sich nicht. Unruhig faltet sie bald die Hände, bald hebt sie sie gen Himmel. Einmal schluchzt sie laut auf, dann legt sich wieder finsterner Troß über die schönen Züge. Ein paarmal drückt sie die Hand auf die Brust, dahin, wo das Herz seine geheimnisvolle Tätigkeit entfaltet. Ein schneidendes Weh geht von ihm aus. Mein Gott — wird es diese entsetzliche Spannung ertragen? Wie bang jede Minute! Bei jedem Geräusch fährt sie zusammen.

Endlich, endlich durchtönt das Haus schrill und laut die Klingel des Obmanns. Schallende Fußtritte werden laut, Türen werden auf- und zugeschlagen.

Noch immer allein! Drinnen kennt man bereits ihr Schicksal!

Endlich öffnet sich die Tür, der Gerichtsdienner ersucht sie, ihm zu folgen.

Endlich! Mag ihr Geschick sich erfüllen, wie es will, wenn nur diese furchtbare Spannung der Ungewißheit aufhört! Hastig schreitet sie bis zur Saaltür. Da überfällt sie mit einem Male eine unsagbare Angst. Sie schwankt und hält sich mit Mühe an der Klinke. Der Diener ergreift sie am Arme.

Seine Berührung gibt ihr ihre Fassung zurück. Sie tritt ein, entsetzt zurückprallend vor der erstickenden, schwülen Atmosphäre des Raumes. Ein Meer von Köpfen scheint förmliche Wellen vor ihr zu schlagen. Man hat während ihrer Abwesenheit die Lampen angezündet, alle Gesichter deckt eine unheimliche Blässe, seltsame, drohende Schatten spielen an den Wänden.

Dort steht der Obmann, den Fragebogen in der

Hand. Mit einer Stimme, der er so viel Festigkeit zu geben sich bemüht, als ihm möglich ist, verliest er die Antworten auf die Schuldfragen.

Ist die Angeklagte schuldig des Mordes?

Nein.

Ein einziger tiefer erlösender Atemzug ringt sich los aus der gepeinigten Brust.

Ist die Angeklagte schuldig des Totschlages?

Ja — mit mehr als sieben Stimmen.

Sind mildernde Umstände vorhanden?

Ja.

Also doch verurteilt! Es konnte ja nicht anders sein! Alles, alles war gegen sie!

Der Staatsanwalt stellt seinen Strafantrag. Er beantragt unter Berücksichtigung mildernder Umstände eine Gefängnisstrafe von drei Jahren.

„Drei Jahre — um Gottes willen —“

Doktor Amarell drückt sie mit sanfter Gewalt auf die Bank nieder. In ergreifenden Worten bittet er den Gerichtshof um Ansetzung der mildesten Strafe. „Wer weiß, meine Herren, was die Zukunft bringt. Sie haben kein Geständnis, also keine Gewißheit. Ist die Angeklagte doch unschuldig, so wird Ihr Gewissen Sie belohnen für jede Milderung, die Sie ihr zugiebilligt haben.“

Der Präsident erhebt sich ruhig.

„Was haben Sie zum Antrag des Herrn Staatsanwalts zu bemerken, Angeklagte?“

Marga bewegt einige Zeit die Lippen, bevor Laute vernehmbar werden. Endlich kommt es stammelnd aus ihrem Munde: „Was — was nützt mir die mildeste Strafe, wenn ich — wenn man mich doch für eine Mörderin hält? Ich — ich bin keine Mörderin!“

Die Richter begeben sich in das Beratungszimmer.

Nur wenige Minuten später kehren sie zurück. Der Präsident verkündet das Urteil, es lautet auf zwei Jahre Gefängnis.

„Erschrecken Sie nicht, Frau Baronin,“ ruft der Verteidiger seiner todblassen Klientin zu, „noch ist nicht aller Tage Abend! Wir werden —“

Er schweigt, denn sie vernimmt seine Trostesworte nicht mehr. Marga v. Wolfers ist ohnmächtig auf die Anklagebank zurückgesunken.

14.

Doktor Burger war bereits aufgesprungen.

„Herr Doktor, wollen Sie so gut sein?“ wandte sich der Präsident an Gisbert.

Dieser folgte eilig dem Voranschreitenden ins Geschworenenzimmer, wo Marga auf ein paar Stühle gelegt wurde.

„Es ist nichts Bedenkliches,“ erklärte er, nachdem er den Puls untersucht und die Stirn befühlte hatte. „Nur die Folgen der großen Gemütsaufregung und Herzensangst. Hat einer der Herren ein Riechfläschchen? Und dann bitte ich um ein Glas Wasser.“

Beides war schnell herbeigeschafft. Schon die Vorhaltung des Salmiakgeistes genügte, die Gesichtsmuskeln der Bewußtlosen lösten sich, und der linke Arm bewegte sich. Wenige Minuten später schlug sie die Augen auf und starrte ihre Umgebung verwundert an.

Da fiel ihr Blick auf den Arzt. „Sie sind es, Herr Doktor — wie gut von Ihnen!“

„Fühlen Sie sich wieder ganz wohl, Frau Baronin?“

„Wohl? Nun ja, wie man sich in meiner Lage fühlen kann. Ich danke den Herren.“

Der Präsident hatte eines der Fenster geöffnet, damit die frische Luft hereinströmen könne. „Lassen

Sie die Angeklagte noch eine Viertelstunde hier," befahl er dem Diener. „Bleiben Sie bei ihr.“

„Ich werde Ihnen nicht entfliehen," bemerkte die junge Frau mit einem Lächeln.

„Das weiß ich, aber ich muß meine Pflicht erfüllen," versetzte ernst der Vorsitzende des Schwurgerichts.

„Darf ich mir eine Bitte erlauben, Herr Präsident?"

„Was wünschen Sie?"

„Darf ich einige Minuten mit Herrn Doktor Burger sprechen?"

„Dagegen ist nichts einzuwenden.“

Die Herren wandten sich zum Gehen.

Doktor Amarell zögerte erst ein wenig. „Ich habe notwendig mit Ihnen zu reden, gnädige Frau," sagte er unentschlossen. „Indessen — es ist besser, Sie erhalten sich erst. Ich besuche Sie morgen, um alles Weitere mit Ihnen zu ordnen.“

„Das ist sehr lieb von Ihnen, Herr Doktor.“

Sie forderte ihn nicht auf, jetzt zu bleiben. Offenbar wünschte sie mit Gisbert allein zu reden.

Der Verteidiger verstand die verlegenen Mienen sowohl des Arztes als der jungen Frau — er ging.

Der Gerichtsdiener zog sich bis an die Tür zurück.

Einige Augenblicke unterbrach nichts das tiefe Schweigen des nur mit einer einzigen Flamme erhellten Zimmers, als das durch das Fenster hereintönende dumpfe Getöse der Straße und das Ticken des Regulators an der Wand.

Marga hatte sich aufgerichtet, ihre Augen von dem Freunde abgewandt. Gisbert stand zwei Schritte von ihr entfernt, unruhig bald auf den Boden; bald zur Decke schauend.

„Herr Doktor," begann sie plötzlich mit leiser, bittender, unsicherer Stimme.

„Frau Baronin —“

„Fühlen Sie sich im stande, mir noch die Hand zu drücken?“

„Ihnen? — O gnädige Frau!“ Er trat heran, nahm ihre weiße Hand, drückte sie innig und preßte sie feurig an seine Lippen.

Sie lächelte müde. „Wie edel und gut von Ihnen! Sie verachten mich nicht, scheuen nicht die Berührung der Mörderin?“

„Wer von uns ist so sehr Übermensch, daß er allen Versuchungen des Lebens standzuhalten vermöge? Sie haben übermenschlich gelitten, arme Freundin. Ihre Tat war ein Produkt der Verzweiflung. Sie sind nicht verantwortlich dafür. Sie bleiben auch jetzt, wer Sie sind — der Hochschätzung jedes Edeldenkenden würdig!“

Sie stand vollends auf, reckte sich gerade empor und blickte ihm starr ins Gesicht.

„Auch Sie, Doktor — Sie auch?“

„Was ist, Frau Baronin? Weshalb sehen Sie mich so vorwurfsvoll an?“

„Auch Sie glauben an meine Schuld? Trotz meiner Erklärung? Sie glauben nicht an mich, an die Wahrheit meiner Seele?“

Betroffen trat der junge Arzt einen Schritt zurück. „Sie — Sie sind wirklich unschuldig, Marga?“

„Würde ich es sonst behaupten? Kennen Sie mich so wenig, Herr Doktor? O, zum Leugnen bin ich zu stolz — ich würde es erbärmlich finden, etwas zu tun und sich dann feige der Sühne zu entziehen. Habe ich das nicht gesagt? Haben Sie meine Worte für Ausflüchte genommen?“

Aus der Brust des jungen Mannes rang sich ein jubelnder Aufschrei, sein Antlitz strahlte in freudiger

Erregung. „Unschuldig? O wenn Sie es mir sagen — Sie wissen, ich verehere Sie — jedes Ihrer Worte ist mir lautere Wahrheit. Sie sind — o mein Gott, so viel Glück, so viel Wonne! — Wie konnte ich nur alles das glauben, was man da sagte?“

„Das Schicksal war gegen mich,“ versetzte sie sanft. „Es konnte ja nicht anders sein. Und doch bin ich schuldlos, Doktor. Ein edles Herz kann sich wohl entschließen, aus dem Leben zu scheiden, von dem es enttäuscht und gemartert worden ist, aber ein anderes Leben — o das ist doch etwas ganz anderes! Ich wenigstens hätte dazu nicht die Kraft in mir gehabt — und Kraft gehört dazu, eine unerschrockene, gewaltige Kraft, Doktor — ich aber bin ein schwaches, hinfalliges Weib!“

Wieder reichte sie ihm die Hand, die er diesmal festhielt in liebevollem Drucke.

„Doch was soll nun werden? Schuldlos und — und verurteilt!“

„Ein entsetzliches Los, mein Freund!“

„Sie müssen Berufung einlegen, wir müssen Himmel und Erde in Bewegung setzen —“

Sie schüttelte wehmütig den Kopf. „Ich bin das Opfer einer seltsamen Verleumdung von Umständen. Was soll ich machen? Meinen Worten glaubt niemand — und Beweise — o Doktor, dies ist einer der Fälle, in denen nur ein Wunder helfen kann, und Wunder ereignen sich nicht. Wie soll meine Unschuld je an den Tag kommen? Es wird nie geschehen, ich werde, eine Rindsmörderin für die Welt, meine Strafe verbüßen müssen — und dann bleibt mir nichts übrig, als fortzugehen in ein fremdes Land, wo niemand mich kennt, um dort ein neues Leben zu beginnen.“

Aber seine Blicke breitete sich ein düsterer Schatten.

„Fort wollen Sie — weit fort? Muß das wirklich sein, Frau Baronin? Finden Sie nicht vielleicht auch im Vaterlande eine Möglichkeit, sich ein neues Glück zu begründen?“

„Wie kann der glücklich sein, dessen Ehre verloren ist?“ seufzte sie leise.

„Dies Urteil berührt Ihre Ehre nicht.“

„Wer wird einer Mörderin einen Wirkungskreis erschließen wollen? Niemand wird mich in seinem Hause, seiner Familie dulden, Mißtrauen und Verdacht werden meine Schritte begleiten.“

„Schätzen Sie Ihre Freunde so gering ein, Frau Baronin?“ sagte er mit sanftem Vorwurf.

„O nein, Sie — Sie vertrauen mir ganz! Aber was könnten Sie für mich tun?“

„Alles, liebe, teure Freundin. In der Verhandlung kam es zur Offenbarung, daß nach all den Enttäuschungen und Kämpfen Ihrer Jugend Ihr Herz seine Stimme erhoben habe —“

Erschrocken entzog sie ihm ihre Hand. „Herr Doktor!“ rief sie abwehrend.

„Darf ich fragen, zu wessen Gunsten?“ forschte er, sie voll ansehend.

„Welchen Zweck kann es jetzt noch haben, davon zu reden?“

Seine Augen flammten auf. „Ihre Worte flößten mir eine selige Ahnung ein, Marga,“ rief er voll Feuer und Zärtlichkeit. „Sprechen Sie, Marga, geben Sie mir Gewißheit — nicht allein um meiner, sondern um Ihrer selbst willen, damit Sie einen Trost, eine Hoffnung, ein Ziel mit sich nehmen in die Kerkerzelle!“

Die junge Frau schüttelte kummervoll den Kopf. „Und welches Ziel sollte das sein, mein Freund — welche Hoffnung, welcher Trost?“

„Sie gestehen mir also zu, daß es so ist?“ drängte er.

„Quälen Sie mich nicht — es ist eine Grausamkeit —“

„Marga,“ raunte er ihr ins Ohr, „ich täusche mich nicht — ja oder nein?“

„Ja — aber lassen Sie mich —“

„Ich danke Ihnen,“ jauchzte es aus ihm hervor.

„Marga — Sie haben mich zum glücklichsten Menschen gemacht!“

Eine Träne schimmerte in ihren Wimpern. „Sie törichter Mann,“ hauchte sie, „was wollen Sie eigentlich? Was soll Ihnen meine, was soll mir Ihre Liebe? Vergessen Sie nicht, wohin ich gehe — und daß nie, niemals Aussicht ist auf Wiederherstellung meiner Ehre —“

„Ich vergesse nichts, Marga. O, was frage ich nach alledem! Du hast mir gesagt, daß du schuldlos bist, folglich bist du es auch. Das genügt mir. Sobald du frei wirst, bist du mein. Und glaube mir — selbst wenn du dich zu der Tat, deren man dich anklagt, bekannt hättest, sie hätte dich in meinen Augen nicht herabgewürdigt, ich hätte ebenso nach deinem Besitz gestrebt —“

Sie unterbrach ihn, indem sie schwer ihre Hand auf seinen Arm legte. „Mein Freund, warten Sie — Ihre Liebe jagt im Galopp mit Ihnen davon, ohne zu erwägen, daß der Weg, den Sie eingeschlagen haben, voller Dornen ist. Was für eine Gefährtin könnte ich Ihnen sein? Es wäre das schlimmste Unrecht, das ich Ihnen antun könnte, wenn ich Ihnen meine lebenslängliche Gesellschaft aufbürden wollte. Ich kann nie wieder innerlich frei werden bei dem Gedanken an den mich verfolgenden falschen Verdacht, ich könnte nicht vergessen, Gisbert — niemals! Ich müßte mich verzeihen in Trübsinn und Qual.“

„Du würdest mit mir arbeiten in unserem hoch-

herzigen Verufe, Marga, die Erinnerung an dein geliebtes Kind und an deine Schmerzen wird hundert unglücklichen Kindern zum Segen werden — statt eines verlorenen Kindes wirst du viele, viele haben, denen du die Mutter ersetzest. Diese hohe, heilige Aufgabe wird deine Seele befreien, Marga!“

Sie blickte ihn sinnend an. „Ja, ich glaube, ich könnte dir und den armen Unglücklichen etwas sein, aber — was werden die Eltern deiner Zöglinge dazu sagen, daß du ihre Lieblinge einer Kindesmörderin in die Hände lieferst?“ Sie lachte bitter. „Nein, Gisbert, um deinet-, nicht um meinetwillen erkläre ich dir: Solange ich nicht wieder rein und schuldlos vor den Menschen stehe, kann ich dir nie mehr sein als eine Erinnerung, als ein Traum deines Herzens! Ich will dich nicht in mein Verhängnis hineinziehen, teurer Mann, dich nicht loslösen von deinen heiligen, herrlichen Pflichten, von der großen Mission deines Lebens! Ich will es nicht, weil ich — nun wohl, weil ich dich so sehr liebe!“

Damit stand sie auf, ihm zum Abschied die Hand entgegenstreckend.

„Die Hand nur, Marga?“ flüsterte er vorwurfsvoll.

„Nur die Hand, Gisbert. Laß ihren Druck unsere Umarmung sein —“

Unsicheren Schrittes wankte sie hinaus.

15.

Doktor Amarell erschrak beim Anblicke des Arztes, der, ohne anzuklopfen, zu ihm ins Zimmer trat.

„Teufel, Doktor, wie sehen Sie aus? Sie sind ja bis auf die Knochen naß!“

„Lassen Sie das,“ rief Gisbert ungeduldig. „Ich muß mit Ihnen reden, da —“

„Nichts da,“ fiel ihm der Rechtsanwalt besorgt ins Wort. „Sie sind noch zu erregt. Bevor ich ein Wort mit Ihnen rede, ziehen Sie sich erst in meiner Garderobe um. Dann setzen Sie sich hier an den Ramin und trinken ein Glas Glühwein.“

Nach einer Viertelstunde saß Doktor Burger, in einen Hausrock des Freundes gehüllt, vor einem Glase dampfenden, duftenden Glühweins, äußerlich eine Behaglichkeit zeigend, von der er innerlich nur zu weit entfernt war.

„Jetzt dürfen Sie sprechen, Doktor,“ sagte der Rechtsanwalt lächelnd.

„So hören Sie es mit drei Worten: Marga ist unschuldig!“

„Woher wissen Sie das?“

„Sie hat es mir gesagt — und mir hat sie unter allen Umständen die Wahrheit offenbart. Sie war schwer beleidigt, lieber Amarell, daß ich überhaupt an ihr gezweifelt — genug, sie ist unschuldig verurteilt worden, glauben Sie mir und ihr!“

Amarell blies einige dicke Wolken aus seiner Zigarre in die Luft, dann sagte er ernst: „Sie ist unschuldig — ich glaube es auch, Doktor — nein, ich weiß es.“

Gisbert setzte überrascht das Glas, das er eben zu den Lippen hob, wieder hin. „Sie sind überzeugt davon?“

„Ja, Doktor, aber noch gestern erblickte ich die Täterin in ihr.“

„Und heute nicht mehr?“

„Während der Verhandlung hat sich meine Überzeugung geändert.“

„Es konnte ja nicht anders sein,“ rief Burger befriedigt. „Um so schrecklicher ist es, daß es sich um einen Fall handelt, in dessen Dunkel nur ein Wunder hinein-

leuchten kann. Die Arme hat sich bereits mit ihrem Geschiede abgefunden, sie erklärte mir, es gäbe keine Möglichkeit der Aufhellung ihres Prozesses. Für die Welt müsse sie ewig die Schuldige bleiben, und ich fürchte, sie hat recht. So sonderbar hat das Verhängnis, jene finstere, tiefverhüllte Macht, die so unbegreiflich in unser Leben hineinspielt, selten gewaltet: nur ein Wunder könnte ihre Unschuld zu Tage fördern!“

Amarell schenkte sich selber ein Glas Wein ein, trank, stieß einige Dampfwolken von sich und sagte ruhig: „Es gibt wohl solche Fälle, Doktor, aber der unserer Freundin zählt nicht dazu.“

„Sie hoffen wirklich?“

„Ich hoffe nicht nur, ich habe sogar schon einen Anhaltspunkt gefunden, von dem aus ich den scheinbar unentwirrbaren Knäuel aufzuwickeln hoffe. Freilich verdanke ich meine Entdeckung auch nur einem Zufall, einem Wunder, wenn Sie wollen. Aber ich weiß nicht nur, daß Marga v. Wolfers unschuldig ist, ich habe auch bereits die Richtung ermittelt, in welcher die Beweise für ihre Unschuld gesucht werden müssen — ja, noch mehr, ich ahne, wo der wahre Täter zu finden ist.“

„Was in aller Welt hat sich denn ereignet? In der Verhandlung, sagen Sie? Ich habe doch nichts bemerkt, und von den anderen auch niemand. Von wem reden Sie denn? Und warum haben Sie nicht gleich an Ort und Stelle gesprochen?“

„Weil ich da den Täter gewarnt und alles verdorben hätte,“ entgegnete der Jurist. „Nein — kein Wort durfte über meine Lippen, nicht einmal merken lassen durfte ich meine Verblüffung, obgleich ich nahe genug daran war. Der Täter mußte in dem Glauben beharren, jeder halte die Baronin für die allein Schuldige, er mußte sich wie bisher völlig sicher fühlen.“

„Wer ist der Täter?“

„Ich weiß es nicht, ich hege vorläufig nur eine Ahnung.“

„Der Baron selber?“

„Der Prozeß hat Ihnen ja bewiesen, daß er unmöglich in Betracht kommen kann. Meiner Ansicht nach haben wir es mit keinem Manne, sondern mit einer Frau zu tun.“

„Einer Frau?“

„Hören Sie. Ich bedarf eines Mitarbeiters, und das sollen Sie sein, da Sie neben mir wohl das größte Interesse an der Entwicklung der Sache nehmen. Auf Ihre Verschwiegenheit kann ich mich wohl ebenfalls verlassen, denn ein Wort am unrechten Platze könnte leicht alles verderben.“

„Versteht sich — versteht sich,“ rief der Doktor aufgeregt.

„Sie entfinden sich einer Zeugin, die scheinbar der Angelegenheit ganz fern stand, Fräulein Albanus, der Hausdame des Barons?“

„Gewiß — sie hat —“

„Sie hat die Baronin überrascht, als sie das Fläschchen mit Gift in der Hand hielt.“

„Ganz recht.“

„Sie stand an der Tür, also etwas entfernt. Gleichwohl wollte sie das Fläschchen mit Bestimmtheit wiedererkennen.“

„Sie verwechselte wohl die objektive Wahrnehmung mit der subjektiven Überzeugung.“

„Das glaube ich nicht. Ich meine sogar, daß sie das Fläschchen mit Sicherheit erkannt hat. Sie erinnern sich, daß ihr der Präsident das Fläschchen zur näheren Besichtigung übergab, nachdem ich meine Fragen an sie gerichtet hatte?“

„Das tat er.“

„Nun passen Sie auf. Bevor Fräulein Albanus mit Bestimmtheit ihre Erklärung abgab, betrachtete sie nicht allein das Fläschchen genau, sondern ich sah, wie sie hastig mit dem rechten Zeigefinger am unteren Rand des Gläschens entlang fuhr. Weshalb tat sie das? Sie bemerkten vielleicht, daß ich im direkten Anschluß an die Aussage der Dame sehr nachdenklich wurde, so sehr, daß der Präsident mich aus einer Art Gedankenabwesenheit wecken mußte. Der Grund dafür war in dem erwähnten Umstande zu suchen. Wie ein Blitz ging mir in jenem Augenblicke die Erkenntnis der Wahrheit, der Unschuld meiner Klientin auf.“

„Aber ich begreife nicht, wie jener ganz nebensächliche Umstand —“

„Doktor, Sie gäben einen schlechten Juristen ab! Merken Sie einmal auf meine Fragen. Wenn Fräulein Albanus an dem Fläschchen nach einem Erkennungszeichen suchte, so mußte sie wissen, daß sich ein solches daran befand — nicht wahr?“

„Allerdings mußte sie das.“

„Nun hatte sie das Fläschchen nie in der Hand gehabt. Sie stand in einer Entfernung, in welcher man ein solches nicht wahrnehmen kann. Woher kam ihr also jene Kenntnis?“

„Das weiß ich wahrhaftig nicht.“

„Ganz einfach: sie hatte vorher eine Gelegenheit gefunden oder vielleicht genommen, das Fläschchen zu betrachten. Ich sah es mir nach Schluß des Zeugenverhörs genau an; es war in der Tat unten am Rande ein kleines Stückchen vom Glas abgesprungen, ein so leichter, unbedeutender Fehler, daß ihn kein Mensch bemerkt hat. Sie aber kannte ihn. Läßt das nicht

auf eine eigentümlich genaue Bekanntschaft mit dem Fläschchen schließen?“

„Gewiß!“ rief der Arzt erstaunt.

„Wissen Sie zufällig, ob das Fläschchen ganz war, als es in Ihrem Schranke stand?“

„Meines Wissens war es das. Aber kann es nicht den Splitter verloren haben, als es hinab in den Garten geschleudert wurde?“

„Unmöglich. Da fand es der Kommissar und nahm es an sich. Fräulein Albanus war nicht zugegen, sie hat also das Fläschchen bis heute nicht wieder zu Gesicht bekommen. Der Splitter muß unbedingt schon zu einer Zeit gefehlt haben, als die Möglichkeit, es in Augenschein zu nehmen, für sie gegeben war.“

„Sehr richtig.“

„Ich vermute daher folgendes: Fräulein Albanus hat zufällig das Fläschchen in der Hand der jungen Frau gesehen. Ihre Wißbegier trieb sie, zu erfahren, was die Baronin in der Hand hielt und bei ihrem Eintritt so verlegen versteckte. Das Fläschchen befand sich im Mantel, der in dem Nebengemach am Garderobehalter hing. Als Leiterin des Haushalts und Vertreterin der Hausfrau war ihr gewiß möglich, sich zu einer Zeit in das Zimmer zu schleichen, wo sie die Baronin sowohl als die Schwester im Krankenzimmer beschäftigt wußte, vielleicht zu einer Zeit, während sich der Arzt bei dem Kinde befand. Sie wagte ja nicht viel dabei, sie konnte rasch von dem Kleidungsstück forttreten, wenn jemand kam. Sie zog rasch das Fläschchen aus dem Mantel, betrachtete es genau, las die Aufschrift, öffnete es vielleicht auch und prüfte den Inhalt. Jedenfalls nahm sie Veranlassung, sich über ihn Klarheit zu verschaffen.“

Burger dachte einige Augenblicke nach. „Sie könnten

recht haben. Nur ist es doch ebensogut möglich, daß es hierbei sein Bewenden gehabt hat. Die Dame hatte ihre Neugier befriedigt, damit genug. Weitere Beziehungen zwischen ihr und dem Gift brauchen nicht vorhanden zu sein. Das kann sie auch ruhig zugeben, und dann sind wir auf dem alten Flecke. Für die Entlastung unserer Freundin ist Ihre Entdeckung ohne Belang.“

Amarell lächelte. „Nicht ganz, lieber Doktor. Wäre das Fräulein so harmlos gewesen, wie Sie voraussetzen, so wäre ihr bezüglich des Fläschchens wohl gar keine Mißbegier gekommen. Wie konnte sie annehmen, das Ding enthalte etwas Besonderes? Sie faßte also Mißtrauen, und das Mißtrauen trieb sie, sich den Gegenstand genauer anzusehen. Sie erkannte, was das Fläschchen enthielt. Warum schwieg sie nun über ihre Entdeckung? Sie mußte doch annehmen, daß irgend eine Gefahr vorlag, denn zum Vergnügen führt niemand Morphinum bei sich.“

„Sie hielt vielleicht die Baronin für eine Morphiniistin.“

„Ihr war die ganze Sachlage genau bekannt. Ich bin gewiß, ehe ihr der von Ihnen ausgesprochene Gedanke gekommen wäre, hätte sie zehnmal an das Kind gedacht. Sie hätte unbedingt dem Baron ihre Entdeckung und ihren Verdacht mitgeteilt, sie konnte ja, um sich alle Verlegenheit zu sparen, einfach vor- spiegeln, der Mantel sei herunter- und das Fläschchen dabei herausgefallen. Daß sie ihre Entdeckung verschwieg, erscheint mir bedenklich. Eine Person wie sie hätte dem Gericht heute ihre Wissenschaft nicht vorenthalten, solche Leute machen sich gern wichtig. Nein — nein, ihr Schweigen hat einen anderen Grund. Wenn sie nicht selbst die Täterin ist, so zeigt sie uns doch die richtige Spur an.“

„Aber was für ein Beweggrund sollte sie geleitet haben?“

„Weiß ich noch nicht. Ich habe bereits Maßregeln getroffen, alles zu erfahren. Kommen Sie morgen früh um zehn zu mir, Doktor. Wollen Sie?“

„Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung.“

„Ich muß vorher erst mit der Baronin sprechen. Ich hätte das gern sofort nach der Verhandlung getan, um ihr einige wichtige Fragen vorzulegen, aber sie betrachtete das Gespräch mit Ihnen als wichtiger.“

„Beste Freund, es war auch unendlich wichtig für uns beide! Doch lassen Sie mich davon noch schweigen.“

„Ich ahne —“

„Bleiben wir bei unserer Angelegenheit, die vorläufig brennender ist,“ unterbrach ihn der junge Arzt. „Noch ist mir nicht alles klar. Wie sollte der Dame bei heimlicher rascher Besichtigung des Fläschchens der unerhebliche Fehler in die Augen gefallen sein? Das wäre wirklich sonderbar.“

„Es hört auf, sonderbar zu sein, wenn wir uns vorstellen, daß bei der Eile des Herausziehens aus dem Mantel oder des Hineinsteckens der Dame das Fläschchen entglitten ist. Es fiel auf den Boden, berührte vielleicht einen harten Gegenstand, und der kleine Splitter löste sich ab. Erschrocken prüfte sie, ob es noch ganz sei, und beruhigte sich, als sie nur den kleinen Schaden wahrnahm. Auf solche Weise mußte sie ganz genau über ihn unterrichtet sein.“

„Wie ich mich erinnere, fehlte nichts vom Inhalt des Fläschchens. Marga erklärte vielmehr zu ihrer Rechtfertigung, es sei noch bis zum Rande voll gewesen, als sie es in den Garten warf.“

„Wohl glaublich. Das Fräulein hat gar nicht Zeit

gehabt oder auch nicht gewagt, von dem Inhalt zu nehmen. Falls sie ihre Hand im Spiele hat, wird sie sich das Gift anderweitig verschafft haben. Nun, darüber hoffe ich Ihnen mehr sagen zu können, Doktor — ich verspreche Ihnen in wenigen Tagen volle Klarheit.“

16.

Marga saß in trüben Gedanken auf dem hölzernen Sessel ihrer Zelle, den schönen Kopf auf den Arm gestützt. Die schwarzen Augen schimmerten feucht, ein weicher, sanfter Glanz lag auf ihnen. Manchmal bewegten sich ihre Lippen, als formten sie irgend ein geheimnisvolles Wort. War es Gisberts Name, der wie ein stilles Gebet von ihnen floß, oder gedachte sie ihres Kindes, als dessen Mörderin man sie verurteilt?

Die Tür knarrte. Eine Aufseherin holte sie nach dem Sprechzimmer. „Herr Doktor Amarell will mit Ihnen reden,“ bedeutete sie kurz die Gefangene.

Amarell trat ihr absichtlich mit möglichst gleichgültiger Miene entgegen. Er wünschte keine falschen Hoffnungen in der Armen zu wecken. „Ich komme, mit Ihnen wegen der Berufung zu sprechen, Frau Baronin,“ redete er sie an. „Sie müssen unter allen Umständen Berufung gegen das Urteil anmelden.“

„Wozu soll es dienen, Herr Doktor? Es verlängert nur die Untersuchungshaft.“

„Gewiß. Aber da Sie unschuldig sind, ist es notwendig. Sie müssen Ihre Unschuld bis zum letzten Augenblicke behaupten, alle Instanzen für sich anrufen. Beruhigen Sie sich bei dem Erkenntnis, nimmt man das für ein Eingestehen der Schuld.“

„Dann bin ich einverstanden. Sie werden alles übrige besorgen?“

„Alles. Doch ich muß mich zunächst bemühen,

anderweitige Spuren zu finden, so schwer es auch ist. Zu diesem Behufe habe ich einige Fragen, Frau Baronin.“

„Bitte.“

„Wissen Sie, ob das Fläschchen mit Morphium noch ganz war, als Sie es von sich warfen?“

„Ich glaube. Ist es nicht auch in völlig unverfälschtem Zustande gefunden worden?“

„Ihnen ist also nicht bekannt, daß am unteren Rande ein Splitter des Glases fehlte?“

„Nein.“

„Sie wissen aber genau, daß das Fläschchen noch voll war, als Sie es in den Garten warfen?“

„Jawohl. Es war voll, als ich es nahm, und es ist nicht mehr aus meiner Tasche gekommen. Ich war ja fast Tag und Nacht in den Kleidern.“

„Ganz recht.“ Doktor Amarell sah sinnend vor sich hin. „Morphium ist ja auch auf andere Weise erhältlich,“ murmelte er. Nach einer Weile wandte er sich seiner Klientin wieder zu. „Sie haben es schon gesagt, gnädige Frau, daß während der bewußten Zeit niemand das Krankenzimmer zu betreten vermochte?“

„Niemand.“

„Und doch beruht die Möglichkeit Ihrer Unschuld allein darauf, daß es trotz Ihrer Annahme jemand gelungen ist, sich, ohne daß Sie und die Schwester es bemerkten, in die Krankenstube zu schleichen und das Gift mit der Medizin zu vermischen.“

„Das kann kaum sein.“

„Es muß sein können, gnädige Frau, oder Sie können nicht unschuldig sein! Wenn es aber in der Zeit vom Morgen bis zur Nacht wirklich unmöglich war, so bleibt nur eine Annahme übrig.“

„Welche?“

„Es muß vorher geschehen sein.“

„Aber Sie hören doch, daß die Medizin früh noch in Ordnung war —“

„Ich weiß, wie leicht Menschen sich täuschen. Geben Sie mir, bitte, auf die Minute an: wann haben Sie am Morgen dem Kinde die Arznei eingegeben?“

Marga überlegte. „Ich habe sie gar nicht gegeben, sondern Schwester Marie.“

„Wann war das?“

„Das kann ich nicht genau sagen. Ich erinnere mich nur, daß ich meinte, es wäre Zeit, dem Kleinen die Medizin einzugeben, und daß Schwester Marie mir erwiderte, sie wolle es sofort tun.“

Amarell nickte befriedigt. „Gut, ich werde die Schwester befragen. Lassen wir jetzt einmal die Zeit außer acht. Wann haben Sie zuletzt Medizin gereicht?“

„Am Abend vorher.“

„Wann?“

„Um neun Uhr etwa. Rudi war sehr müde, deshalb reichte ich ihm die Tropfen früher als sonst.“

„Sie selbst?“

„Ich selbst.“

„Wo befand sich Schwester Marie zu dieser Zeit?“

„Sie war eine Stunde vorher nach dem Schwesternhaus gegangen. Der Junge war ja wieder besser, und sie hatte Sehnsucht nach frischer Luft.“

„Selbstverständlich. Doch nun überlegen Sie genau, Frau Baronin! Haben Sie während der Abwesenheit der Schwester einmal, wenn auch nur auf Momente, die beiden Ihnen angewiesenen Zimmer verlassen?“

„Aber Herr Doktor —“

Im Tone der Baronin prägte sich energische Abwehr aus. Allein mitten im Satze verstummte sie und sah nachdenklich vor sich hin.

„Ja — ja,“ murmelte sie, „einmal doch. Aber nur auf höchstens zwei Minuten. Der Gärtner hatte uns, als die Krankheit plötzlich eine günstige Wendung nahm, einen prächtigen Strauß aus dem Garten heraufgeschickt. Der stand schon lange ohne frisches Wasser. Ich fühlte mich so glücklich, weil nun die Gefahr vorüber war, und mich jammerten die köstlichen Blumen. Da nahm ich die Vase und ging selbst nach der Küche, um frisches Wasser zu holen.“

Der junge Anwalt lächelte. „Sehen Sie!“ frohlockte er. „Frau Baronin, verlieren Sie nur den Mut nicht! Ich eile sogleich zu Schwester Marie.“

Leider war die Schwester nicht im Schwesternhause anwesend. Sie hatte eine Pflege im äußersten Westen angetreten. Amarell telephonierte von einem Zigarrenladen aus seinem Bureauvorsteher, er werde erst später eintreffen, Burger möge auf ihn warten. Dann fuhr er schleunigst zu ihr hinaus.

Schwester Marie war sehr verwundert, ihn zu sehen.

„Nur eine Frage, Schwester,“ rechtfertigte er den Besuch. „Sie entsinnen sich doch genau des Morgens vor der Nacht, in welcher der kleine Rudi starb?“

„Gewiß, Herr Doktor.“

„Können Sie mir mit voller Bestimmtheit die Zeit angeben, wann Sie dem Knaben am Morgen die Medizin gegeben haben?“

Die Schwester sann nach.

„Haben Sie selbst die Arznei dem Kinde einge-
flößt?“

„Nein, ich nicht, die Frau Baronin hat es getan.“

„Wissen Sie das bestimmt? Haben Sie es mit
angesehen?“

„Das nicht. Aber sie sprach zu mir davon.“

„Darauf sollen Sie erwidert haben, Sie würden es sofort tun.“

„Kann wohl sein, doch mir ist, als habe sie's doch getan.“

„Jedenfalls haben Sie die Morgenmedizin nicht gegeben?“

„Nein.“

„So bin ich befriedigt. Ich danke Ihnen.“

(Fortsetzung folgt.)





Am Faschingsdienstag.

Erzählung von Emma Haushofer-Merk.

Mit Bildern von
M. Flashar.

□ □

(Nachdruck verboten.)

Am Faschingsdienstag hatten die Näherinnen, die in dem großen Geschäft von Feldkirchner & Cie. in München beschäftigt waren, den Nachmittag frei. Wie eine Schar junger ausgelassener Vögel stürmten sie um zwölf Uhr die Treppe hinab. Auf die hübsche Anna Heberl wartete schon ihr Bräutigam. Mit dem Heiraten hatte es freilich noch gute Wege; aber sie nannte ihn ihren Bräutigam, weil das doch so hübsch klang.

Mein Gott! Sie verdiente als Mäntelnäherin zwei Mark fünfzig Pfennig, und wenn er auch als Setzer in einer Buchdruckerei einen höheren Lohn bekam, so konnte er doch auch nicht viel zurücklegen, weil er noch seinen Bruder zu unterstützen hatte, der erst in der Lehre war.

Doch sie waren ja jung und hatten Zeit zu warten, und an einem Tag wie heute, an dem noch dazu die Sonne ganz frühlingshast schien, da dachten sie nur an die fröhliche Gegenwart.

Freilich gerade im Fasching hätte Anna das Leben einmal aus dem Vollen genießen mögen. Sie machte auch ein sehr ungnädiges Gesicht, als ihr Schatz ihr einen Spaziergang in die Haraunen vorschlug.

„Nein, Valentin, da hinaus, wo man nichts sieht

als kahle Bäum' und nasse Wiesen, geh' ich heut nicht! Ich will unter die Leut', möcht' die Masken anschauen! Ach, es ist ein Kreuz, wenn man auf jeden Pfennig aufpassen muß! Für mein Leben gern hätt' ich mich maskieren mögen! Aber gar keine Freud' hat unser-eins! Die leichtsinnigen Leut' haben's wirklich viel besser!“

„Geh, schäm dich, Anna! Wie magst denn so daherreden! Hätt'st dir halt von deinen Freundinnen eine Maskerad' leihen lassen!“

„Ach die! Keine gibt einem was! Die Resi hätt' so eine schöne Türkin, aber sie sagt, sie braucht' ihr Kostüm selber. Und es steht ihr doch gar nicht, weil sie rothaarig ist, und krumme Bein' hat sie auch!“

Valentin war ein guter Kerl. Es bedrückte ihn wie ein Vorwurf, daß sein Schatz mißmutig neben ihm herging, heute an dem freien Tag, an dem alle anderen Leute lustig waren. Es gefiel ihm auch viel besser, wenn sie lachte, wenn ihre weißen Zähne aus dem vollen Mund hervorschimmerten, und über der kleinen Nase die braunen Augen bligten.

„Du, Anna, weißt was! Zieh du einfach meinen Anzug an, und mir gibst du ein Kleid von dir! Dann sind wir alle zwei maskiert!“

Der Vorschlag hatte sofort ihren Beifall.

„Ja, das ist lustig!“ rief sie, in die Hände klatschend. „Ich hab' schon immer einmal als Herr gehn wollen! Da kann man recht kek sein! Ich mach' mir einen Schnurrbart, und dann küß' ich alle Mädeln, damit sie recht erschrecken!“

„Schad, daß ich dir nicht meinen Schnurrbart auch leihen kann. Oder soll ich ihn mir abschneiden lassen?“

„Was nicht gar! Nein, ich geb' dir einen weißen Schleier, und dann sieht man den Bart gar nicht!“

Sie war schon in Gedanken bei der Maskerade. Aber Valentin wurde plötzlich nachdenklich.

„Was hast du denn? Magst am End' wieder nicht, jetzt wo ich mich schon gefreut hab'?“ fragte sie ungeduldig.

„Freilich mag ich. Aber weißt — meinen Anzug muß ich heut abend wieder haben, denn ich hab' keinen anderen. Sonst könnt' ich ja morgen gar nicht zur Arbeit. Meinen Sommeranzug hab' ich für meinen Bruder richten lassen, und der schwarze vom Vater selig ist daheim bei der Mutter, damit die Motten nicht hineinkommen. Ich hätt' also rein nichts zum Anziehen.“

„Herauf in die Wohnung darfst du nicht bei der Nacht. Das erlaubt die Tant' nicht, schon wegen der Leut' im Haus!“ Anna besann sich einen Moment. „Du wartest halt heut abend einfach unten auf der Straß'. Ich zieh' schnell mein Hauskleid an und bring' dir den Anzug hinunter. Und für den Nachmittag leih' ich dir mein schwarzes Sonntagskleid. Das brauch' ich morgen nicht. Aber achtgeben muß mir!“ —

Anna nahm sich kaum Zeit zu der bescheidenen Mahlzeit, die sie bei der Tante einzunehmen pflegte. In der Küche richtete sie alles für ihren Schatz zurecht, und als er dann kam, konnte die Verwandlung losgehen.

Sogar Frau Susanna Maier, die dicke Tante Annas, mußte lachen, daß ihr die Tränen in die kleinen Augen traten, als das neue Fräulein im schwarzen Jackenfostüm mit Sommerhut und weißem Schleier vor ihr einen Knicks machte und sich bemühte, zierlich zu trippeln, den männlichen Baß durch hohe Fisteltöne zu ersetzen.

Während Frau Maier nachsuchte, ob sie nicht ein Paar Handschuhe hätte, die für Valentin umfangreich

genug wären, raffte Anna seinen abgelegten Anzug zusammen und verschwand in ihrer Kammer, aus der sie eine Viertelstunde später als fecher Bursche wieder



heraushüpfte. Sie sah sehr jung aus, etwas herausfordernd und gassenbubenhaft. „Wie ein rechts Früchtel,“ lachte die Tante, die auch ihren Faschingspaß an der Verkleidung hatte und den beiden lange nachschaute, mit einem recht schmerzlichen Bedauern, daß sie nicht mit ihnen herumlaufen konnte.

Schon drängte sich in der Maximilianstraße Kopf an Kopf die neugierige Menge. Aber es war noch nicht viel los. Hier und da ein Clown, ein Ritter, ein Hanswurst, oder ein Mann mit einer Nase aus Papiermasché.

Das Paar, das so fesch Arm in Arm dahinschritt, erregte allgemeines Wohlgefallen. Valentin warf den Herren Rußhände zu, Anna schaute den Damen fest ins Gesicht, rauchte schneidig eine Zigarette und unterhielt sich prächtig. Als ihr Begleiter — oder vielmehr ihre Begleiterin — sie dann noch in ein Rasseehaus führte, wo eine lustige Musik spielte, da kniff sie dem Valentin übermütig in den Arm und flüsterte vergnügt: „Heut ist's einmal fidel, du!“

Allerdings war der inzwischen auch noch angepappte Schnurrbart ihr beim Genuß des Rassees sehr hinderlich.

Aber der billige Maskenscherz sollte nicht so gemüthlich weitergehen. Als sie sich wieder auf die Straße begaben, kamen eben die geschmückten Wagen, von lautem Johlen und Schreien begrüßt, aus der Stadt heraus; die Insassen, meist verlarvt, mit grotesken Hüten, warfen Papierschlängen in die Menge. Die Konfettischlacht begann, es regnete Papierschnitzel; schon lag eine graue Staubwolke über den Tausenden von Köpfen. Auf dem Trottoir gab es ein dichtes Gewühl, durch das sich obendrein noch ihren Weg tolle Masken bahnten. Unmöglich war es, sich Arm in Arm durch den Knäuel zu winden.

„Wir gehn in den Peterhof zu einem Glas Bier!“ rief Valentin. „Das wird mir zu dumm!“

Aber plötzlich hatte Anna, der ein Vorübergehender eine Handvoll Konfetti in das Gesicht geworfen, ihren Schatz aus den Augen verloren.

Während sie ängstlich herumschaute, kam aus einem Hotel ein ganzer Trupp wilder Clowns mit weißen

Halskrausen herausgestürzt. Sie umringten das verlegene Bürschchen, tanzten um die scheue kleine Gestalt herum und zogen sie trotz ihres Widerstrebens mit sich fort.

Eine Pierrette hing sich an Annas Arm, streichelte ihr das Gesicht, ein großer junger Mensch, der offenbar den Ton in der tollen Bande angab, warf ihr einen Bündel Papierschlängen wie einen Lasso um den Hals, und so geführt, geschoben, wirbelte sie in der übermütigen Gesellschaft dahin.

Als es stiller wurde, weil sie in eine Seitenstraße einbogen, wollte sie sich losmachen, und da der Große sie mit seiner Pfauensfeder an der Nase fikelte, schlug sie nach ihm und rief ungeduldig: „Du Narr! Such dir jemand andern für deine Späß'!“

„Dafür wirst du mir Rechenschaft geben!“ erwiderte der Clown in düsterem Pathos. „Deine Karte, junger Mann!“

„Kannst du fechten?“ flüsterte die Pierrette. „Das ist der beste Schläger in München! Der haut dir ganz gemüthlich die Ohren weg!“

Anna ward es höllenangst. Ihr Männertostüm schien ihr jetzt höchst fatal, und sie gestand, ihr Inkognito lüftend, mit zitternder Stimme: „Ich bin ja gar kein Herr! Ich hab' ja nur die Kleider vom Valentin an, von meinem Bräutigam, und er wartet gewiß im Peterhof auf mich, weil wir einander verloren haben!“

Ihr Geständnis rief ein großes Hallo hervor. „Glaubst du, wir hätten dich mitgenommen, wenn man's dir nicht an der Nase ansähe, daß du ein liebes, nettes Mädel bist!“

„Der Valentin soll warten! Du bleibst bei uns! Wie heißt du denn, Kleine?“

Als sie ihren Taufnamen wußten, schmeichelten sie alle um sie herum. „Anna — Annchen — Anner!“ hieß es hier und hieß es da, der eine gab ihr Schokoladenbonbons, die sehr gut schmeckten, der andere hatte ein süßes Schnäpschen und schenkte ihr ein zierliches Glas voll, das er aus einem Lederetui herauszog.

Von dem Likör wurde sie wieder munterer, und eine Weile gefiel es ihr ganz gut, wie sie alle so schön mit ihr taten und sich um die Ehre stritten, sie führen zu dürfen. Nur von Zeit zu Zeit mahnte sie: „Ich muß jetzt zum Valentin. Der weiß ja gar nicht, wo ich bin!“

„Du kommst noch früh genug in den Peterhof! Wir führen dich selber hin!“ hieß es. Sie schlugen auch wirklich den Weg nach dem Marienplatz ein. Da sie aber das Konfettiwurfen und Nasentickeln schon satt hatten und in ihrer angeheiterten Stimmung nach einem neuen Akt Verlangen trugen, fingen sie an, in einer leeren Seitengasse die Aushängekasten auszuwechseln.

Unter Glas und Rahmen hingen da falsche Zähne, ganze Gebisse. Die nahmen sie vom Nagel weg und trugen sie bis zum nächsten Fleischerladen, wo sie einen Platz in einer Nische fanden. Die Auslage eines Photographen — lauter schöne Damenbilder — machten sie unter dem Schild einer Hebamme fest, und eben wollten sie die Rasierschüssel eines Baders verschleppen, als ein Schutzmann in die Gasse einbog und sie anrief.

Da warf ihm einer der übermütigen Bande einen Frosch vor die Füße, daß der Schutzmann vor der rasch aufzüngelnden kleinen Flamme beiseite springen mußte.

„Wissen Sie nicht, daß das Werfen von Feuerkörpern verboten ist? Ich muß Ihre Namen aufschreiben!“ schalt der Mann der Ordnung erboßt.

Aber die Übermütigen ließen sich nicht einschüchtern.
Sie tanzten um ihn herum, machten einen Höllenlärm



mit ihren Pritschen und Rinderrasseln und johlten und schrieten, bis der Schutzmann in wilden Zorn geriet.

„Ich arretiere Sie,“ schrie er, „wenn Sie Ihre Namen nicht sagen!“

Sie aber setzten ihr Geheul fort, kitzelten ihn mit den Pfauenfedern an den Ohren, bombardierten ihn

mit Papierschnitzbällen, und der Rechte fuchtelte ihm mit einem langen Blasrohr vor dem Gesicht herum.

Da riß dem Mann die Geduld. „Sie gehen mit auf die Polizei! Sie sind verhaftet!“ rief er. Und im selben Moment tauchte am anderen Ende der Straße ein zweiter Schutzmann auf.

Nun wurde die lecke Gesellschaft doch etwas ernüchtert. Im Nu stob sie auseinander. Der Schutzmann lief ihnen nach; aber er war nicht so leichtfüßig wie die tollen jungen Leute. Nur das kleine zitternde Bürschchen hatte er gepackt. Er ließ sich von dem Männeranzug täuschen, fand das Aussehen höchst verdächtig und die Weigerung, den Namen zu sagen, sehr auffallend. Der zweite Schutzmann hatte noch drei von den Clowns und die Pierrette, deren tiefe Stimme ihres weiblichen Aufpukes spottete, festgehalten, und nun wurde die ganze Gesellschaft ins Arrestlokal gebracht. Man bedeutete ihnen trotz ihres lebhaften Protestes, daß sie die Nacht hier zu bleiben hätten. Anna half es nichts, daß sie weinend versicherte, sie sei ja gar kein Herr. Sie wurde nur von den lustigen Gefährten, mit denen sie gefangen worden, getrennt und kam in die weibliche Abteilung in eine sehr zweifelhafte Gesellschaft.

Verzweifelt suchte Valentin im Peterhof nach seinem Schatz. Seine Frauentracht gefiel ihm gar nicht mehr ohne den Begleiter. Vergeblich drängte er sich durch das Gewühl, vergeblich spähte er dann wieder auf der Straße hin und her. Endlich entschloß er sich, doch lieber im Peterhof auf Anna zu warten. Dahin mußte sie ja kommen, wenn sie ihn nicht mehr fand.

Recht trübselig saß er bei seinem Glas Bier und

schaute unverwandt auf die Tür, zu der viele Masken hereinkamen, nur seine Anna nicht.

Plötzlich stürzten Clowns herein und riefen laut: „Wo ist denn der Valentin? O Valentin!“

Er sprang unwillkürlich auf. Aber die Clowns schienen das verschleierte Mädchen nicht zu beachten. Sie sangen leiernd wie zu einer fingierten Drehorgel mit traurig verzogenen Gesichtern:

„O du lieber Valentin! Valentin! Valentin!
O du lieber Valertin, alles ist hin!
Geld ist weg, Mäd! ist weg,
Alles weg, alles weg!
O du lieber Valentin, alles ist hin!“

Dann liefen sie wieder hinaus.

Erst als sie fort waren, besann sich der Vereinsamte in seinen Mädchenkleidern, ob das Lied am Ende doch ihm gegolten hatte. Er zahlte rasch, hoffte die Clowns noch zu erreichen, aber er sah sie nicht mehr.

Mittlerweile war es dunkel geworden. Valentin ging sehr verstimmt durch die mit Konfetti bedeckten, von Papierschlangen durchflatterten Straßen. Es blieb ihm nichts übrig, als bei Frau Maier, der Tante, nachzufragen. Vielleicht war Anna schon heimgegangen.

Der Gedanke an seinen Anzug, seinen einzigen Anzug, den er doch heute wieder haben mußte, bedrückte ihn fast ebenso sehr wie die Sorge, was aus seinem Mäd! geworden war. Er verwünschte schon den Einfall, sich in diese Weiberkleider gesteckt zu haben, und sehnte sich unsagbar nach seinen Männerhosen.

Frau Maier fing zu weinen an, als sie hörte, Anna sei ihrem Bräutigam verloren gegangen. „Daheim ist sie nicht!“ jammerte sie. „Sie ist gewiß von einem Tramwagen überfahren worden oder von einem Automobil, die immer so dahersaufen.“

Als sie eine halbe Stunde lang sich ungefähr alle Todesarten ausgemalt hatte, an denen ihre Nichte zu Grunde gegangen sein könnte, fiel ihr plötzlich etwas ein.

„Die Anna wird sicher ihre Freundin Resi getroffen haben, und das mutwillige Ding hat sie mitgeschleppt; aber bis zwölf Uhr muß sie ja sicher heimkommen!“

So saß denn der arme Valentin bis Mitternacht in der Küche bei der Tante, hörte von der Straße herauf das Zohlen der Masken und wartete auf seinen Schatz und seinen Anzug.

Dann wurde es still. Der Aschermittwoch hatte begonnen. Und er saß und saß als trauriges Überbleibsel der Fastnacht in seinen Frauenröcken!

Schließlich blieb ihm nichts übrig, als heimzugehen.

In aller Frühe aber läutete er schon wieder bei Frau Maier. Er war jetzt in der rechten Stimmung, um seinem Schatz die Meinung gründlich zu sagen, denn zum Narren halten ließ er sich nicht.

Aber Frau Maier empfing ihn händeringend. „Auf der Polizei ist sie! Arretiert! Die Schand'! Ich trau' mich ja gar nimmer unter die Leut'!“

Ein Schutzmann war dagewesen und hatte gefragt, ob es wahr sei, daß bei ihr eine gewisse Anna Heberl wohne, und er hatte dann auch Kleider für die Anna mitgenommen.

„Und mein Anzug!“ schrie Valentin verzweifelt. „Wären Sie doch mitgegangen, und hätten Sie sich meinen Anzug ausliefern lassen!“

Aber da warf sich Frau Maier entrüstet in die Brust wie eine beleidigte Königin und sagte stolz: „Ich bin eine Katasterbureaubotenwitwe, und ich bin es meinem seligen Mann schuldig, daß ich in die Polizei nicht einen einzigen Fuß setze! Was Anna sich hat zu schulden

kommen lassen, das weiß ich nicht; aber ich möcht' lieber sterben, als in so was verwickelt werden!"

So mußte sich Valentin denn selbst auf den Weg machen, um seine Kleider zu holen. Nur um einen anderen Hut bat er, weil man ihn ja schon von weitem als Maste erkennen würde, wenn er am Aschermittwoch in einem weißen Strohhut über die Straße ging.

Trotz des großen Frauenhutes von Frau Maier schien die mit weiten Schritten dahineilende weibliche Gestalt doch manchem verdächtig.

„Da schau, da kommt einer erst heim! Na, der ist gut!“ rief ihm ein Arbeiter nach.

Es schneite und regnete, in den Gassen schwammen traurig die Konfettis, und Anna hätte laut aufgeschrien, wenn sie es hätte mitansehen müssen, wie ihr langes Feiertagskleid durch den Schmutz schleifte.

Behend vor Aufregung, sehr verlegen betrat Valentin das Polizeigebäude und fragte den ihm entgegnetretenden Schuzmann leise, ob er nicht ein paar Worte mit Fräulein Anna Heberl sprechen könne, die gestern arretiert worden sei.

Der Schuzmann hatte wenig geschlafen und war schlecht gelaunt. „Da hätten wir viel zu tun, wenn wir alle guten Bekannten zum Schwätzen hereinließen!“

„Aber ich muß sie sprechen!“ fuhr Valentin ungeduldig auf, denn es kamen noch mehr Menschen in das Zimmer, und er schämte sich in seinem Anzug.

Der Schuzmann schaute ihn prüfend an und rief zornig: „Sie sind ja noch maskiert! Wissen Sie denn nicht, daß heut Aschermittwoch ist? Eine solche Unverschämtheit, als Frauenzimmer daherzulaufen mit einem Schnurrbart!“

„Das ist's ja eben! Ich hab' ihr ja meine Kleider gegeben, und sie ist nicht heimgekommen. Ich hab'

keinen anderen Anzug. Im Hemd hab' ich doch nicht ausrücken können!*)

Da lachten sie alle, und selbst der grimmige Schutzmann schmunzelte. Aber dann sagte er ablehnend: „Einen Maskierten kann ich nicht zu dem Beamten hinaufführen, der die Kleider in Verwahrung hat. Da müssen Sie schon jemand herschicken. Aber machen Sie jetzt, daß Sie heimkommen. Wenn man Sie als Maste erkennt, dann werden Sie auch arretiert.“

Durch die stillsten Gassen drückte sich das unglückselige Pseudofräulein an den Häusern hin, und wenn irgendwo eine Pickelhaube auftauchte, dann verschwand die ängstliche Gestalt in einem Haustor.

Frau Maier fühlte sich immer noch zu sehr als Katasterbureaubotenwitwe, als daß sie dem Flehen Valentins nachgegeben und sich zu dem Gang auf die Polizei entschlossen hätte. Doch sie erinnerte sich nun, daß sie auf dem Boden einen Koffer mit Kleidungsstücken ihres Seligen stehen habe, und holte seufzend einen Anzug herab, damit sich Valentin doch des nassen Frauengewandes entledigen konnte. Der gute Herr Maier war dreimal so dick gewesen als der schlanke Valentin; aber auch in der schlotternden Hofe fühlte dieser sich wie erlöst und wiedergeboren, und obwohl die Kleider stark nach Kampfer rochen, machte er sich doch auf den Weg in die Buchdruckerei, um sein spätes Kommen so gut als möglich zu entschuldigen. In seiner Besorgnis um Anna waren ihm die Witze und das Gelächter der Kameraden, ja selbst die Rüge des Werkführers nur kleine Nadelstiche.

Anna kam ein paar Stunden später in einer Droschke

*) Siehe das Titelbild.



angefahren. Als bei der Vorführung ihre Mitgefängenen ausfragten, daß sie gänzlich schuldlos sei, konnte sie abziehen. Auch die übrige Gesellschaft wurde auf freien Fuß gesetzt, nachdem die Clowns sich als Studenten legitimiert hatten.

Anna brach beim Anblick ihres verdorbenen Kleides in heiße Tränen aus.

Nun, die sollten getrocknet werden.

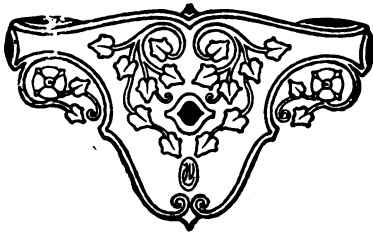
In den „Neuesten Nachrichten“ stand am nächsten Abend folgende Anzeige: „Fräulein Anna, die so gerne in den Peterhof wollte zu ihrem Valentin und durch unsere Schuld nicht hinkam, wird gebeten, ihre Adresse anzugeben. Die lila Clowns.“

Sie tat das auch, aber heimlich, denn sie wußte doch nicht, ob es ihrem Valentin, der seine bitteren Erfahrungen als Dame noch nicht recht verwinden konnte, auch recht wäre.

Aber dann kam ein Brief. Und in dem Brief steckte ein Hundertmarkschein, und es stand dabei zu lesen: „Wir haben das Gefühl, daß wir uns schwer in Ihrer Schuld befinden, weil wir Sie für unsere Dummheiten büßen ließen. Dafür erlauben wir uns, anbei unseren Dank zu übermitteln.“

So reich war Anna noch nie gewesen.

Und Valentin fand, daß eine solche Vermehrung ihres Brautschatzes sehr angenehm sei. Von weiteren Faschingsabenteuern aber wollte er nichts mehr wissen.





Menschliche Abnormitäten.

Von Reinhold Ortmann.

Mit 11 Bildern.

(Nachdruck verboten.)

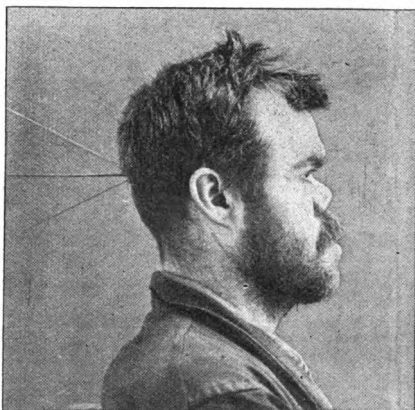
Das von dem scharfsinnigen Franzosen Alphonse Bertillon erdachte und namentlich zur sicheren Erkennung von Gewohnheitsverbrechern heute fast in allen Kulturstaaten angewendete System der Menschenmessung (Anthropometrie) ist schon mehrfach Gegenstand eingehender Besprechung gewesen. Ausgehend von der unanzweifelbaren Tatsache, daß die Größenverhältnisse und die Formen der einzelnen Körperteile bei allen menschlichen Individuen verschiedene sind, und daß die Maße, namentlich des Knochengengerüsts, bei dem erwachsenen Menschen bis an sein Lebensende keine Veränderung mehr erfahren, hat Bertillon ein Körpermessungsschema aufgestellt, auf Grund dessen auch noch nach Ablauf beliebig langer Zeit die Identität eines einmal Gemessenen festgestellt werden kann. Er hat gleichzeitig für die Einordnung der ausgefüllten anthropometrischen Karten ein ebenso geistreiches wie einfaches System erfunden, das die Auffindung der für den vorliegenden Einzelfall gewünschten Aufzeichnungen aus einer Menge von Tausenden oder Hunderttausenden ohne alle Schwierigkeiten ermöglicht.

Die von Bertillon begründete Pariser Anstalt für Anthropometrie dient, ebenso wie die nach seinem Muster geschaffenen Einrichtungen anderer Großstädte, ausschließlich kriminalpolizeilichen Zwecken. Aber es

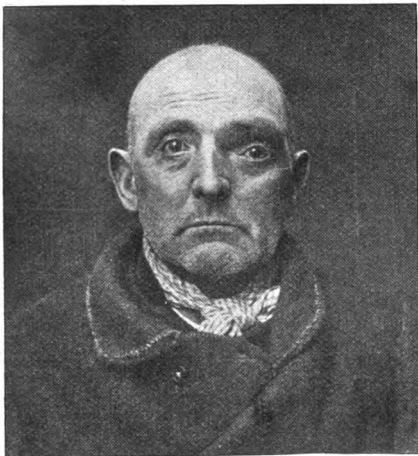
konnte nicht fehlen, daß sich unter den mehr als sechsmalshunderttausend Individuen, die dort im Verlauf der Jahre den eingehendsten Körpermessungen unterworfen wurden, eine nicht geringe Anzahl von solchen befand, die durch auffallende Mißbildungen ein mindestens ebenso großes wissenschaftliches Interesse wachriefen, als ihnen durch ihre Taten ein kriminalistisches gesichert war, und so ist in jener Anstalt nach und nach ein kleines photographisches Museum von menschlichen Abnormitäten und Monstrositäten entstanden, das auf die Schaulust des Publikums sicherlich eine nicht geringe Anziehungskraft üben würde, wenn nicht die Art seiner Entstehung naturgemäß strengste Geheimhaltung bedingte.

Wenn wir trotzdem in der Lage sind, unseren Lesern in getreuer Nachbildung einige der interessantesten von diesen photographischen Aufnahmen vorzuführen, so handelt es sich dabei selbstverständlich um solche, für die aus dem einen oder dem anderen Grunde ein Gebot der Geheimhaltung nicht bestand.

Daß der gemeingefährliche Charakter eines Gewohnheitsverbrechens sich notwendig schon in seiner Gesichts-



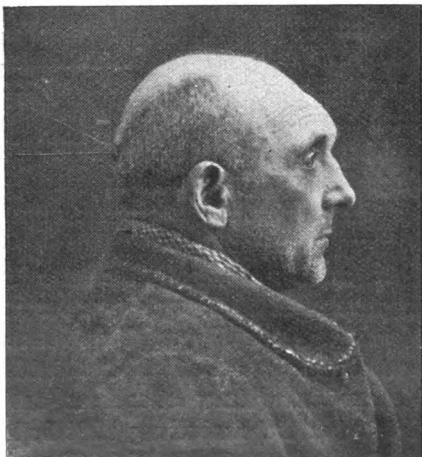
Mann mit Orang-Utan-Profil.



Ein Größenwahnsinniger.
(Vorderaufnahme.)

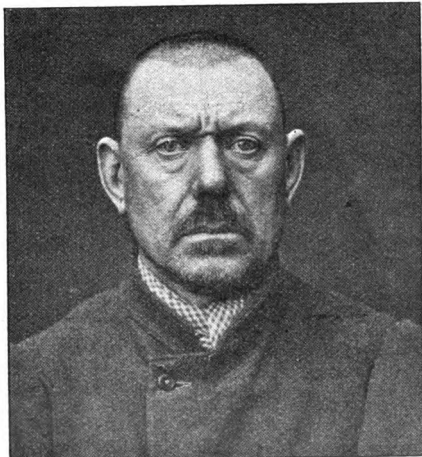
bildungausprägen müsse, ist ein nur von naiven Gemütern gehegter Glaube. Es ist allerdings zu-
meist recht leicht, in der äußeren Erscheinung des Missetäters auf der Anklagebank gewisse Anzeichen zu entdecken, die bedenkliche

Rückschlüsse auf seine Charaktereigenschaften zulassen. Aber wir können dieselben verdächtigen Kennzeichen vielleicht auch an diesem oder jenem unserer allernächsten Bekannten feststellen, den wir bei unserer genaueren Kenntnis seiner durchaus normalen

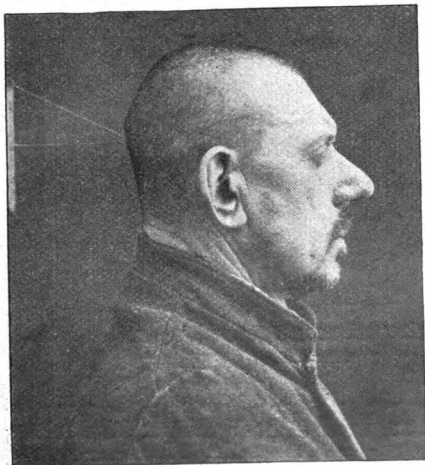


Ein Größenwahnsinniger.
(Seitenaufnahme.)

Veranlagung und seines einwandfreien Lebenswandels darum doch nimmermehr mit argwöhnischen Augen ansehen würden. Die Einbildungskraft des Beobachters spielt bei derartigen Beurteilungen eine gar gewaltige Rolle, wie unzählige



An
Verfolgungswahn leidender Geisteskranker.
(Vorderaufnahme.)



An
Verfolgungswahn leidender Geisteskranker.
(Seitenaufnahme.)

ergöbliche — zuzeiten auch tragische — Irrtümer beweisen, denen selbst scharfsinnige Physiognomiker zum Opfer fallen konnten.

Einen Menschen auf seine Gesichtsbildung hin etwa als gewohnheitsmäßigen Einbrecher, Urkundenfälscher oder

Taschendieb anzusprechen, wird darum gewiß keinem Verständigen und am allerwenigsten einem Kriminalisten von Beruf einfallen. Aber es läßt sich aller-

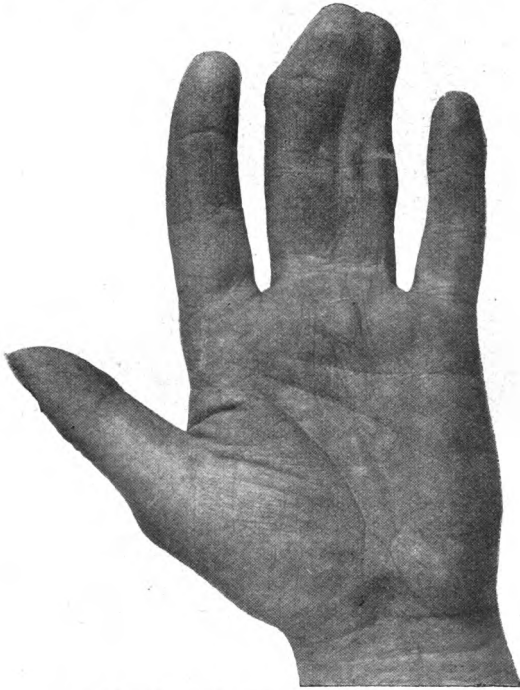


Hand mit zwei verwachsenen Fingern.
(Oberseite.)

dings nicht leugnen, daß hie und da Individuen vorkommen, denen infolge hochgradiger Entartung die krankhafte verbrecherische Anlage vom Gesicht abzulesen ist.

Es pflegt das namentlich für solche Personen zuzu-

treffen, die sich leicht zu gewalttätigen Handlungen, zu lasterhaften Ausschweifungen und zu Verbrechen gegen Person und Leben ihres Nächsten hinreißen lassen. Dem auf unserer ersten Abbildung vorgeführten Mann mit



Hand mit zwei verwachsenen Fingern.
(Innenfläche.)

dem „Orang-Utan-Profil“, der eingedrückt Nase, dem vorspringenden Unterkiefer, dem struppigen Haar und dem finsternen Blick würde sicherlich keiner unserer Leser gern auf einsamer Landstraße begegnen, und man brauchte sein abschreckend, ja unheimlich häßliches Gesicht

nicht notwendigerweise in einem Verbrecheralbum oder in einem kriminalistischen Museum zu finden, um es für einen Spiegel gefährlicher Instinkte und schlimmer

Leidenschaften zu halten.

Da, wo die physische Entartung bis zu ausgesprochener Geisteskrankheit vorgeschritten ist, mehrten sich in der Regel auch die äußeren Kennzeichen dieses traurigen Verfalls.

Die Bilder zweier Wahnsinnigen sind es, die wir als besonders charakteristische Beispiele hier wiedergeben. Der

an Größenwahn leidende Mann würde trotz seines in-



Sechsfingrige Hand.
(Oberseite.)

telligenten, namentlich in der Vorderansicht keineswegs unschönen oder unsympathischen Gesichts jedem Arzt um der eigentümlichen, unsymmetrischen Stellung der Augen, um der zurückfliehenden Stirn und namentlich um des starren Blickes willen von vornherein als

krankheitsverdächtig erscheinen. Ein noch ausgeprägter Typus des Geisteskranken aber ist der vom Verfolgungswahnsinn befallene Unglückliche auf unseren beiden nächsten Bildern.

Außerordentlich reich ist die Abnormitätenammlung



Sechsfingrige Hand.
(Zwienfläche.)

des anthropometrischen Instituts an Mißbildungen einzelner Körperteile, die in ihrer Abenteuerlichkeit oft wie der Ausfluß einer bizarren Laune der Natur erscheinen.

Da gibt es einen jungen Menschen, dessen Kopf

die frappanteste Ähnlichkeit mit dem eines Kalbes aufweist, eine Frau mit einem Hundekopf und ein Kind, dessen Ohrmuscheln den Ohren eines Wachtel-



Eine Hand mit zwei Daumen.

hundes nachgebildet scheinen. Wir finden die Photographie eines Mannes, dessen Rücken in seiner ganzen Länge durch eine richtige Pferdemanne „geschmückt“ ist, und die eines anderen, dessen Hände und

Füße sehr stark an die Pfoten eines Hundes erinnern. Auch das Konterfei eines Riesen ist vorhanden, dem nur ein einziger Zentimeter zu einer Länge von 2 Meter fehlt, und das eines sonst wohlgebildeten, vollständig ausgewachsenen Zwerges, der nur eine Körperhöhe von 1,18 Meter erreicht hat.

Die Zahl der durch Unglücksfälle, Krankheiten u. s. w. entstandenen, sowie die der künstlich herbeigeführten Mißbildungen geht in die Hunderte und kommt hier, wo nur von angeborenen Monstrositäten die Rede ist, nicht in Betracht. Nur beiläufig mag bemerkt sein, daß es notorisch an verschiedenen Orten — namentlich Spaniens — noch heute richtige Fabriken von Krüppeln gibt, die von Bestien in Menschengestalt als ein recht gewinnreiches Geschäft betrieben werden. Unnatürliche Eltern liefern diesen Scheusalen ihre als unnütze Esser lästigen Kinder aus, um sie zu verunstalteten, erbarmungswürdig aussehenden Mißgeschöpfen umformen zu lassen.

Durch grausame Unterbindungen und mit Hilfe von Brettern werden die zarten Glieder dieser beklagenswerten Wesen — mit Vorliebe die Beine — dergestalt zusammengepreßt, daß sie notwendig verkümmern und zu verkrüppelten, gebrauchsunfähigen Anhängseln zusammenschrumpfen müssen. Die Kinder, die diese unmenschliche Mißhandlung überstehen, bilden dann um ihrer jammervollen, das Mitleid der Vorübergehenden herausfordernden Erscheinung willen eine sehr ergiebige Einnahmequelle für den, der sich ein Recht auf ihre Ausnützung erworben hat. Man begegnet ihnen häufig genug vor den Türen der spanischen Kirchen, in gewissen französischen Badeorten und — trotz eines strengen „Einfuhrverbots“ — auch in den Straßen von Paris, wo die Unglücklichen, die sich nur mit Hilfe

der Hände fortbewegen können, als „culs-de-jatte“ wohlbekannte Erscheinungen des Straßenlebens sind.



Abnorme Handbildung (Elefantensfuß).

Auch als angeborene Mißbildung gehört eine derartige Verkümmernng der Füße freilich nicht gerade

zu den allergrößten Seltenheiten. Ungleich häufiger und für den Betroffenen weniger verhängnisvoll sind indessen geringfügige Abnormitäten von der Art der in unseren weiteren Abbildungen vorgeführten.

Da ist zunächst eine Hand, an welcher der Gold- und der Mittelfinger zu einem einzigen verwachsen sind, obwohl jedes der beiden dadurch gebrauchsunfähig gewordenen Glieder vollkommen ausgebildet erscheint. Da sind ferner zwei Beispiele von sechsringrigen Händen, bei denen in dem einen Fall der Daumen und in dem anderen der kleine Finger eine für den Besitzer höchst unliebsame Verdopplung erfahren hat.

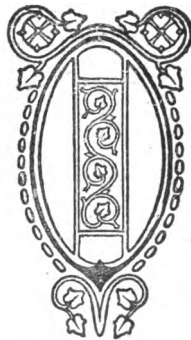
Eine eigentümliche Erscheinung bei derartigen Mißbildungen ist, daß auch in solchen Fällen, wo das überzählige Glied anscheinend normal entwickelt und durchaus beweglich ist, ein Gebrauch desselben gleich dem der übrigen Finger nicht möglich ist, so daß der Betroffene den Zuwachs niemals anders denn als eine Belästigung empfinden kann.

Gewöhnlich ist es nur eine der beiden Hände, die davon heimgesucht wird, aber es gibt auch genug Beispiele von zwölfingrigen Menschen, wie von Individuen, die die Natur mit elf oder mit zwölf Fußzehen bedacht hat. Doch sind überzählige Finger jedenfalls häufiger als überzählige Zehen. Als eine besondere Merkwürdigkeit möge hier schließlich noch erwähnt sein, daß Mißbildungen dieser Art zuweilen in derselben Familie mehrfach vorkommen, und daß in einzelnen Fällen ihre Vererbung von Vater oder Mutter auf die Kinder beobachtet werden konnte.

Die letzte unserer Abbildungen zeigt eine Mißbildung, die man wissenschaftlich als „Elefantfuß“ bezeichnet. Sie ist angeboren und nicht zu verwechseln mit einer Krankheitsform, der Elephantiasis, die zu ganz ähnlichen

Erscheinungen führen kann. Die häufigste Form der Elefantiasis ist der Ausfuß.

Ein mit demselben Namen bezeichnetes Leiden, das auch bei uns zuweilen vorkommt, ist die Dickhäutigkeit oder Pachydermie, die indessen vorwiegend den Unterschenkel befällt und in einer übermäßigen, unförmlichen Verdickung desselben bis zur Gestalt eines Elefantenbeins besteht. Es handelt sich dabei um eine chronische Entzündung der Haut und ihrer Lymphgefäße, und sie geht mit einer schweren Störung des Allgemeinbefindens einher, deren Beseitigung gewöhnlich nur durch eine Amputation des erkrankten Gliedes möglich ist.





Das ewige Fräulein.

Novelle von Ruth Goetz.

(Nachdruck verboten.)

Waren die beiden da drüben wirklich Schwestern? Die Ähnlichkeit der Gestalten bildete den einzigen Anhalt für diese Annahme, und auch die zärtliche Fürsorge, mit der die Ältere der Jüngeren den Platz am Fenster des Abteils überließ, von dem aus man die beste Aussicht hatte. Sie waren beide mittelgroß, hatten schmale Schultern, aber nicht allzu schlanke Hüften. Sie hielten sich beide etwas nach vorn geneigt, es lag eine gewisse Bescheidenheit in der Haltung, als hätte das Leben sie nicht verwöhnt, als wären sie gewohnt, zu gehorchen.

Malwe Bellmann machte diese Beobachtung und verglich sich mit den beiden Mädchen.

Schon ihre Figur war weit auffallender, groß und üppig, schlank und hochaufgerichtet. Und ihr Gesicht! Malwe lächelte. Wie viele Komplimente hatte sie schon über ihr Gesicht gehört, wie viele bewundernde Ausrufe! Es war regelmäßig, ohne Fehler, die Nase schmal, die Augen groß, blau, dabei tiefschwarzes Haar, das sie meisterhaft zu frisieren verstand. Man ahnte eine Flut, einen Mantel, der die königlichen Glieder einhüllen mußte, man sah den großen Knoten, die losen Wellen, die das stolze Gesicht, die schmale Mädchenstirn umschmeichelten.

Nur Malwe wußte, wie viele Mühe es machte, diese Fülle vorzutäuschen.

Die Lippen feingezeichnet und von einem sonderbaren Rot, das immer die Augen der Männer auf sich zog.

Malwe erinnerte sich plötzlich, wie peinlich es ihr das erste Mal gewesen war, durch dieses Rot noch mehr aufzufallen als sonst. Aber Mama wünschte das gerade. Man mußte alle Mittel aufbieten, um zum Ziele zu gelangen.

Ob die beiden auch so ruhelos waren wie sie?

Ob sie auch das ganze Jahr durch die Bäder jagten, von St. Moritz nach Aix les Bains, von Ostende nach Luzern, und jetzt „zur Erholung von allen Strapazen und zur Stärkung für die neue Saison“ nach dem Süden in das kleine Fischerdorf, wo man noch immer verhältnismäßig gut lebte, dabei billig, und gute Gesellschaft traf?

Malwe richtete sich auf. Ein Leuchten brach aus den Augen, sie atmete stärker, und ihre Lippen schlossen sich fest zusammen. „Ich bleibe jetzt!“ flüsterte sie leise, wie man ein Gelübde ablegt. Und sie schüttelte dazu mit dem Kopf.

Nein — nicht mehr weiter! Sie hatte genug. Sie wollte nicht umherjagen, ruhelos, glücklos, immer in der Angst: Wird es sich nun erfüllen? Wird einer da sein, der sich meiner erbarmt, der mich gut genug findet, um mich zu seiner Frau zu machen?

Die beiden Mädchen am Fenster machten einen solchen Eindruck nicht.

Daß es überhaupt Menschen gab, die sich noch so innig und laut über die Wunder der Natur freuen konnten!

Rechts und links von der Bahn zogen die gewaltigen Bergriesen sich hin, wie ungeheure Felsklöße lagen sie da, eingehüllt in einen schwärzlich-bläulichen Dunst, der

sich zu bewegen schien, der lebte und langsam und leise sich hob, daß man die Gipfel gegen den Himmel sich abzeichnen sah, scharf wie die Schneide eines Messers. Und an den Abhängen die Häuser mit den roten Dächern, die weithin leuchteten; einsam in der Ferne die kleine Kirche, der Turm endigte in einer Kugel.

Vom Winde bewegt, flatterte an den Schnüren weiße Wäsche, das gab der Landschaft schon einen italienischen Charakter. Wenigstens behauptete das die ältere der beiden Schwestern.

Malwe warf einen flüchtigen Blick hinaus. Auf die Landschaft hatte sie noch nie so geachtet. Sie interessierte sich immer mehr für das, was sich im Abteil zutrug, für die Reisenden, die Weggesellschaft, die ihnen das Reisen unterhaltend gestalten sollten, ihr und der Mutter.

Diese laute Begeisterung fand sie störend, vor allem sah sie etwas Unerzogenes darin, Menschen der Gesellschaft zeigen ihr Entzücken nicht so offenkundig. Und die beiden waren doch auch nicht gar so jung mehr.

Die Ältere mindestens achtundzwanzig, die Jüngere Mitte der Zwanzig, obgleich sie jünger schien. Wenn die Augen auch ernst schauten, so hatten sie doch einen kindlichen Ausdruck, der immer das Zeichen des Unerlebten ist. In dem Gesicht waren sie das einzige Schöne, denn es war schmal und blaß, veränderte fortwährend den Ausdruck und behielt meist das Aussehen eines ungezogenen Gassenjungen. Der Mund fiel allerdings auf, und auch die schönen weißen Zähne.

Malwe Bellmann, gewohnt, sich immer mit dem zu beschäftigen, was ihrem Auge am nächsten war, machte sich Gedanken, wohin die beiden wohl reisen mochten.

Sehr unternehmungslustig sahen sie trotz aller

Sicherheit der Älteren nicht aus, daß sie also nach Monte Carlo gehen würden, war nicht anzunehmen; wahrscheinlich wollten sie Nervi oder Santa Margherita aufsuchen, die Jüngere sah aus, als hätte sie einen Luftkurort für angegriffene Lungen nötig. Dafür sprach auch die Besorgnis, mit der sie von der Schwester bewacht wurde.

Diese war überhaupt die Tonangebende, sie kannte auch die Gegend und erklärte sie in ihrer lebhaften Art.

„Komm, Hella, setze dich jetzt,“ sagte sie nun. „Hörst du den Pfiff? Bellinzona wird angemeldet, in einigen Minuten fahren wir ein.“

Die Hand, trotz der langen Reise ohne Handschuhe, legte sich um die Schulter der Jüngeren. Ein Stein blitzte auf, ein Goldreifen erglänzte, aber Malwe konnte nicht erkennen, war der Reifen rund, das Symbol der verheirateten Frau, oder glitzerte der Stein daran.

Wie sie nun dicht nebeneinander saßen, konnte man in den Gesichtern doch eine ausgesprochene Ähnlichkeit wahrnehmen — trotz des schwarzen Haares der einen und der rotbraunen Flechten der anderen. Unter dem schwarzen Madonnenscheitel hob das Gesicht der Älteren sich fast leuchtend ab in dem Halbdunkel des Abteils. Die Farbe der Augen war nicht zu erkennen. Schimmerten sie nicht grün? Nein, sie waren blau, allerdings tiefblau, fast schwarz.

Wie schwer mußte es für die Kleine sein, als Schwester einer solchen Schönheit zu reisen! War es nicht ungerecht von der Natur, die beiden so verschieden zu erschaffen?

Nun sprachen sie laut und lustig. Aber ein reines Deutsch. Malwe hatte sie für Amerikanerinnen gehalten, da es ihr vorhin schien, als wäre das Deutsch etwas gefärbt gewesen.

Was gingen sie aber nur die beiden an?

Mit einem brennenden Neidgefühl beobachtete sie die Mädchen.

Fast zwölf Stunden saß man nun zusammen, und in inniger Harmonie verbrachten die Schwestern die Zeit, nicht die Andeutung eines Wortes, das häßlich oder gehässig, war gefallen.

Glückliche Mädchen!

Ob es ihr jemals blühen wird, mit so frohem Herzen die Welt zu durchstreifen, oder in glücklichen Gedanken irgendwo zu sein, wo sie zu Hause war?

Zu Hause und allein! Mit einem Wesen, das ihr die Ruhe gönnte und ihre Ruhe wollte.

Sie lehnte den Kopf gegen das Polster, das frohe Aufleuchten ging wieder über das schöne Gesicht.

Ja — sie stand der Erfüllung dieses Wunsches so nahe, und nichts in der Welt konnte sie noch zu einem anderen Entschluß bestimmen!

Müde lehnte der Kopf sich an und sank ganz zurück. Das dunkle Leder stand gerade über den Schultern, da, wo der graue Samt der Reisebluse in den zartfarbenen Einsatz aus Spitzen überging. Der Rosenhut auf dem schwarzen Haar, das tiefe Rot des Mundes, der leicht gelbliche Ton der Haut — ein reizvolles Bild! Aber in dem Gesicht ein Zug grenzenloser Müdigkeit, um den Mund ein Lächeln, das in den schmalen Endlinien festgebannt schien. Und ganz leise Striche zogen sich unter den Augen hin, ganz fein, nur mit dem schärfsten Auge erkennbar.

„Aber Malwe — dein Hut, deine Frisur!“

Das Mädchen schreckte auf. Mit einer hastigen Bewegung richtete sich der Oberkörper in die Höhe. Auf den Lippen verschwand das Lächeln — für eine einzige Sekunde nur, aber da stand ein bitterböser

Ausdruck darin, und aus den Augen brach es wie Qual. Dann lächelten die Lippen wieder.

„Ach, Mama, ich schlief eine Sekunde!“

„Du sollst am Tage nicht schlafen, Malwe.“ Ganz leise sprach Frau Bellmann. „Du denkst jetzt so wenig an das, was der Sanitätsrat dir sagte. Ja nicht am Tage schlafen, denn davon wird man stark, und wirklich, ich muß sagen, du fängst an, deine Schlantheit zu verlieren.“

Malwe lachte und umspannte mit den Händen ihren Gürtel. „Ich kann mich ja noch selbst umfassen, Mama, also ganz so schlimm kann es noch nicht sein. Und selbst wenn es so wäre — es gibt Frauen, deren Gestalt, deren Gesicht weit hinter mir zurückstehen, die sich an Gewandtheit, an Liebenswürdigkeit nicht mit mir messen können, die nicht ein Tausendstel von dem wissen, was ich weiß, und die doch tausendfach glücklicher sind als ich.“

Frau Bellmann machte eine ungeduldige Bewegung. Das Kleid rauschte dabei auf, und es gab einen schwachen, krachenden Laut, als hätten die Nähte des braunen Seidenkleides nicht mehr standgehalten. In das Gesicht stieg eine tiefe Röthe, und eine Falte trat zwischen die Brauen. „Schon wieder das alte Lied, Malwe! Ich weiß nicht, was ich davon denken soll. Du bekommst wahrhaftig altjüngferliche Angewohnheiten.“

„Dazu habe ich auch volle Berechtigung. Mit neunundzwanzig Jahren ist man kein Backfisch mehr, und wenn man sieht, daß das Leben verpfuscht —“

Der Fuß in dem schmalen Schuh stampfte den Boden, die Hände ballten sich, aber um den Mund stand das Lächeln wie festgebannt in den Endlinien der feinen Lippen, und Tränen kamen in die Augen.

Frau Bellmann runzelte die Stirn. Wie sie das

exaltierte Wesen der Tochter haßte! Glücklicherweise hielt das nie lange stand, und Malwe wurde bald wieder ruhig und vernünftig.

Ja, Malwe mußte sich nun ernstlich bemühen!

Die Mutter wandte sich mit strengem, mahnendem Blick an das Mädchen. „Nur keine Aufregung, liebes Kind! Du weißt, Tränen verderben den Teint, Aufregungen schaden der Schönheit!“

Ihre Augen flogen ängstlich über die herrliche Gestalt der Tochter. Nun, so bald konnte niemand mit ihrer Tochter sich messen. Mit einem triumphierenden Blick sah die Frau sich um.

Da schrak sie zusammen. Die schwarze Dame dort in der Ecke, die mit dem weißen Gesicht und den blauen Augen, war wohl doch eine nicht ungefährliche Konkurrenz. Allerdings einfach und unscheinbar gekleidet, denn das dunkle Schneiderkleid konnte mit Malwes vornehmer Reisetoylette aus feinstem grauen Tuch nicht verglichen werden. Und Frau Bellmann wußte genau, daß die Männer in erster Linie sich für eine elegante Frau interessieren, und erst dann für eine schöne und anmutige. Aber sie empfand doch plötzlich eine gewisse Abneigung gegen die beiden Mädchen, wenngleich die kleine Rothaarige jede Konkurrenz durch ihre Häßlichkeit ausschloß.

Frau Bellmann dankte ihrem Schöpfer, daß ihre Malwe nicht nötig hatte, ein solches Gesicht zu zeigen.

Gab es denn überhaupt ein Mädchen, das so schön war wie ihre Malwe?

Sie konnte sich nicht satt sehen an dem Gesicht mit dem matten Elfenbeinton der Haut, an den Augen, die so leuchtend in dem Antlitz standen, an dem Mund mit dem bezaubernden Lächeln.

Von dem Tage an, da Malwe als erwachsen gelten

konnte, gab es für Frau Bellmann kein eigenes Leben mehr, sie lebte nur noch das Leben der Tochter; nicht einmal der Tod ihres Mannes hatte ihr den richtigen Schmerz gebracht. In Malwes Lächeln sah sie die Sonne, und in Malwes Tränen ihr eigenes Unglück. In Malwe fand sie ihre Jugend, ihr gesteigertes Leben.

Malwe sollte nur glücklich, nur froh sein, nicht eingeengt in kleine, dumpfe Verhältnisse, wie sie es während der Zeit ihrer Ehe gewesen war. Malwe sollte die reiche Frau des liebenswertesten Mannes werden!

Nur zeigte sie bis jetzt immer dann am wenigsten Geschick, wenn es sich darum handelte, sich das Leben zu gestalten.

Wenn man dieses Jahr, wie bisher immer, Doktor Gerlach in Rapallo traf, dann mußte er sich unbedingt erklären. Dieses Jahr wollten sie nicht wieder abreisen voller Hoffnungen zwar, aber doch ohne begründete Ausichten. Frau Bellmann war sogar entschlossen, energisch nachzuhelfen, wenn es nötig sein sollte.

Daß Malwe es aber auch so gar nicht verstand, einen Mann zu dem entscheidenden Wort zu drängen! Frau Bellmann seufzte.

Im letzten Jahre standen sie doch der Erfüllung so nahe! Da mußte dieser Mensch, dieser Hungerleider ihnen in die Quere kommen. Ob Malwe denn im Ernst daran dachte, diesen simplen Architekten mit einem Einkommen von dreihundert Mark monatlich zu heiraten?

Zum Lachen wäre es!

Und deshalb sollten sie seit zehn Jahren in der Welt umherreisen, ruhelos von Ort zu Ort, den einen fast in ihren Banden glaubend und bereits auf der Suche nach dem anderen, der Malwe ein noch besseres Los bringen sollte!

Und alle Hoffnungen wollte Malwe nun zerstören, weil sie diesen Menschen liebte?

Frau Bellmann geriet in Angst, sie mußte notwendigerweise mit der Tochter noch einmal darüber sprechen, ehe diese ihn wiedergesehen hatte. Denn wenn Malwe auch tat, als stehe sie der Reise kühl gegenüber, Frau Bellmann wußte, daß sie die Minuten zählte, bis man in Rapallo eintraf.

Sie warf Malwe einen verächtlichen Blick zu, den diese mit ihrem Lächeln beantwortete; dann lehnte die alte Dame sich in die Polster zurück und schloß die Augen.

Während der Gott der stillen Ruhe schon leise über ihre Lider strich und die Gedanken verwirrte, sah sie Malwe noch einmal mahnend an, um sie vor einer Unterhaltung mit den beiden Mädchen zu warnen. Frau Bellmann lebte in der ständigen Angst, ihre Tochter könnte einmal in Berührung mit zweifelhaften Elementen kommen und sich dadurch die Ausichten für eine gute Heirat zerbrechen. Malwe ließ sich eben noch immer von ihrem Temperament, von ihrem Impuls fortreißen. Früher war das ein Reiz mehr, jetzt war aber dazu keine Zeit, jetzt mußte man alles mit Überlegung tun. — Ach Gott, das Leben war so lang, und alles Ungemach wird schwerer, wenn mit der Jugend das Vertrauen auf eine reiche Zukunft schwindet, wenn die Selbstsicherheit geht, als wäre sie nie gewesen und hätte das Herz nie mit tausend unsinnigen frohen Ausichten erfüllt!

Das hatte Frau Bellmann so oft erfahren, das sah sie nun wieder an der eigenen Tochter. Der Kummer verfolgte sie in ihre Träume hinein.

Sie erwachte plötzlich durch ein lautes und frohes Lachen.

Sie richtete sich in die Höhe, sehr vorsichtig, um die Nähte der Bluse zu schonen, die nicht mehr viel aushielt und nur noch durch Jabots und Spitzen tragfähig gemacht wurde, und sah Malwe und die beiden Mädchen an den Nezen hantieren. Ein Herr half ihnen dabei. Sie wußte gar nicht, wo man war, sie sah einen großen düsteren Bahnhof, sah die italienischen Polizisten mit ihren imposanten Federbüscheln auf dem Helm, dem Lodenmantel, den sie mit so viel Grandezza trugen, immer zu zweien auf und ab promenieren und die hübschen Mädchen mit einer Art vertraulicher Huldigung betrachten.

Malwe nahm eben ihre Handtasche aus dem Neze.

Frau Bellmann erhob sich. „Aber Malwe!“ rief sie.

Diese zeigte ihr ein strahlendes Gesicht. „Nicht am Tage schlafen, Mamachen!“ rief sie übermütig. „Das macht stark!“ Und dann setzte sie hinzu: „Nun, rasch — rasch! Wir sind in Genua, der Zug nach Rapallo steht bereits drüben auf dem Geleise.“

Frau Bellmann warf nur einen raschen Blick in den Spiegel und machte eine ordnende Bewegung nach dem Haar. „Fast wäre ich in der Tat eingeschlafen,“ sagte sie. „Ich duselte so vor mich hin, da vergeht die Zeit so rasch.“

Die beiden Schwestern wechselten einen Blick, der von Malwe aufgefangen wurde.

Sie wandte sich an die Ältere. „Zu komisch, daß man nicht zugeben will, wenn man geschlafen hat.“ Und leise fügte sie hinzu: „Mama schläft nämlich nie!“

„So wie heute?“ fragte die Angeredete zurück.

Malwe senkte zum Zeichen der Bejahung die Lider, daß die langen Wimpern auf dem Gesicht lagen, dann faßte sie die Mutter unter den Arm: „Komm, Muttchen!“

Die Damen stiegen aus.

„Rufe einen Träger, Malwe! Wer soll sich denn um alles kümmern! Ach, ich habe das ewige Reisen so satt, immer allein und ohne Mann! Der Zug wird abgehen, dann können wir eine Nacht in Genua sitzen — in den teuren Hotels hier! Du freilich kümmerst dich um nichts, wenn du nur dein Vergnügen hast, dich nur gut unterhältst!“

Malwe entgegnete, was sie immer entgegnete, wenn Frau Bellmann die Fassung verlor: „Wozu die Aufregung, Mama? Bis jetzt ist noch nie ein Zug uns vor der Nase weggegangen.“ Und dann setzte sie mit einem frohen Ausleuchten in ihren Augen hinzu: „Außerdem ist alles so gut besorgt — und sogar von einem Herrn!“

In einem plötzlichen Verstehen faßte die Frau den Arm der Tochter und starrte ihr fassungslos in die strahlenden Augen. Eine drohende Frage lag darin.

Malwe senkte das schöne Gesicht, eine rosige Helligkeit flackerte darüber hin. „Ist es nicht lieb von Herrn Santoven, uns bis hierher entgegenzukommen, nur um uns behilflich zu sein?“

Frau Bellmann preßte die Lippen zusammen und erwiderte keine Silbe. Mit einer hastigen Bewegung ließ sie den Arm der Tochter los, eine scharfe Falte stand zwischen ihren Brauen.

Erst als die ganze Gesellschaft bereits im Wagen saß und der Zug in Bewegung war, flüsterte sie der Tochter zu: „Niemals hätte ich dir eine solche Torheit zugetraut, und ich bitte mir aus, daß du ihm keine Hoffnungen weiter machst. Du hast wohl deinen Verstand verloren! Sieh ihn dir doch nur einmal genau an. Sieht ein Mann von Welt so aus?“

Malwe schien es, als gäbe es auf der Welt kein

lieberes Gesicht als das des jungen Architekten, obgleich sie wußte, daß es nicht schön war. Doch sie liebte die festen Züge, den geschlossenen Mund, der so selten lachte, die Augen, das dunkle Haar; auch die hohe Gestalt liebte sie mit der etwas vornübergebeugten Haltung der großgewachsenen Menschen. Sie suchte den Blick des Mannes, wie sie es so oft tat, wenn sie fesseln wollte.

Er hob den Kopf, seine Augen hefteten sich in ihr Gesicht mit einem Ausdruck leidenschaftlicher Bewunderung.

In der Ecke am Fenster saß wieder die jüngere der beiden Schwestern. „Santa Margherita!“ sagte sie. „Gott sei Dank, Manon, wir sind nun bald in Rapallo.“

„Ich bin auch müde. Wir wollen nur eine Kleinigkeit essen und dann bald zu Bett gehen, Hella.“

Frau Bellmann schüttelte unwillig den Kopf. „Reisen die beiden auch nach Rapallo?“ fragte sie ihre Tochter in einem Tone, als wollte sie Malwe dafür verantwortlich machen.

Die nickte. „Sogar in unserem Hotel haben sie Wohnung genommen.“

„Auch noch!“ knurrte Frau Bellmann. „Solche Mädchen, die allein reisen, haben für die Herren immer etwas besonders Anziehendes. Man hat da keine Verpflichtungen, das sind die geeignetsten Objekte zum Flirt.“

„Aber Mama! Was redest du da so oberflächlich daher! Ich habe mich sehr gut mit ihnen unterhalten.“

„Schlimm genug, da du gar nicht weißt, wer sie sind.“

„Es sind feine, reizende Mädchen. So viel Blick wirfst du mir wohl zutrauen, daß ich weiß, mit wem ich spreche.“

„Mir sind sie unsympathisch. Na, die Geschichte fängt ja reizend an!“

Malwe antwortete nicht mehr. Sie sah nicht in das verärgerte Gesicht der Mutter, sie sah in ein anderes liebes Antlitz, in die treuen, zuverlässigen Augen, und sie hatte das selige Empfinden: für mich kommt ja jetzt die Zeit der Ruhe!

* * *

„Wozu haben wir eigentlich die Diakonissinnentracht mitgenommen? Gib es zu, Manon, daß es eine Marotte von dir war!“ Hella kniete am Boden und räumte die Wäsche in die Schubladen, ein Bund großer weißer Ärmelschürzen bildete den Schluß.

„Man kann nie wissen, Hella.“ Manon steckte das Haar in einem Knoten zusammen und zog ein einfaches dunkles Kleid an, das am Halse mit einem weißen Strich abschloß. Das Gesicht mit dem leuchtenden Ton der Haut hob sich streng und ernst daraus hervor, das schwarze Haar legte sich um die Schläfen und die kleinen Ohren, und wenn es unter dem Licht der elektrischen Birne bläulich leuchtete, erhielt die ganze Erscheinung einen Ausdruck des Überirdischen.

Hella umfing mit einem Blick die Schwester. „Nein, meine liebe Frau Oberin, man kann doch wissen,“ beharrte sie eigensinnig. „Ich habe es nur dir zuliebe getan. Meinetwegen kann geschehen, was da will, Schwester Hella ist für keine Pflege zu haben.“

Manon lachte. „Du Unnütz!“ sagte sie, und zärtlich fügte sie hinzu: „Wer ist denn immer die erste, wenn es gilt, zu helfen? Schwester Hella! Wer hat sich auf der Reise von Birma nach Neapel mit der alten seekranken Dame gequält, auf alles Schöne der Reise freiwillig verzichtet? Schwester Hella! Wer hat die

Hand des armen amerikanischen Zwischendeckpassagiers jeden Tag mit Ausdauer verbunden, und so zart und sanft dabei? Meine kleine Hella, der es immer beliebt, sich schlechter zu machen, als sie ist!“

Manon nahm mit beiden Händen das Haar, das wie ein roter, leuchtender Mantel über den Rücken des Mädchens herabhing, und fuhr mit der Bürste darüber hin. „Ich falle um vor Hunger. Willst du erst jedes Stück fortpacken, ehe wir einen Bissen essen?“

Die Kleine schloß die Schubladen ab. „So großen Hunger hast du? Ich dachte, wir würden uns heute das Essen sparen können und dadurch einen Tag gewinnen.“

Über das Gesicht der Älteren zuckte ein Lächeln. „Wenn es nach dir ginge, mein lieber Schatzmeister, dann hätten wir vielleicht so schlankte Figuren wie unsere schöne Reisegefährtin, aber satt wären wir nie. Du weißt doch, daß ich nicht auf Reisen spare.“

„Und sonst gerade auch nicht, du alter Verschwender! Ein Glück ist's nur, daß ich die Kasse führe. Wenn wir erst so reich sein werden wie dieses Fräulein Maltwe, in einem Zobelmantel nach der Riviera kutschieren können, dann sollst du so viel Delikatessen bekommen, wie dein genußfüchtiges Herz nur begehrt. So lange aber mußt du dir meine schmale Kost gefallen lassen.“ —

Als sie über den Korridor nach dem Speisesaal gingen, der im ersten Stock lag, hörten sie aus dem Zimmer der Damen Bellmann einen scharfen, wenn auch unterdrückten Stimmenwechsel.

„Ich glaube, unsere Schönheit wird von der Frau Mama gehörig tyrannisiert,“ sagte Hella und machte eine Bewegung nach der Tür hin.

— — — — —
„Meinetwegen kannst du die Sachen gleich in den

Roffern lassen," sagte Frau Bellmann, während Malwe mit Auspaden beschäftigt war. „Wenn du die Absicht hast, dich derartig zu verplempern, dann wollen wir doch lieber sofort wieder abreisen. Ich verbiete dir hiermit in aller Form, dich dem Menschen zu nähern.“

„Und weshalb, wenn ich fragen darf? Auf wen soll ich warten? Du hast ja gesehen, wie viele Mühe Doktor Gerlach sich das letzte Mal gegeben hat, mich zu halten. Als wir schon dachten, jetzt muß er reden, jetzt geht es nicht mehr anders, nachdem ich ihm so sehr entgegenkommen mußte, daß ich mich geradezu geschämt habe, da ließ er uns reisen und sagte nur: ‚Auf Wiedersehen!‘ — wie man das zu alten Bekannten nun einmal sagt.“

„Es liegt eben an dir! Du versteyst es nicht —“

„Und doch habe ich nichts anderes gelernt.“ Die Lippen des Mädchens lächelten, aber die Oberlippe zitterte, und die Nasenflügel bebten.

„Nun weine nur noch, dann wird Gerlach ja seine Freude haben, wie gut du dich konserviert hast! Dann kannst du freilich auch gewiß sein, daß dein Hungerleider von Anbeter dich berauschend finden wird.“

Malwe stand hinter der offenstehenden Tür des Schrankes und wischte sich mit dem Knöchel des Zeigefingers über das rechte Auge. Sie antwortete nicht, still räumte sie die Kleider in den Schrank.

Frau Bellmann trat zu ihr und strich ihr über die Hand, die noch feucht war. „Wenn du doch glauben wolltest, Malwe, mein Liebling, daß es niemand so gut mit dir meint wie deine Mutter! Ach, mein Herz, ich habe ja so lange immer eingepfercht in kleine Verhältnisse gelebt, immer nur gesehen, wie andere an der Tafel des Lebens saßen, und ich stand immer dabei, immer mit großen Augen, die alles sahen, und immer

wußte ich, daß mir nie etwas blühen wird! Da nahm ich mir fest vor, daß du es einst anders haben solltest. Du sollst das wirkliche Leben kennen lernen. — Wenn du jetzt den Santoven heiratest, so wird das ein kurzer Raufsch sein, denn er ist verliebt in deine Schönheit, wie das bei einem Menschen, wie er einer ist, ja gar nicht anders möglich ist. Du bist so schön, daß alle berauscht von dir sind, weshalb nicht er? — Aber die Jahre gehen, man wird alt. Dann fühlt man erst das Leben, dann weiß man erst, wie viel Schweres es bringt. Dann kommen auch Tage, an denen du dich voll Leidenschaft zurücksehnen wirst nach den Zeiten, wo du noch frei warst, und kein Mann dich mit seinen Ansprüchen quälen durfte, dir den Stempel seines Wesens aufdrücken konnte. Wenn man reich ist, alles in Hülle und Fülle besitzt, dann sieht man das Leben von einem anderen Gesichtspunkt aus an, wenn man aber darbt mit einem solchen Einkommen — dann wird man verbittert, man ist unglücklich, daß man seinen Kindern nicht alles bieten kann! Ich — nun ich verzichte ja auf alles, du weißt selbst, daß meine Garderobe in einem schauerhaften Zustande ist, seit Jahren habe ich kein neues Kleid — und erst die Wäsche! — Da fällt mir übrigens ein, es ist besser, wenn sie im Koffer bleibt. Das neugierige Zimmermädchen braucht nicht alles zu sehen. Auch deine Sachen sind nicht mehr ganz tabellos. Aber du sollst bald neue haben. Wenn du eine Aussteuer brauchen solltest, was ich zu Gott hoffe, dann werden wir noch einige tausend von unserem Kapital nehmen. Wir waren schon recht verschwenderisch. In Tarasp haben wir direkt vom Kapital allein gelebt, die Zinsen haben wir schon in St. Moritz aufgebraucht. Das alles geht ja, wenn man hoffen kann. Wenn aber erst jede Hoffnung zerbrochen ist, dann wird

man müde, man hat keine Freude mehr, man wird neidisch. Also sieh zu, daß du endlich —“

„Aber Mama,“ sagte Malwe, „so laß das doch! Es wird schon werden — beruhige dich nur!“

Eine Ehe — eine Ehe, das allein war es, was ihr helfen konnte. Sie hatte dieses Leben schon so satt. Ewig Mädchen, ewig Fräulein — diese Anrede allein konnte sie kaum noch hören. Empörend — sie mit ihren neunundzwanzig Jahren immer noch Fräulein, gesellschaftlich immer zurückgesetzt hinter den jüngsten Frauen!

Sie wollte ja gern heiraten — irgend einen Mann, auch den jungen Architekten, dessen treue Augen sie so gern sah. Aber in Gedanken sagte sie noch einmal: „Arme Mama!“

Und Frau Bellmann nickte traurig und seufzend.

— — — — —

Unten im Speisesaal wurden die Damen von der Pedrona stürmisch begrüßt. Malwe haßte diese Vertraulichkeiten, für Frau Bellmann waren sie ein Zeichen der Huldigung.

„Ach, die gnädige Frau Bellmann und das gnädige Fräulein!“ rief die kleine dicke Frau und ließ die glänzenden Augen funkeln. „Oder nicht mehr gnädiges Fräulein, schon gnädige Frau?“ fragte sie eilig weiter und musterte Malwe von oben bis unten.

Frau Bellmann übernahm es zu antworten, da Malwe sich ihren Reisegefährtinnen zuwandte, die nun doch zum Abendessen erschienen waren.

„Nein, nein, Signora,“ sagte sie. „Malwe ist noch nicht verheiratet. Sie wissen gar nicht, wie wählerisch meine Tochter ist, es gefällt ihr keiner. Sie ist eben eine selbständige Natur, und sie kann sich auch an den Gedanken einer Trennung von mir noch nicht gewöhnen.“

Malwe warf den Kopf zurück. Wie sie diese Mittheilung haßte! Und die Mutter kannte gar keine Unterschiede, allen wurde das Märchen aufgebunden, daß sie sich nicht von ihr trennen könne.

Da kam Doktor Gerlach auf sie zu. „Meine Damen, ich bin entzückt, Sie wieder hier zu treffen! Mein gnädiges Fräulein, Sie sehen vorzüglich aus, hoffentlich haben wir diesmal recht lange das Vergnügen, Sie in unserer Mitte zu sehen!“

In Malwes Gesicht veränderte sich kein Zug, mit der lebenswürdigsten Gleichgültigkeit hörte sie seinen Worten zu.

Das versuchte die Mutter gutzumachen. „Ja, lieber Doktor, wir wollen möglichst lange hier bleiben. Wir haben eine so anstrengende Zeit hinter uns. Malwe hat mehr getanzt, als ihr zuträglich war.“ Und ihre triumphierenden Augen sagten: „Siehst du, sie gefällt überall, du mußt dich beeilen, sonst nimmt sie dir ein anderer weg.“

Und wirklich nahm Gerlach die Hand des schönen Mädchens, diese weiße, gepflegte Hand, an der die rosigen Nägel wie Mandelblüten glänzten, er küßte den Handrücken, auf dem man kein Aderchen sah. „Wie reizend ist der Gedanke, Sie bei uns zu wissen!“ Und er ließ das Monokel fallen, fing es geschickt auf, und seine Augen tauchten in die des Mädchens mit dem Blick des gewohnheitsmäßigen Herzenbrechers.

Da fühlte Malwe, daß sie scharf beobachtet wurde. Santoven, der eben eingetreten war, starrte mit zusammengezogenen Brauen zu ihr herüber.

Eifersucht? O, das machte ihr Spaß! Noch nie war sie mit wirklicher Eifersucht betrachtet worden. Eifersucht schürt die Flammen der Liebe, Männer müssen eifersüchtig sein, wenn ihre Leidenschaft von

Bestand bleiben soll. War er eifersüchtig, dann liebte er sie auch ernsthaft und wahrhaft. Und während sie mit Gerlach lachte, schürte sie mit Absicht Santovens Eifersucht. —

Als der Kellner abgeräumt hatte, brachte er den Damen Bellmann das Fremdenbuch.

Malwe durchsah die letzten Eintragungen, um zu wissen, wen man hier treffen würde. In großen Buchstaben stand ein Name da, der dem Mädchen auffiel. „Alexander Westenborg, Hamburg,“ stand da.

War das der große Reeder, der reiche Junggeselle, von dessen Luxus man in Tarasp so viel zu erzählen wußte? Wie hatte Mama sich damals geärgert, daß sie nicht gleichzeitig mit ihm in Tarasp gewesen waren.

Mit der ewig neuen Hoffnungsfreude, die Malwe nie verließ, sah sie plötzlich einen neuen Weg, auf dem sie ihre Zukunft zu einem glücklichen Ziele führen sollte. Wenn das ihr gelingen würde! Warum denn nicht? Kein Mädchen hier konnte sich nur annähernd mit ihr messen. Die schwarze Madonna da drüben auch nicht. Richtig — da standen ja auch die Namen der beiden Reisegefährtinnen: Frau Manon v. Wosberik, Oberin — Schwester Hella v. Wosberik.

Dicht darunter schrieb Malwe die Namen, die sie nun schon so unzählige Male in die Fremdenbücher geschrieben: Frau und Fräulein Bellmann aus Berlin.

Die Reisegefährtinnen standen jetzt auf. In das bleiche Gesicht der Oberin war ein feines Rot gestiegen.

Malwe betrachtete sie mit brennenden Augen. Hatte die eigenartige Schönheit kein anderes, glückbringenderes Lebensziel finden können? Oder hatte sie sich vor dem Schweren, das das Leben bringt, in einen schwereren Beruf gerettet?

In die Überlegungen des Mädchens kam wie eine

Vision plötzlich ein sonderbares Gefühl, an das sie später noch so oft zurückdachte. Wie herrlich mußte es sein, seinen Frieden gefunden zu haben, keine Wünsche mehr zu kennen, zu wissen, daß das Leben weder Überraschungen noch Enttäuschungen mit sich im Gefolge zu führen vermag!

Auf dem Antlitz der Oberin thronte ein solcher Friede. Die hatte wohl alle Wünsche längst ins Grab gebettet.

In dem Gesicht der Schwester Hella allerdings lag noch sehr viel Lebensfreude, ein Gemisch von Spottsucht und harmlosester Lustigkeit, der Malwe überraschte.

* * *

Vom Speisezimmer aus sah man den Olivenhain, der die Hotelpension nach dem Hofe zu abschloß. Ein warmer Duft von Moos strömte herein, das Rauschen der Bäume im Wind war vernehmbar. Und in diese Laute mischte sich das Brausen des Meeres, man ahnte das Kommen und Gehen der Wellen, die der Wind ans Ufer trieb.

Manon v. Wosberitz saß neben ihrer Schwester am Fenster, den schönen Kopf gesenkt, während Hella mit Malwe Bellmann eine lustige Unterhaltung führte. Halb wie selbstverständlich, halb mit dem Bewußtsein, die andere in Erstaunen zu setzen, plauderte sie lebhaft von allen möglichen Dingen.

„Ja, damals, als wir aus San Francisco kamen — Manon, weißt du noch? — Und in Rangun haben uns die Leute erst angesehen! Die Leute hielten uns für überirdische Wesen. Wir gingen nämlich in der Ordens-tracht. — Manon, was hast du nur?“

Diese beteiligte sich nur wenig an dem Gespräch, sie schaute hinaus, wo über der Gebirgskette im Osten

lilafarben im Scheine der versunknen Sonne das tiefe, tiefe Schweigen lag, Schweigen und Ruhe, die sie so heiß für ihr enttäuschtes, gepeinigtes Herz suchte.

Sie strich mit der Hand über die Augen, über die Stirn. Ach, nur nicht daran denken, daß das Leben ihr alles genommen, daß ihr Mann sie verlassen, daß ihr Kind ihr gestorben war, daß sie es leiden sehen mußte und ihm nicht helfen konnte! — Sie hoffte jetzt nur noch von der Zeit, daß sie die Wunden heilen, ihr Vergessenheit bringen würde. Sie hoffte auf ein Glück ihrer Schwester, das sie dann ausöhnen sollte mit ihrem Leide. Für sich selbst erwartete und wollte sie nichts mehr.

Da ertönte der Gong, der zum Essen rief, zum zweiten Male.

Die Damen standen auf. Bald saßen alle bei Tisch.

Da öffnete sich die Thür und es dauerte eine ganze Weile, bis der neue Gast eintrat.

„O, wie feierlich!“ meinte Hella zu ihrer Schwester.

Und es wirkte in der That feierlich, als eine große, hochaufgerichtete Männergestalt näher kam, einen hochmütig abweisenden Zug im scharfkantigen Gesicht, während ein Diener folgte, der leise wie ein Schatten dahinglitt, dessen Gesicht erstarrt schien in einer feierlichen Maske, der sorgsam und vorsichtig auf einem silbernen Tablett eine goldene Natrondose brachte, sie öffnete, einen kleinen goldenen Löffel dazu legte und leise gleitend wieder verschwand.

Die Padrona erhob sich und nannte die Namen der Anwesenden. Mit einer gewissen Absichtlichkeit sprach sie die Namen Malwes und den des Fremden zuletzt in einem Atem aus, als wollte sie den Mann aufmerksam machen, ihn durch Malwes Schönheit an das Haus fesseln.

Alexander Westenborg heftete seinen kühlen Blick auf das schimmernde Gesicht Malwes.

„Eine Eroberung!“ flüsterte Frau Bellmann der Tochter zu.

Die nickte. Das war eine Eroberung, die sich lohnte. Den Blick kannte sie. Das war Interesse, Feuer auf den ersten Blick!

Mutter und Tochter wiegten sich sofort wieder in den Hoffnungen, die sie jedesmal erfüllte, sobald ein Mann, würdig ihrer Wünsche, auf der Bildfläche erschien.

Malwe sah sich im Kreise um. Da drüben saß Santoven und sprach angeregt mit der Oberin. Nein, mit Westenborg konnte er sich nicht messen, da mußte sie der Mutter recht geben.

Und nun fragte sie ihr Herz. Es schwieg plötzlich. Hatte es sich wirklich schon dem anderen zugewandt?

Malwe seufzte. Sie konnte wohl gar nicht mehr lieben?

Noch gestern hatte sie geglaubt, daß ihr Empfinden dem Manne, der so ernste, gütige Augen hatte, in die sie so gerne sah, gehöre. Und heute?

„Wie verächtlich!“ dachte Malwe. Sie schämte sich vor sich selbst.

Doch die Regung hielt nicht lange vor. Westenborg wandte sich jetzt an sie. Sie ließ, durch einen Blick der Mutter aufgefordert, ihre Künste spielen, sie strich mit den Händen, diesen gepflegten weißen Händen, an deren Handrücken man kein Aderchen sah, über das schwarze Haar, um den Kontrast der Farben zu zeigen, sie hob langsam den Blick, um dem Auge einen feuchteren Glanz zu verleihen, sie reckte sich hoch auf und zeigte die stolze Üppigkeit ihrer Figur, sie vergaß, daß rechts und links von ihr Menschen saßen, denen sie sonst immer

die Gnade ihrer Unterhaltung geschenkt, sie sah nur den Mann neben Schwester Hella, neben dem unscheinbaren, häßlichen Persönchen, der aber nur sie, nur Malwine Bellmann von der ganzen Tischgesellschaft kennen sollte. Sie hatte ein Gefühl, als hätte sie statt des billigen Rotweines, der im Pensionspreis eingeschlossen war, Champagner getrunken.

Arm in Arm, zärtlich wie lange nicht, gingen Mutter und Tochter nach dem Essen auf ihr Zimmer.

* * *

Von seinem Platz am Fenster des Speisezimmers aus sah Alexander Westenberg den Gipfel des Monte Rosa, der ganz nahe gerückt schien. Durch die Stille tönte von weit her das leise Klingen einer Glocke.

Westenberg legte die Hand an die Augen. Dieses Mädchen, diese kleine rothhaarige Person, sollte er sie nicht schon einmal gesehen haben? Richtig — plötzlich wußte er es. Damals, als man ihn nach seinem Sturz mit dem Pferde ins Krankenhaus brachte, da hatte er sie gesehen, sie und die andere. Er erinnerte sich plötzlich, daß aus ihrem Gesicht Augen wie Sterne ihn mitleidig und liebevoll angesehen hatten, Augen, die er lange nicht vergessen konnte. Aber das Leben war über seine Erinnerungen dahingezogen, dieses rasend schnelle, aufreibende Leben, das er führte. Hier mußte er nun die Kleine wiedersehen, hier, wo er ganz ruhig und still leben wollte! Und wie damals, so auch heute, fühlte Alexander Westenberg eine anregende Macht von den lustigen, mitleidigen Augen ausgehen.

Wo blieben nur die beiden Schwestern? Waren sie etwa schon abgereist?

Er setzte sich an seinen Tischplatz, denn die Gäste waren fast vollzählig versammelt. Um seine Ungeduld

zu verbergen, wandte er seinen Blick auf Malve Bellmann und verglich sie mit der Schwester Hella.

Wie hübsch Malve wäre ohne die augenfälligen Rünste, ohne die geschminkten Lippen und den gesucht schmachtenden Blick! Wie reizend die Figur ausfah, wenn sie sich natürlich hielt!

Da sah er die beobachtenden Augen der Mutter und hatte in demselben Augenblick eine Ahnung, was das Mädchen schon durch seine Schönheit gelitten haben mochte, daß es, abhängig von dem schönen Äußeren, alle Kräfte des Geistes und des Körpers brachliegen ließ, daß es der Menschheit ein unnützes Glied war, gerade weil die Natur alle Gaben so verschwenderisch über sie ausgestreut.

Und Alexander Westenborg dachte, während Malve die Hände zum Haar erhob, die Lippen zu ihrem süßen Lächeln öffnete, während sie den Kopf senkte, daß man den großen Knoten des Haares sehen konnte — Alexander Westenborg dachte einen Gedanken, der Malve so unzähligemal gequält, den sie aber immer verworfen und aus dem Hirn gedrängt hatte, er dachte an das trostlose Alter, das ein solches Mädchen erwartete.

Da öffnete sich die Thür. Die schlanke Gestalt der Oberin erschien in dem dunklen Kleide, das am Halse mit einem weißen Streifen abschloß, gefolgt von Schwester Hella, die leise dahinglitt wie ein Schatten, deren Gesicht unter einer Maste festgefroren schien, und die feierlich neben Manons Platz ein silbernes Tablett stellte, auf dem — nichts sich befand.

In die beklemmende Stille hinein, die eingetreten war, kam wie ein befreiender Windhauch das laute und herzliche Lachen Alexander Westenborgs. Er lachte dröhnend, denn das war ihm noch nie vorgekommen, daß ein junges Mädchen es wagte, seiner zu spotten.

Erschien er irgendwo auf der Bildfläche, dann war er in dem gleichen Augenblick zu dem Ideal aller Mädchen aufgerückt, er fühlte sich so offensichtlich umworben, daß es ihn abstieß. Er lebte auf Reisen immer in einer Art Verteidigungszustand. Unterhielt er sich etwas länger mit einer jungen Dame, dann fühlte er sofort die Verpflichtung, ihr zu sagen, daß er nicht die Absicht habe, sie zu ehelichen.

Daß man ihn also verspottete, war noch nie geschehen.

Und wie anmutig die kleine Hexe das getan hatte, ohne jede Pose, so natürlich! Wie reizend sie neben den anderen wirkte! Diese Augen, die so flammend leuchteten, zogen ihn an mit einer sonderbaren Macht.

Er wandte sich mit einer scherzhaften Bemerkung an Hella, seine Stimme klang förmlich weich.

Frau Bellmann gab sich viele Mühe, die Unterhaltung der beiden zu belauschen, und hörte, wie Hella auf eine Frage Westenborgs erwiderte: „Gewiß, meine Schwester und ich haben nahezu die ganze Welt durchstreift, meist im Dienst freilich.“

Nun wurden auch die anderen aufmerksam. Doktor Gerlach, wie immer das Monokel im Auge, rückte näher und fragte leise: „Haben Sie sich nie gefürchtet?“

„Vor wem denn?“ rief Hella. „Vor den Männern etwa? Ach nein, dagegen sind wir gefeit. — Nicht wahr, Manon, wir fürchten sie nicht?“

Manon v. Wosberik schüttelte abwehrend den schönen schwarzen Kopf.

Santoven rief ganz verzweifelt aus: „Wehe uns! Wenn die Frauen uns nicht mehr fürchten, dann werden sie uns auch nicht mehr lieben.“

„Dann hätten Sie ja das, was Sie wollen,“ versetzte Manon ernst. „Wie oft versuchen Sie, das Interesse einer Frau zu gewinnen, und wenn Sie es

haben, dann ist sie plötzlich wertlos für Sie, sofort sind Sie auf der Suche nach etwas anderem, etwas Neuem.“

„Enädige Frau,“ wehrte Alexander Westenborg entriistet ab, „dagegen muß ich aber doch energisch protestieren. Es mag ja Männer geben, wie Sie sie schildern, der bessere Teil gehört dazu aber nicht, und es sollte mir leid tun, wenn Sie solche Erfahrungen im Leben gemacht hätten.“

„Man erlebt viel,“ sagte Manon leise, und die Gesellschaft stand unter dem Eindruck, als sei von diesen sonst so verschlossenen Lippen soeben ein Geständnis gekommen.

„Da habe ich denn doch eine andere Meinung von den Herren,“ rief Frau Bellmann pathetisch. „Ich muß sagen, wir haben immer nur den besseren Teil der Männer kennen gelernt, um bei Ihren Worten zu bleiben, Herr Westenborg. — Nicht wahr, Malwe?“

Malwe dachte an die Männer, die sie kennen gelernt, an die vielen, die ungezählten, denen sie so gerne bereit gewesen wäre, als Frau zu folgen, denen sie ihre Schönheit immer im vorteilhaftesten Lichte gezeigt, und bei denen sie sich trotz aller Künste nichts als Niederlagen geholt hatte.

Oder vielleicht gerade wegen ihrer Künste? Sie fragte es sich tief bekümmert, denn sie fühlte mit dem feinen Instinkt, den sie nunmehr in diesen Dingen hatte, daß Westenborg ihr verloren sei.

Und wer hatte ihn ihr genommen?

Ein unscheinbares, ja ein häßliches Mädchen, das sie seiner Häßlichkeit wegen bedauert hatte.

„Nun, Malwe?“ fragte Frau Bellmann und erhob ihre Stimme.

„Gewiß, Mama!“

Auf gut Glück sagte Malwe diese Worte, denn sie

wußte gar nicht mehr, was die Mutter von ihr gewollt hatte.

Und das Lächeln stand dabei auf ihren Lippen, wie festgebannt lag es um die Endlinien des schmalen Mundes, auf dem das sonderbare Rot heute noch stärker leuchtete als sonst.

* * *

Die Padrona gab den ersten Gesellschaftsabend in dieser Saison, und alle Gäste hatten, trotz der weichen Luft, die sie so sehr in das Freie zog, zu ihrer großen Freude zugesagt. Immer waren sonst einige gewesen, die sich ausgeschlossen hatten, und diesmal hatte sie bestimmt eine Absage von Manon v. Wosberik und von Alexander Westenborg gefürchtet.

Sie strahlte vor Genugtuung. Der große Schiffsreeder, der ein ganzes Stockwerk gemietet hatte, der mit Automobil und Dienerschaft reiste, hatte ihr Haus für gut genug gefunden, um auch ihre Gesellschaften zu beehren! Wie gut, daß sie weder mit Blumen noch mit Obst gespart, daß sie ihr bestes Tafelzeug, ihre schönsten Tücher herausgegeben, daß sie die Erker geschmückt, die kleinen Raucherden so anheimelnd ausgestattet hatte! Die Gäste in diesem Jahr lohnten die Ausgaben.

Der junge Santoven stand im Erker neben der schönen Malwe und sprach eindringlich und ernst mit ihr. Ob er sie wohl erringen würde?

Nein, sie würde ihn nicht nehmen! Wie hochmütig dieses Mädchen aussehen konnte! Und die Padrona hatte doch so oft das Empfinden gehabt, als wäre Malwe Bellmann diesem Manne gegenüber nicht ganz ohne Entgegenkommen gewesen.

Frau Bellmann in ihrem schwarzen Seidenkleide

rauschte auf die Tochter zu und winkte ihr. Sofort stand Malwe auf, nickte dem Architekten einen Abschiedsgruß zu und legte sich grazios in den Schaukelstuhl, auf den ihre Mutter hinwies. Die Schleppe des Spitzenkleides lag ausgebreitet neben ihr auf dem Boden. Wie zitterndes Mondlicht floß das feine Gewebe um die königliche Gestalt.

Santoven war bei diesem plötzlichen Abschied bestürzt einen Schritt tiefer in den Erker zurückgetreten. Seine Augen suchten Malwe fragend, erzürnt. Was fiel ihr ein? Waren sie nicht eben auf dem Wege zu einem Gespräch gewesen, das die Entscheidung bringen sollte? Schien es nicht, als wollte sie ihm ausweichen?

In diesem Augenblick trat Alexander Westenberg ein.

Frau Bellmann und Malwe sprachen plötzlich sehr laut, wie um gehört zu werden. Da huschte ein Strahl der Erkenntnis durch den vorgeneigten Kopf Santovens. Ein verächtliches Zucken lief über sein Gesicht, und seine Schultern hoben sich. Daß er sich doch noch immer täuschen ließ, daß er es noch nicht gelernt hatte, die Menschen kühl und abwägend zu beobachten! Hätte er das geahnt, wäre er niemals auf den Vorschlag Westenburgs eingegangen, in seinen Diensten nach Indien zu gehen. Er hatte ja nur angenommen, weil er hoffte, Malwe Bellmann würde mit ihm ziehen.

Santovens Stolz war tödlich getroffen. Übergangen, beiseite geschoben wegen eines Mannes, den Malwe noch gar nicht kannte! Nun, er würde sich trösten, er war nicht der Mensch, der ewig einem schönen Mädchen nachweinte. Besser, daß er die Erfahrungen jetzt machte als später.

„Gestatten Sie, gnädiges Fräulein?“ fragte Westenberg, wartete aber nicht die Erlaubnis ab, sondern setzte sich sofort an Malwes Seite.

Malwe hob den schmachtenden Blick. Ein wildes Feuer glühte dem Manne daraus entgegen. Sie war zu jedem Kampfe entschlossen. Frei wollte sie werden von ihrer Mutter, frei von Santoven, der ihr nichts zu bieten hatte. Alexander Westenberg war der Mann, der ihren Wünschen entsprach. Sie mußte ihn gewinnen, ihn erobern, sie wollte heute alles aufbieten. Nicht umsonst war sie durch die Welt gereist, sie konnte ihn unterhalten, ihr Geist konnte in allen Farben sprühen. Sie wollte es erreichen, daß er den Eindruck bekommen mußte, sie sei zwar vom Leben verwöhnt, aber dennoch unbefriedigt geblieben. Das lieben die Männer, das wußte sie. Er sollte das Empfinden haben, daß sie sich noch nie für einen anderen Mann interessiert habe, denn das würde ihm schmeicheln von ihr, Malwe Bellmann, dem schönsten Mädchen weit und breit. Wer konnte sich denn mit ihr messen?

Santoven stand noch immer in seinem Erker.

Die blonde Norwegerin unterhielt sich mit Doktor Gerlach, ein junges Ehepaar, Hochzeitsreisende, die sich hier aufhielten, ehe sie weiter nach Nizza fuhren, saßen still und glücklich Hand in Hand. Und immer noch öffnete sich die Tür, immer neue Gäste kamen herein.

Malwe saß strahlend neben Westenberg.

„Ich freue mich wirklich auf den Abend,“ sagte dieser.

Malwe senkte die Augen, sie bezog seine Freude auf sich. „Es ist doch einmal etwas anderes,“ sagte sie, „als die Gesellschaften in den Hotels großen Stils, in denen man gewohnt ist zu leben.“

„Sie reisen viel?“ fragte Westenberg weiter.

„Ja, ich muß mit Schwester Hella v. Wosberik sagen, wir sind fast das ganze Jahr unterwegs.“

„Man lernt viel dabei, die Natur ist ewig anders, ewig neu.“

Malwe zog die Brauen hoch. Das klang wie eine Phrase. Sie mußte dem Gespräch eine persönliche Wendung geben. „Das gewiß. Doch man wird müde, vor allem hotelmüde. Immer ist man mit fremden Menschen zusammen, man lernt immer neue Leute kennen, man gewinnt schließlich auch einmal Interesse, dann aber trennt man sich, als hätte man sich nie gekannt. Alles im Leben aber ist belanglos, wenn man es nicht mit einer gleichgestimmten Seele genießt.“

„Reisen Sie nicht in der Gesellschaft Ihrer Frau Mutter?“

Malwe zog die Lippen herunter. „Gewiß,“ sagte sie bedeutungsvoll. „Aber man sucht ja doch immer nach Dingen, die über leere Stunden hinweghelfen. Es gibt immer Zeiten für mich, da könnte ich weinen, trotzdem eigentlich nichts mir fehlt.“

Westenborg betrachtete Malwe schweigend von der Seite. Je länger er sie ansah, desto erhaltender wirkte sie auf ihn. Sie war zweifellos klug und schön, aber auch berechnend, und immer sprach sie nur von sich. Es kam ihr gar nicht in den Sinn, daß der Mann neben ihr auch etwas vom Leben zu erzählen wußte, sie fragte nicht, es interessierte sie nicht.

Westenborg nickte zerstreut, er sah das ständige Lächeln und dachte in diesem Augenblick an ein anderes Lachen, an ein Paar Augen, die mitleidig und gütig blicken konnten, und immer so gespannt leuchteten, wenn er etwas erzählte, an einen reizenden Mädchenmund, der so selten von sich selbst sprach, und eine nicht abzuwehrende Sehnsucht nach der anderen überfiel ihn, während er hier neben Malwe, der schönen, der gefeierten Malwe, saß.

Da öffnete sich wieder die Tür, die Oberin trat ein, neben ihr Schwester Hella. Sie waren beide in

Weiß, einfache weiße Mullkleider trugen sie. Hella hatte ihr reiches Haar lose um die Ohren gelegt, die Augen schauten geheimnisvoll aus dem Gesicht.

„Sieht Fräulein Hella nicht wie eine Sphinx aus in dem weißen Kleid? Wie das Mädchen hier aufgeblüht ist, wie die Farben sie kleiden! Wenn man bedenkt, daß ein so junges Ding Jahr für Jahr in die dumpfe Luft eines Krankensaales eingesperrt ist, immer Kranke, immer Verdrrießliche um sich sieht und doch die Laune behält, frisch und lebenslustig ist, mit einem warmen Herzen für die anderen, dann durchströmt uns doch eine Hochachtung vor einem solchen —“

„Alle Mädchen, die es nötig haben, arbeiten!“ unterbrach ihn Malwe schroff. „Die eine tut das, die andere tut jenes. Schwester Hella ist sicher nur ihrer Schwester zuliebe in das Rote Kreuz eingetreten. Frau v. Wosberik hat so Schweres erlebt, sie war verheiratet, hat aber ihren Namen wieder angenommen aus irgendwelchen Gründen und hat sich von der Welt abgewendet, da tat ihre Schwester ihr den Gefallen, sie auf dem Wege zu begleiten.“

„Das weiß ich,“ entgegnete Westenborg, „und darum ist meine Hochachtung nicht kleiner, namentlich weil“ — er betonte die Worte scharf — „die Damen nicht einmal darauf angewiesen sind, sich ihr Brot zu erwerben.“

Malwe wiegte ungläubig den Kopf. „Ist Frauenarbeit etwas so Wünschenswertes, daß man sie ausüben sollte, selbst wenn man es nicht nötig hat?“ fragte sie. „Ich denke es mir gar nicht so angenehm, immer für sich einstehen zu müssen, immer verantwortlich zu sein, sich stets selbst zu verteidigen. Wenn eine Frau aufrichtig ist gegen sich und gegen andere, so wird sie zugeben, daß sie nur den einen Wunsch kennt, ihr Herz

einem geliebten Manne zu schenken. — Sie zweifeln, Herr Westenborg? Nun, Sie sehen ja, daß jede Frau ihren Beruf, sogar ihre Kunst an den Nagel hängt, wenn sich ihr der Mann ihrer Liebe naht, ja es braucht nicht einmal der Mann ihrer Liebe zu sein, sie darf nur wissen, daß er sie gern hat, daß er sie zu seiner Frau machen wird, daß sie den Titel einer Frau haben wird, daß sie etwas bedeutet durch ihn.“

Westenborg hörte aufmerksam zu, aber seine Antwort klang kühl. „Sie haben nicht unrecht, meine Gnädigste, auch wir Männer sind ja so gern bereit, für ein bißchen Liebe so vieles aufzugeben.“ Er atmete tief auf, und Malwe stand unter dem Eindruck, daß er auch bereit war, viel aufzugeben, um ein bißchen Liebe einzutauschen. „Was ich aber an einer Frau, die sich durch einen Beruf ein Leben zimmert, so sehr schätze, ist, daß sie nicht ihre Zeit mit nutzlosem Warten zubringt. Die Liebe ist ja so unzuverlässig! Kommt sie denn überhaupt zu allen Menschen? Und wenn sie erscheint, ist es dann immer zur richtigen Zeit? Wie oft kommt sie zu früh, dann muß man mit Kummer sehen, daß sie stirbt, noch ehe sie ihre schönsten Blüten entfaltet. Zögert sie, dann wartet man hoffnungslos auf den Tag, der sie uns endlich bringen soll, diesen Lichtstrahl, ohne den unser Leben leer bleibt, wenn nicht ein Gut in uns ist, das uns tröstet über die Schwere solcher unbewegten Tage. Ich will übrigens meine Meinung nicht als allein maßgebend hinstellen, Sie werden das nicht annehmen, aber gerade ich bin ein Mensch, der die Arbeit zu schätzen weiß. Und darum schätze ich die Arbeit erst recht da, wo sie nicht nur des Erwerbes wegen ausgeübt wird, sondern auch des Selbstzweckes wegen, wie ja auch jede Erwerbsarbeit erst dann wahrhaft wertvoll wird, wenn man unbedingt

den Eindruck hat, daß sie des Selbstzweckes wegen geleistet wird.“

„Warum aber gerade einen so schweren Beruf?“ meinte Malwe. „Ich hörte immer, daß die Frauen, die sich diesem Beruf zuwenden, die herbsten Enttäuschungen durchgemacht und das Leben in seinen ganzen Tiefen kennen gelernt haben. Ein Mann, der eine Frau liebt, will nicht, daß sie vom Leben schon zu viel erfahren hat, durch ihn erst soll sie die Höhen wie die Tiefen des Lebens kennen lernen.“

„So mag es sein,“ entgegnete er, und es klang, als hätte er sich mit dieser Frage auch schon beschäftigt. „Denken Sie, mein gnädiges Fräulein, wie groß das Glück wäre, wenn viele, wenn alle unsere Frauen, die das Joch oder das Glück der Ehe — nennen wir es, wie wir es wollen — wenn alle die Frauen von der Schwere, von der Grausamkeit des Lebens schon einmal etwas erfahren hätten, wenn sie wüßten, daß selbst der stärkste Mann sie nicht vor allem Ungemach des Lebens schützen kann. Wie viele Mädchen, die heiraten, glauben, nun habe für sie das sorgenfreie Leben angefangen, nun müßten sie nur verwöhnt und gefeiert werden, der Mann sei dazu da, um ihnen das zu bieten, was sie als Mädchen nicht erreichen konnten. O, wie viele unglückliche Ehen habe ich gesehen, die alle daran krankten, daß die Frau nichts von dem verstand und auch dafür das wenigste Interesse hatte, was den Mann am meisten bewegte! Traf ein Schicksalsschlag dann ein solches Haus, dann hieß es immer: Die arme Frau, die doch nichts von dem allen wußte!“

Er sprach nicht weiter, denn er hatte plötzlich das Gefühl, als hätte er das Mädchen an seiner Seite in den innersten Tiefen der Seele getroffen. Das Lächeln

lag ja noch auf den Lippen, in den Augen aber stand ein trauriger, ein erschrockener Ernst.

Malwe antwortete nicht, sie senkte den Blick auf ihre verschlungenen Hände, an denen die Edelsteine funkelten. Klein und bedeutungslos war ihr Leben, wie nichtig war ihre Schönheit, wie vergänglich der Luxus, den sie trug, wie nichts sagend, wie unbedeutend! Weil sie selbst nichts war, weil sie alles erst von anderen Menschen erwartete! Und sie dachte an die langen Jahre, in denen sie in der Welt umhergezogen, das Herz immer voll von Hoffnungen, die sich nie erfüllten, bis ihre Seele, ihr Herz, ihre Sinne erstarben, bis nur farblose Asche zurückgeblieben war in diesem toten Herzen, bis sie erfahren hatte, welche Enttäuschungen ein solches Herz durchmachen muß, ohne daß das Auge eine Träne vergießen darf.

Ein tiefer Atemzug rang sich aus ihrer Brust empor, sie hatte das Gefühl, als ob sie ersticken sollte. Ein bitterer Neid gegen alle die, die in ihrem Innern einen Wert trugen, einen Wert, der sie tröstete, erfaßte sie. Nichts hatte sie, nichts erfüllte ihre Seele. Die Liebe wollte sich ihr nicht zeigen in süßer Huld.

Und Santoven?

Ja, der hatte sie geliebt, der hatte ihr ein heißes, ein treues Herz entgegengebracht, aber sie war zu schwach gewesen, diese Liebe zu halten, weil sie einen höheren Wert dafür einzutauschen gedachte. Und Westenberg war ihr verloren, ja ihr wurde plötzlich klar, daß sie ihn nie hätte erringen können.

Malwe sah zu Manon hin, die neben Gerlach stand, der eifrig auf sie einredete. Die Oberin ließ sich unterhalten, und wie es schien, hatte sie nicht einmal allzuviel Interesse dafür, denn ihre Augen gingen immer wieder zu ihrer Schwester hin. Nun, Manon war

Frau, nicht ewig Fräulein wie sie, ewig „gnädiges Fräulein“. Wie sie diese Anrede haßte!

Westenborg erhob sich. „Ich darf mich verabschieden?“ fragte er. „Ich habe Fräulein v. Wosberik als Tischdame erhalten und möchte sie nicht länger warten lassen. Bis nachher also, mein gnädiges Fräulein!“

Er verbeugte sich tief und ging hochaufgerichtet davon.

Mit kleinen rosabeschirmten Lampen waren die Tische bestellt, in den Kristallvasen dufteten die Rosen, die es jetzt hier noch in verschwenderischer Fülle gab.

Malwe sah, wie sich Santoven vor einer jungen Französin verneigte, die jeden Winter hier ihre Malstudien trieb. Gerlach führte Manon v. Wosberik, Westenborg ging mit Hella, die anderen Herren kannte sie kaum, sie wußte nur, daß sie in der Pension lebten, zu einer Annäherung war es nie gekommen, da die Mutter ja ein „Verplempern“ nicht liebte, wenn es galt, ein bestimmtes Ziel zu verfolgen.

Das Lächeln auf den Lippen vertiefte sich, als ihre Blicke die der Mutter trafen.

Da kam schüchtern und verlegen ein junger Mann, von dem Malwe wußte, daß er ein Student sei, der sich nach bestandnem Examen hier erholen sollte, und Malwe, die ihn bisher noch keines Wortes gewürdigt hatte, war ihm dankbar, daß er sie befreite.

Es wäre doch gar zu peinlich gewesen, wenn sie, Malwe Bellmann, die berühmte, die gefeierte Schönheit, als Sitzengebliebene zu den „Emanzipierten“ am anderen Tische hätte rücken müssen, die in Reformkleidern und Gesundheitsstiefeln erschienen waren und sich als Männerverächterinnen aufspielten.

Aber auch diese Mädchen waren ihr gegenüber zu

beneiden, sie litten wenigstens nicht unter getäuschten Hoffnungen!

Malwe war heute eine schlechte Gesellschafterin, sie war zu sehr erschüttert, sie dachte an ihre Zukunft, an ihr glückloses Leben, an das ruhelose Jagen, das nun wieder aufs neue beginnen würde.

Aber sie wollte nicht mehr. Die Hezpeitsche der Mutter konnte sie nicht mehr ertragen.

Sie spielte krampfhaft mit den Blumen, die sie am Gürtelschloß befestigt hatte. Sie hörte wie in einem Traum das Lachen der anderen, vor allem das glückliche Lachen von Schwester Hella.

Ihre Gedanken gewannen wieder ein Ziel: Santoven wollte sie sich wieder erobern, er liebte sie ja, sprach man nicht immer davon, daß Liebe ewig sei, daß sie stets bereit sei, zu vergessen, zu verzeihen? Nein, Santoven sollte ihr nicht genommen werden! In diesem Augenblick glaubte sie, daß sie nicht mehr leben könne, wenn sie seine Augen nicht noch einmal mit dem treuen und freundlichen Blick, aus dem so viele Liebe sprach, ansehen würden.

Sie horchte auf. Die Mutter, die stets wachsame Mutter sprach mit ihm. Sie machte ihr freundlichstes Gesicht. So lächelte Mama, wenn ein Mann „in Frage kam“. Sie hörte dann scheinbar auf das, was er sagte, und berechnete dabei seine Einnahmen.

„Ich reise in Westenborgs Auftrag,“ sagte eben Santoven, „nach Indien. Arbeiterhäuser soll ich dort bauen, besonders widerstandsfähige Häuser, die —“

Westenborg griff in die Unterhaltung ein. „Ja, sehen Sie, meine Herrschaften, Herrn Santoven habe ich gefangen, er hat sich mir verpflichtet, und wenn ich der Pension jetzt einen ihrer lebenswürdigsten Besucher raube, so verspreche ich, daß er in zwei Jahren

wieder hier auftauchen und dann uns allen von seinen Riesenerfolgen erzählen wird. — Denn der Erfolg ist Ihnen doch gewiß, lieber Santoven!“

Santoven verneigte sich.

Eine der Männerfeindinnen aber meinte ziemlich laut: „Das heißt Glück! Na ja, den Seinen gibt's der Herr im Schlafe! Westenborgs Baumeister möchte ich auch werden bei diesen Ministergehältern!“

Alle gratulierten dem jungen Architekten, der der Held des Tages geworden war, alle stießen mit ihm an.

Santoven nahm die Huldigungen ruhig hin, seine Augen schauten ernst, seine Lippen verzogen sich kaum zu einem Lächeln.

Auch Malwe Bellmann trat auf ihn zu, ihre Augen waren feucht und voll Leidenschaft zu ihm aufgeschlagen, das bezauberndste Lächeln lag um ihren Mund, ihre Hand streckte sich der seinen entgegen. „Wie herzlich ich Ihnen alles Glück wünsche, mein lieber Herr Santoven, das wissen Sie!“

Santoven verneigte sich, ein geringschätziges Zucken umspielte seine Mundwinkel. Dann trat er kühl zurück.

Hatte sie ihn nicht erst vor wenigen Stunden schroff zurückgestoßen, weil ein anderer ihr wertvoller schien? Nun, da sie sah, daß der andere ihr verloren, zeigte sie ihm wieder ein Entgegenkommen, das ihn vorhin noch beglückt hätte, das ihn jetzt abstieß. Er war nicht der Mann, der sich von einem Mädchen nach Laune wegwerfen und wieder fangen ließ.

Malwe Bellmann war für ihn tot.

In der Haltung sah er plötzlich das Gemachte, in den Augen den gesucht schmachtenden Blick. Dieses Lächeln, das ihn einst so entzückte, schenkte sie jedem. Malwe Bellmann mußte er vergessen.

Als Malwe nach aufgehobener Tafel durch den Saal schritt, sah sie sich plötzlich neben Hella und Manon v. Wosberitz.

„Unterhalten Sie sich gut?“ fragte Manon.

„Ausgezeichnet!“ entgegnete Malwe, und das Lächeln lag wie immer in den Endlinien des feinen Mundes, während sie Mühe hatte, die Tränen zu unterdrücken.

„Und erst meine Hella!“

Hella schlug die Augen mit einem so dankbaren Blick zu der Schwester auf, daß Malwe das Mädchen ganz verwundert anschaute. War es denn nur denkbar, daß ein Mensch so selig aussehen konnte? In den Augen war ein Flimmern, ein geradezu überirdischer Glanz. Auf den Lippen lag eine Röte, die wohl nicht dazu bestimmt war, die Augen der Männer auf sich zu ziehen, aber an den Samthauch der roten Rosen erinnerte.

„Ja, es ist herrlich!“ jubelte sie. „Ach, Manon, wie danke ich dir, daß wir hier sind!“

Malwe sah mit einem Gefühl unstillbaren Neides auf das glückliche Mädchen. „Sind Sie denn das erste Mal in Rapallo?“ fragte sie in einem Tone, als beziehe sie Hellas Jubel nur auf das Schöne der Natur.

„Ja, zum ersten Male!“

„Ich beneide Sie um Ihre Fähigkeit, solche Freude empfinden zu können, da Sie ja doch schon so viel von der Welt gesehen haben.“

Über das Gesicht Hellas ging wieder der alte übermütige, spöttische Zug. „O, die Fülle des Gebotenen macht es nicht, davon ist meine Begeisterung nicht abhängig. Alles, was ich sehe, genieße ich in einer besonderen Feiertagsstimmung, und darum ist es so schön!“

„Vielleicht in einer verliebten Stimmung!“ dachte Malwe bitter.

Sie standen vor einem Spiegel, der das Bild der drei Frauen zurückwarf. Malwe konnte nur schwer ein verächtliches Lächeln unterdrücken. Wie konnte ein Mann diese Kleine ihr, der schönen Malwe, nur vorziehen? Waren die Männer denn blind?

Nun, sie wollte nicht verblühen, ohne sich je einem geliebten Manne zuzuneigen in süßer Huld. Auch sie wollte geliebt sein, auch sie beschützt von zwei starken Armen!

War es nicht zum Lachen, daß noch nie ein Mann sie geküßt hatte? Wie ein rasendes Fieber befiel sie der Wunsch nach einem Kuß der Liebe. Ein tiefer, ein kummervoller Seufzer hob die Brust des Mädchens.

Manon betrachtete sie mit ihren mitleidigen Augen, auch Schwester Hella hob forschend den Kopf. Sie nahm Malwes Hand in die ihre. Malwe fühlte, wie fest diese Hand war, wie bei Menschen, die viel arbeiten. Aber sie war schmal und weiß, nur auf dem Rücken sah man durch die Haut das Geäst der Adern schimmern.

„Fehlt Ihnen etwas, gnädiges Fräulein?“ fragte Hella teilnehmend.

Malwe schüttelte den Kopf. Wie wohl ihr diese Teilnahme tat! Noch nie hatte ein Mensch ihr wirkliche Teilnahme gezeigt. Für die Mutter waren alle ihre Qualen nur Schrullen, mit denen sie ihrer Schönheit schadete.

„Fühlen Sie sich wirklich ganz wohl?“ fragte nun auch Manon.

Da war es mit Malwes Fassung vorbei. Ihre Lippen lächelten noch immer, aber die Tränen stürzten ihr aus den Augen.

Leise, damit niemand etwas merken sollte, gingen die beiden Schwestern mit der Weinenden auf die

Veranda, die völlig einsam lag in dem dunklen Schweigen der Nacht.

Doch da klorrte die Tür. Scharf gegen den hellen Hintergrund zeichnete Westenborgs Gestalt sich ab.

„Was ist, Schwester Hella?“ fragte er besorgt und wollte näher treten.

Hella stellte sich schützend vor die weinende Malwe. „Es ist nichts,“ sagte sie. „Wir haben nur etwas zu besprechen.“

„Dürfen Männerohren das nicht hören?“

„Lassen Sie uns allein — bitte!“

Das klang sehr energisch, und Malwe hatte einen Augenblick das Empfinden, daß Westenborg gekränkt ging. Nie hätte sie gewagt, zu einem Manne, der eine „Partie“ war, in einem solchen Tone zu sprechen. Immer hatte sie einen unterwürfigen Klang in der Stimme; die Mutter wollte das, denn sie war der Ansicht, daß Männer von einer Frau nichts anderes als demütige Nachgiebigkeit verlangen.

Manon nahm den schönen Kopf Malwes in die Hände, und mit ihrer sonoren, weichen Stimme sagte sie: „Weinen Sie nur, liebe Malwe, seien Sie glücklich, daß Sie noch Tränen haben! Die Tränen bringen uns Trost und Erlösung. Weinen Sie nur, Malwe!“

Schwester Hella hatte inzwischen eine Flasche mit kaltem Wasser geholt und benezte die Stirn des Mädchens mit dem erfrischenden Naß.

Da verstummte das Schluchzen, nur ein leises Zucken der Schultern erzählte den Schwestern, wie die schöne Malwe noch kämpfte.

Endlich richtete sie sich wieder auf, nur ein Bittern der Augenwimpern erzählte noch von der Überwindung, die es Malwe kostete, gefaßt und ruhig zu erscheinen.

„Wollen wir noch einen Augenblick hier bleiben?“ fragte Manon.

„Mama wird mich vermissen. Ich möchte nicht, daß sie meine Tränen sieht,“ rief Malwe. Und wie, um ihren Worten die Schärfe zu nehmen, setzte sie hinzu: „Sie ängstigt sich sonst.“ Sie streckte den beiden Schwestern ihre Hände entgegen: „Aber Ihnen danke ich. Ach, ich kann Ihnen nichts anderes geben wie meinen Dank! Sie wissen vielleicht gar nicht, wie gut Sie zu mir waren, wie wohl Sie mir getan!“

„Es macht uns froh, wenn wir Ihnen einige Erleichterung schaffen konnten, Fräulein Malwe. Ich wollte, ich könnte Ihnen mehr helfen, viel mehr — für das ganze Leben!“

Wie klang die Stimme Hella so weich, so tröstend in ihr Ohr.

Malwe zog Hella innig an sich.

Als die drei Damen wieder in den Saal traten, sah Malwe, daß Westenborgs Blicke sofort in sichtlicher Besorgnis an Hella hingen. Sie antwortete mit einem beruhigenden Kopfschütteln. Malwe stand unter dem Eindruck, daß die beiden nichts wollten, als einander beglücken. Und in diesem Augenblick hatte sie das Empfinden, als öffne sich Hirn und Herz einem Gedanken, der noch nie Eingang bei ihr gefunden hatte, sie stand unter dem Gefühl, als habe sie bei ihrer ruhelosen Jagd nach dem Manne das Wichtigste vermissen. Hatte sie jemals daran gedacht, einen Menschen beglücken zu wollen? War sie jemals darauf bedacht gewesen, zu dem Glücke eines Mannes beitragen zu wollen? — Nein, sie selbst stand sich allein im Vordergrunde, sie selbst wollte glücklich, frei, reich werden — sie, immer nur sie!

Wie erwachend sah sie sich um. Und sie sah in

Santovens Augen, die noch ernster schauten als sonst, sie sah seine sorgenvoll zusammengezogene Stirn, und ihr Herz zog sich zusammen in einem Gefühl trostloser Trauer. Sie konnte es nicht verhindern, daß eine heiße Röte ihr ins Gesicht stieg.

Sie war ruhig und gefaßt, als der Abend brachte, was alle erwarteten — die Ankündigung von Westenborgs Verlobung mit Hella v. Wosberik, die nun zugleich mit Santovens Abschied gefeiert wurde.

Einen Augenblick erschrak aber Malwe doch, als sie in das bleiche, entstellte Gesicht ihrer Mutter sah. Sie wußte ja, was der Abend ihr heute noch an bösen, zornigen Worten bringen würde.

* * *

Der Wind hatte sich nach Süd gewandt und einen feinen Regen mitgebracht, der Rapallo in ein einförmiges Grau hüllte, so daß man von den Bergen nur undeutliche Konturen sah.

Der Regen machte die gewohnten Spaziergänge unmöglich und veranlaßte daher einen großen Teil der Pensionsgäste, dem scheidenden Santoven das Geleit bis nach Genua zu geben.

Die Damen Bellmann hatten sogar ihre Zimmer aufgesagt, um nach Monte Carlo weiterzureisen.

Malwe saß in eleganter Reisetoylette am Frühstückstisch, blätterte im Kursbuch und nahm dann die Zeitungen zur Hand, die der Kellner auf den Tisch gelegt hatte.

Schließlich erhob sie sich und ging nochmals aufs Zimmer zurück, in dem die Mutter noch einige Kleinigkeiten zusammenpackte.

„Es ist ein Jammer mit dir!“ sagte Frau Bellmann, und die drohende Falte stand wieder auf der Stirn.

„Meinst du wohl, ich habe Lust, ewig weiter zu reisen? Wenn du dir nicht die geringste Mühe gibst, kannst du gewiß sein, daß schließlich alles umsonst ist!“

Die alte Dame atmete erregt und heftig, ihre Wangen brannten.

„Ich kann nichts daran ändern,“ sagte Malwe hoffnungslos. „Santoven habe ich mir verscherzt, weil du wünschtest, daß ich Westenborg den Hof mache!“ Sie lachte, aber es klang wie ein Schluchzen. „Nun tue ich nicht mehr mit. Mag ich alt werden, verblühen — mir ist es gleich! Ich muß doch weiter leben. Aber ich will wenigstens etwas tun. Warum soll ich nicht arbeiten, wie andere Mädchen auch? Ich hasse mich, verachte mich! Was bin ich denn? Jedem werfe ich mich an den Hals, jeden soll ich erobern mit meiner Schönheit. Und über mich hinweg werden die Unschönbarsten, die Häßlichsten geliebt, nur weil sie etwas sind, weil sie etwas können, weil sie nicht wie ich darauf warten, daß ein Mann aus ihrem jammervollen Leben etwas macht!“

Frau Bellmann hob beschwörend die Hände. „Malwe, mäßige dich doch nur, wie oft soll ich dich denn noch ermahnen!“

„Schadet es vielleicht meinem Teint?“ rief Malwe außer sich. „Wer hat Interesse an meinem Teint, an meiner Schönheit? Wer hat den Wunsch, mich zu beglücken, mir etwas Gutes zu tun, mich an sein Herz zu drücken, mir ein liebes Wort zu sagen? Nie hat mich ein Mensch lieb gehabt, niemals hat jemand entdeckt, daß ich auch ein fühlender Mensch bin, dankbar, wenn man mich lieb hätte! Und ich selbst, was habe ich von dem Leben gehabt? Ewig Fräulein, ewig gnädiges Fräulein!“

Frau Bellmann erwiderte nichts. Das waren eben

Anfälle, die kamen und gingen. Sie kamen, wenn eine Hoffnung wieder zu nichte wurde, sie verschwanden, wenn eine neue auftauchte.

* * *

Als die Begleitenden über den Bahnhof in Genua gingen, um Santoven zum Schiff zu geleiten, Hella am Arm des strahlenden Westenborg dahinschritt, sahen sich Manon und Hella plötzlich an. Hella hielt Westenborg etwas zurück, um von den Reisenden des zur Abfahrt bereitstehenden Luxuszuges nicht beobachtet werden zu können.

Vor dem Wagen des Zuges, der die Reisenden nach Monte Carlo führen sollte, gingen Frau Bellmann und Malwe Arm in Arm auf und ab.

Ein Herr in vornehmem Reiseanzug musterte die Damen prüfend, starrte Malwe in das schöne Gesicht und nahm dann in dem Abteil der Damen Platz.

Das Gesicht Frau Bellmanns belebte sich sofort. Neue Hoffnungen sprühten aus ihren Augen. Noch ehe der Schaffner aufforderte, stieg sie zurück in das Abteil.

Der Herr hatte nur Augen für Malwe, wie entgeistert sah er die edlen Linien des schönen Gesichts, die herrliche Gestalt.

Malwe hob den feuchten, schimmernden Blick. Ein Lächeln lag um die roten Lippen des feinen Mundes.

Auch sie stieg jetzt ein, und gleich darauf fuhr der Zug dem gleißenden, lebenslustigen Monte Carlo entgegen.

✠ ✠ ✠



Die Frankenstadt Würzburg.

Ein deutsches Städtebild. Von Johannes Proelß.

Mit 11 Bildern.

(Nachdruck verboten.)

Noch immer ist das Packende im Charakterbild der Frankenstadt Würzburg das Gegenüber der türmereichen Stadt und der turmbewehrten Burgfeste auf dem Marienberg, wie sie, aus dem Kranze der hängenden Rebgärten ringsum aufragend, einander über den Main hinweg grüßen. Noch immer haben die vielen Glockentürme der alten Bischofsstadt das schöne Geläut, von dem das Volkslied singt, und der Leisten- und der Steinwein und die anderen guten Frankenweine, die in Würzburgs Umgebung gedeihen und in den berühmten Kellern der „Residenz“, des Julius- und des Bürgerhospitals und der vielen Würzburger Weinhandlungen und Gasthäuser Faß an Faß füllen, sind noch heute der Stadt größter Reichtum.

Noch immer weist auch ihr höchster Kirchturm auf den kirchlichen Ursprung der Würzburger Hochschule zurück; das alte Universitätsgebäude, dem gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts ihr Stifter Fürstbischof Julius Echter v. Nespelbrunn die Universitätskirche angliederte, ist als Kollegienhaus zwar vor kurzem durch den großen Neubau am Sanderring ersetzt worden, dient aber noch heute der Hochschule als Bibliothek und Museum. Noch strömt schließlich an jedem Sankt Kilianstag, den 8. Juli, die Landbevölkerung in hellen Scharen zur Grabstätte des Frankenapostels in der Neu-

münsterkirche; und jahraus, jahrein erklingt sein Lob, wenn die Würzburger Studenten beim vollen Becher oder auf fröhlicher Wanderfahrt in Scheffels Lied vom Staffelstein zu dem Verse gelangen:

„Der Winger Schuhherr Kilian
Beschert uns etwas Feines!“

Aber so innig verwachsen das Würzburg von heute mit seiner althehrwürdigen Vergangenheit als Sanct Kiliansstadt, als fürstbischöflicher Hochsitz auch ist, so ganz modern ist doch der Aufschwung, den es als Hauptstadt des bayrischen Regierungsbezirks „Unterfranken und Aschaffenburg“, zumal in den letzten Jahrzehnten, erlebt hat. Staatsregierung und Gemeindeverwaltung haben miteinander gewetteifert, die Lage der Stadt am schiffbaren Mittelmain und an den sich hier kreuzenden Eisenbahnen, von denen die Linien Calais-Würzburg-Wien und Berlin-Stuttgart-Zürich dem Weltverkehr dienen, zum Vorteil der Stadt und zum Vorteil des Landes auszunützen. Die große nationale Bewegung in Deutschland zur Hebung der Binnenschiffahrt, die in Durchführung begriffene Kanalisierung des Mains mit dem Endziel eines Rhein-Donau-Kanals sind diesem Aufschwung ebenso zugute gekommen, wie das persönliche Interesse, das der Prinzregent Luitpold von Bayern an dem Gedeihen seiner Vaterstadt nimmt, und das auf seinen ältesten Sohn, den Prinzen Ludwig, übergegangen ist.

Würzburg liegt ziemlich südlich am Westschenkel des sogenannten Mairidreiecks, und der Main fließt von Süden nach Norden zwischen der rechtsmainischen Altstadt und dem Mainviertel am Fuß des Marienberges dahin. Die altberühmte, fast 200 Meter lange Steinbrücke, die jahrhundertlang allein die beiden Stadt-



Die Mainbrücke mit der Feste Marientberg.

teile verband — unser erstes Bild läßt fünf von den sieben Bogen und die Mehrzahl der zwölf Barockstatuen erblicken, die im achtzehnten Jahrhundert auf die Brüstungen kamen — wird jetzt von zwei neuen



Die Hangerkirche.

Monumentalbrücken am oberen und unteren Ende der Stadt flankiert. In dem Jahrzehnt 1885 bis 1895 hat die Gemeinde Würzburg sie aufführen lassen und der nördlichen den Namen Luitpoldbrücke, der südlichen den Namen Ludwigsbrücke gegeben. 1875 hatte die Zahl der Einwohner mit Einschluß der Garnison 44,975 betragen; die Volkszählung vom 1. Dezember 1905

hat mit Einschluß des Militärs die Zahl 80,560 ergeben. Es läßt sich daraus das rasche Wachstum der Stadt



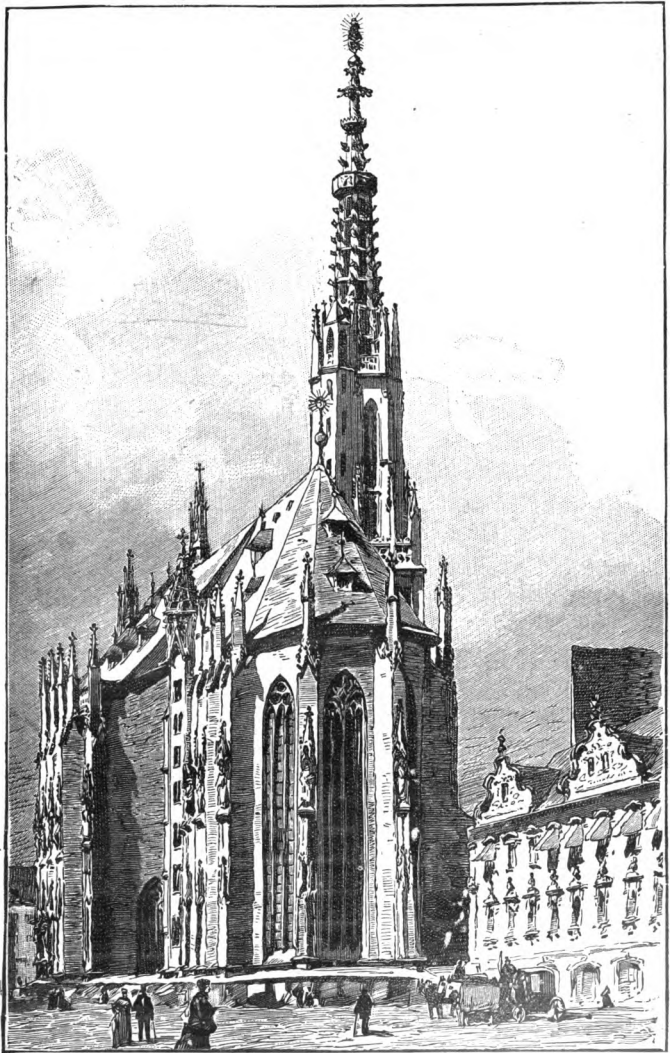
Das Rathaus.

ermessen, wobei in Betracht kommt, daß an die Stelle der seit 1869 allmählich beseitigten Stadtmauern mit

ihren Wällen und Gräben die schönen Anlagen des Ringparks getreten sind, welche im großen Bogen von der Luitpoldbrücke bis zur Ludwigsbrücke, im Osten den Hofgarten ergänzend, die ältere Stadt umziehen. Besonders stark gewachsen ist die Stadt nach Süden zu, jenseits des Sanderrings, an dem die neue Universität und der neue Justizpalast stehen, sowie auf dem linken Mainufer zwischen dem „Mainviertel“ mit den alten Klosterhöfen am Marienberg und der Luitpoldbrücke. Links von dieser am rechten Mainufer vor der eigentlichen Würzburger Altstadt dehnt sich der neue Staatshafen aus, vor dem das neue Hauptzollamtgebäude und das von der Stadt errichtete große Lagerhaus stehen. Die 1898 mit fünf stattlichen Ketten-dampfern eröffnete Ketten-schleppschiffahrt zwischen Würzburg und Ritzingen ist gegen Bamberg weitergeführt worden. In den beiden Hafenbecken unter dem Steinberg vollzieht sich das Umladen der Hölzer, die mit der Bahn hierher gelangen, um auf dem Main weiterbefördert zu werden. Der alte Maintal auf der Altstadtseite, auf dem sich von alters her das Haupttreiben der Würzburger Messen abspielt und den beim alten Zollamt am Ausgang der Juliuspromenade der alte Mainkran überragt, hat neuestens von der Ludwigsbrücke abwärts im Ludwigskai eine Fortsetzung erhalten.

Aber auch vor dem im Norden der Stadt jenseits der Juliuspromenade gelegenen Hauptbahnhof, der seit 1869 den früheren, in einen Saalbau für Konzerte, die „Ludwigshalle“, verwandelten am Ostrand der Altstadt ersetzt, ist ein ansehnliches Stück Neu-Würzburg entstanden, durch das die Kaiserstraße vom Kaiserplatz bis ans Ostende der Juliuspromenade führt.

Wer vom Bahnhof kommt, dessen Auge wird sogleich auf dem Bahnhofplatz von dem prächtigen Sankt



Die Marienkapelle.

Kiliansbrunnen, einer Stiftung des Prinzregenten, gefesselt; das große Marmorbecken des Brunnens wird von der Erzfigur des die Stadt segnenden Schutzpatrons überragt. Die Sockelreliefs des Denkmals, das nach dem Entwurfe des Stadtbaurats Bernak ausgeführt wurde — die Sankt Kiliansstatue ist von Balthasar Schmidt modelliert — stellen die Schiffahrt und den Weinbau dar. „Seiner lieben Geburtsstadt. Zur Erinnerung an die unvergeßlichen Tage im Jahre 1894“ lautet die Widmung. In den sich an den Platz anschließenden Ringanlagen steht im Grünen die Gegengabe der Stadt: das zum achtzigsten Geburtstag des Prinzregenten 1901 gestiftete und 1903 enthüllte Luitpolddenkmal, das nach dem Entwurf des Münchner Erzgießers F. v. Miller die Wirceburgia darstellt, die über der Gestalt des edlen Fürsten die bayrische Krone mit der erhobenen Linken emporhält, während die Rechte den Schleier einer Wiege lüftet.

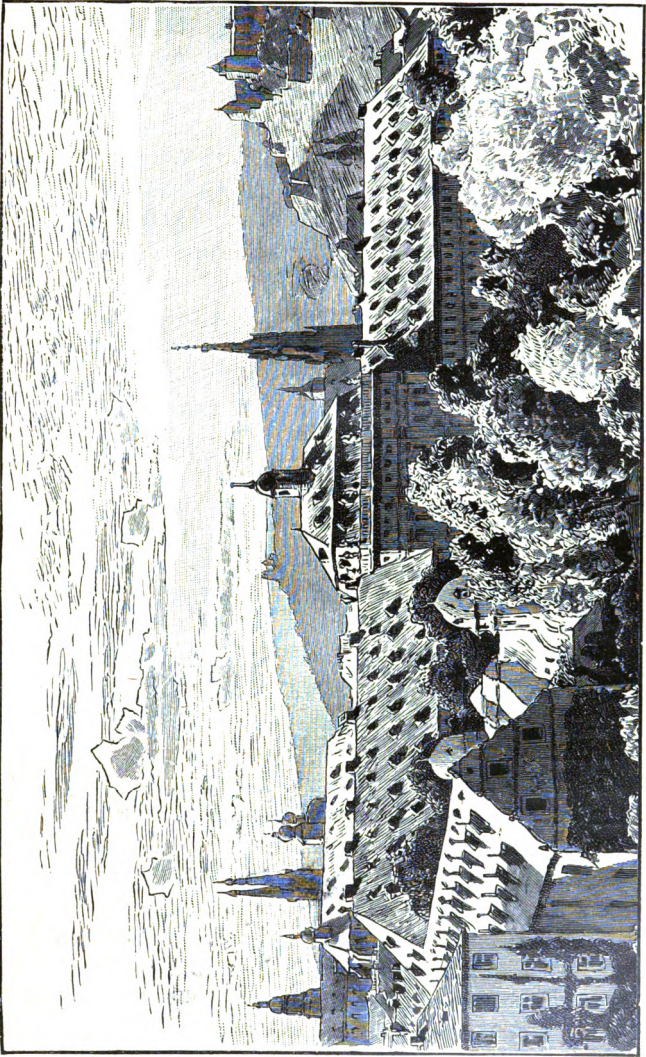
Sein erstes Aufblühen verdankt nun freilich Würzburg dem Umstand, daß es als Bischofsitz eine Festung war, und daß sein Handel schon in frühester Zeit sich unter dem Schutze der starken Burgfeste auf dem Marienberg entwickeln konnte. Die Burg, urkundlich erstmals im Jahre 704 als Castellum Virteburh erwähnt, ist älter als die Stadt; im sechsten und siebenten Jahrhundert residierten hier die fränkischen Herzöge, die von den Merowingern über das den Thüringern abgewonnene Land am Mittelmain eingesetzt waren. Schon damals wird eine Brücke nach der Siedlung am rechten Mainufer geführt haben, in der 686 der erste Sendbote des Christentums in der Gegend, der Schotte Kilian, mit seinen zwei Gefährten erschlagen wurde. Über dem Grab des Märtyrers ließ dann Bonifatius, der 741 den Bischof Burkard hier einsetzte, die erste



Die alte Universität.

Metropolitankirche des neugegründeten Bistums, die Erlöserkirche, entstehen und neben ihr das Bruderhaus für den Bischof und die Kanoniker. Dieser erste Würzburger Dom und das Bruderhaus erlagen schon im neunten Jahrhundert einem Brande. Unter Burkard II. wurden sie auf einer etwas südlicheren Stelle neu erbaut, und ums Jahr 1000 ließ Bischof Heinrich über dem Kiliansgrab eine zweite Kirche, das Neumünster, entstehen. Er gründete auch daneben das Chorherrenstift Neumünster mit der Domschule zur Heranbildung von Geistlichen, erbaute vor der Stadt im Norden das Stift Haug (haug, houk = Hügel) und im Süden der Stadt, am „Sand“, das Stift zu Sankt Stephan, das später ein Benediktinerkloster wurde. Die Bischöfe hatten im Saalhof daneben ihre Residenz, und der wachsende Reichtum des Stifts führte dazu, daß die Domherren um den Dom herum stattliche Einzelwohnungen, die Domherrnhöfe, erhielten. Im unteren Saalhofbau waren Lagerräume für Waren.

Eine uralte Handelsstraße war der Main. Der Ost-West-Verkehr — nach Frankfurt-Mainz — machte Würzburg zur wichtigen **B r ü c k e n s t a d t**, worauf die früheste Anlage der Stadt mit der Domstraße als Fortsetzung der Mainbrücke in östlicher Richtung hindeutet. An den Domplatz mit dem Saalhof schloß sich wie noch heute die nach den Domherrnhöfen benannte Hoffstraße, die nach dem östlichen Haupttor führte, wo die Heerstraßen aus Ober- und Mittelfranken mündeten. Der Würzburger Weinhandel hatte sich früh entwickelt; der Weinbau in der Gegend stand schon in Blüte, ehe der erste Dom aufwuchs. Mainzoll und Brückenzoll, ursprünglich kaiserlicher Besitz, wie seit Karl dem Großen die Burg, kamen schon im elften Jahrhundert, in dem auch die erste Stadtbefestigung entstand, an das Hoch-



Das Juliushospital (vom Garten aus gesehen).

stift. Mit zäher Klugheit wußten die Bischöfe, die treu zu den Kaisern hielten, allmählich ihr Gebiet zu vergrößern und alle weltlichen Hoheitsrechte an sich zu bringen. Durch die Gunst des Staufers Friedrich Barbarossa, der 1156 in Würzburg seine Hochzeit mit Beatrix von Burgund unter glänzenden Veranstaltungen beging, erhielten die Bischöfe die weltliche Herrschaft über das Land als Herzöge von Ostfranken.

Aber auch das Würzburger Bürgertum war in jener Zeit erstarkt. Schon im elften Jahrhundert hatten die Würzburger Kaufleute ihr eigenes Handelsrecht; im Jahre 1030 war es zur ersten Würzburger Messe gekommen. Das Ringen der Bürgerschaft nach politischer Selbständigkeit führte zu heftigen Kämpfen zwischen ihr und dem Hochstift, und diese bewirkten, daß 1261 die bischöfliche Residenz in die Marienburg verlegt wurde. Bis in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts wurden die Schultheißen der Stadt vom Bischof aus der Zahl seiner Dienstmänner ernannt. Im Kampfe gegen Bischof Hermann I. erstritt sich die Stadtgemeinde das Recht, sich selbst Stadtrat und Bürgermeister einzusetzen. Das Beispiel Nürnbergs und Frankfurts hatte mächtig gewirkt. Vor Schluß des vierzehnten Jahrhunderts wurde Würzburg durch Kaiser Wenzel unter die freien Städte aufgenommen. Aber der schwache Kaiser vermochte die Bürgerschaft nicht vor dem Zorn des streitbaren Fürstbischofs Gerhard v. Schwarzburg zu schützen, der in der Schlacht bei Bergtheim die ausgerückte Stadtwehr aufs Haupt schlug.

Als 1525 sich der Bauernkrieg von der Tauber her in Franken verbreitete, machte die Würzburger Bürgerschaft mit den aufständischen Bauern gemeinsame Sache. Der Marienberg wurde belagert, und der Fürstbischof Konrad v. Thüngen sah sich genötigt, nach Heidelberg

zu fliehen. Der größte Künstler, den Würzburg hervorgebracht hat, der Bildschnitzer Tilmann Kiemschneider, war Mitglied des aufständischen Stadtrats, hatte aber nach dem Sieg des Schwäbischen Bundes-



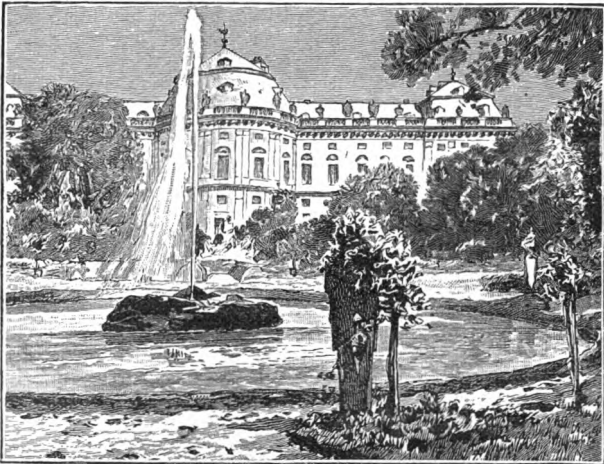
Die Michaeliskirche.

heers unter dem Truchseß v. Waldburg seinen Übermut in einem der Kerker der Marienburg zu büßen. Im Dreißigjährigen Krieg eroberte Gustav Adolf Stadt und Feste, auf der mehrere Jahre lang Bernhard von Weimar die Herrschaft führte. Von diesen Unterbrechungen abgesehen, war die Marienburg aber fürstbischöfliche Residenz bis ins achtzehnte Jahrhundert.

Dann kam die Zeit, in der die Kunst- und Prunkliebe der beiden Fürstbischöfe aus dem gräflich Schönbornschen Hause, Johann Philipp Franz und Friedrich Karl, den Prachtbau der Neuen Residenz auf der Freieung vor der Hoffstraße im Schutz der nach dem Dreißigjährigen Krieg durchgeführten neuen Stadtbefestigung erstehen ließ. In all der Zeit war der Marienberg immer mehr zu einer wirklichen Festung geworden. Napoleon I. machte sie später mit Erfolg zum Stützpunkt seiner zahlreichen Unternehmungen in Franken.

Es finden sich in Würzburg noch viele Sehenswürdigkeiten, die an die früheste Entwicklung der Stadt erinnern. Aber infolge der vielen Kriegsstürme und Brände, die sie heimsuchten, und des Wechsels im Kunstgeschmack sind fast alle diese Baudenkmäler in vielfach erneuerter und oft ganz veränderter Gestalt auf uns gekommen. Das erste Wahrzeichen der Bischofsstadt, das sich heute dem vom Bahnhof kommenden Besucher zeigt, ist die am Südbende der Kaiserstraße links sichtbar werdende, nach dem längst eingegangenen Stift Haug benannte Kirche (siehe das Bild S. 150). Das von Bischof Heinrich I. gegründete Stift lag vor der Stadt auf dem Gelände des Bahnhofs. Nach dem Dreißigjährigen Krieg, während dessen das Stift wiederholt geplündert wurde, ließ es der damals regierende Bischof innerhalb der Stadtmauer neu erbauen. Antonio Petrini, ein in Würzburg heimisch gewordener Italiener, war damals der maßgebende bischöfliche Baumeister. Aus den Steinen der alten romanischen Kirche fügte er die Fundamente für den mächtigen Barockbau, der mit seiner großen Kuppel und den fast 86 Meter hoch aufragenden Türmen an die San Gesulirche in Rom gemahnt. Die Figur des Johannes am Portal

ist ein Werk des Niederländers Jakob van der Auveras, und die besseren Gemälde über den Altären sind von Oswald Onghers gemalt; beide Künstler haben in der Blütezeit des Barock, gleich Petrini, in Würzburg eine reiche Tätigkeit entfaltet. Man findet die Spuren davon auch in den beiden ältesten Kirchen Würzburgs, dem Dom und dem Neumünster, die ihre jetzige Ge-



Die Residenz mit dem Hofgarten.

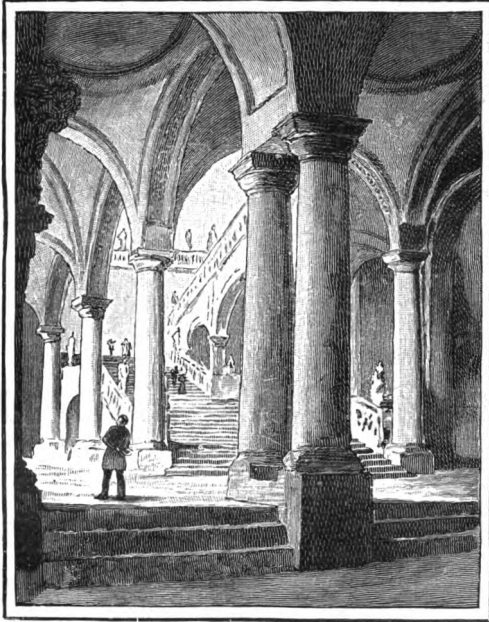
stalt der Kunst sehr verschiedener Jahrhunderte verdanken.

Die beiden schlichten Westtürme des Domes stammen wohl aus dem elften, der große Mittelteil aus dem zwölften, die beiden Osttürme teils aus diesem, teils aus dem dreizehnten Jahrhundert. Die Kirche war ursprünglich eine dreischiffige flachgedeckte romanische Pfeilerbasilika. Außerlich hat sich der romanische Charakter ziemlich erhalten, in geringem Grade jedoch nur an den

Portalen und Fenstern. Die Wölbungen des Chores, der Seitenschiffe und des Mittelschiffs entstanden im sechzehnten Jahrhundert. Aus der Rokokozeit stammen die reichen Stuckdekorationen des Innern. Eine äußere Restauration des Domes mit Änderungen am Westportal und den Portaltürmen hat 1880 bis 1883 durch Dombaumeister Friedrich stattgefunden. Im Langhaus sind vierzehn Altäre mit Bildern von sehr verschiedenem Wert. Dasselbe ist von den achtundzwanzig erhaltenen Grabdenkmälern der im Dom beerdigten Bischöfe zu sagen, von denen zwei, die der Fürstbischöfe Rudolf v. Scherenberg und Lorenz v. Bibra, Eilmann Riemenschneiders Meisterhand schuf. Von ihm ist auch die „Himmelsteinsche Madonna“ in der dem Dom angebauten Begräbniskapelle der Domherren und die an den beiden romanischen Pfeilern vor dem Mariachörlein stehenden, aus der Marienkapelle hierher versetzten vier Figuren von Christus, Petrus, Andreas und Johannes. An der Außenwand des Domes befindet sich der Grabstein dieses erst in neuerer Zeit seiner vollen Bedeutung nach gewürdigten fränkischen Künstlers der deutschen Frührenaissance.

Noch mehr als der Dom hat die Neumünsterkirche neben ihm an ihrem ursprünglichen Charakter verloren. Wer vom Kürschnerhof her sich der prächtigen Barockfassade aus rotem Sandstein nähert, die unter dem Fürstbischof v. Greiffenklau der Kirche vorgebaut wurde, und die aus derselben Zeit stammende massige Kuppel erblickt, welche 1736 der Erbauer der Neuen Residenz, Balthasar Neumann, vollendete, der muß zweifeln, auf dem Wege zum Kiliansgrab zu sein, das eine ums Jahr 1000 gestiftete Kirche umschließt. Das Grab enthält die in Silber gefaßten Schädel aller drei Märtyrer, und am Kilianstag werden diese zur Andacht

der Gläubigen ausgestellt, und das große Sittertor nach dem Kürschnerhof zu wird geöffnet. Auf dem Altar der Westkrypta befinden sich die von Riemen-schneider geschaffenen Brustbilder des Frankenapostels



Haupttreppe der Residenz.

und seiner beiden Gefährten. Im Norden schloß sich an die Kirche der aus dem zwölften Jahrhundert stammende romanische Kreuzgang an. Neben an befand sich das „Lufamgärtchen“, in dem der größte deutsche Lyriker des Mittelalters, Walter von der Vogelweide, im Jahre 1230 sein Grab gefunden haben soll. Nach der volkstümlichen Überlieferung hat der Grabstein vier

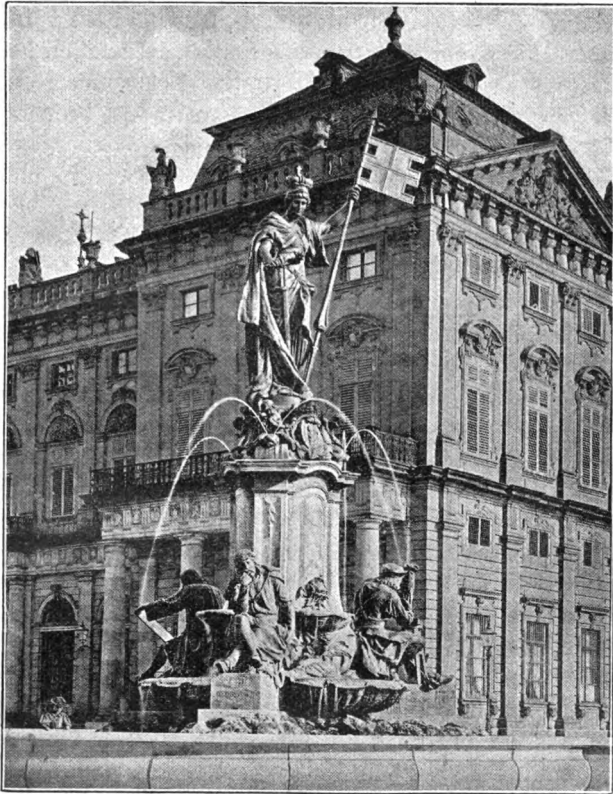
Höhlungen enthalten, zur Aufnahme von Körnern und Trank für die den Garten auffuchenden Vögel. Erwiesen ist freilich, wie neuerdings auch Professor Fritz Regel in seinem Führer durch Würzburg betont hat, die Überlieferung nicht. Aber mancherlei spricht auch für sie, und der Historische Verein für Unterfranken hat 1843 an der Ostseite der Kirche eine vom Bildhauer Halbig angefertigte Gedenktafel anbringen lassen, die eine Schale schmückt, aus der Vögel Körner aufspicken.

• Von den alten Stiftsgebäuden, welche die zwei Kirchen umgaben, steht noch das Kapitelhaus des Domstifts, das samt dem wappengeschmückten Kapitelsaal der schon hundert Jahre alten königlichen Musikschule überwiesen wurde. Der Saalhofbau besteht nicht mehr, aber die jetzige bischöfliche Amtswohnung befindet sich ganz in der Nähe, im ehemaligen Domherrnhof Conti, einem ansprechenden Renaissancebau.

Die Verwendung von alten Gebäuden für neue Zwecke hat vor wenigen Jahrzehnten im modernen Würzburg noch eine weit größere Rolle gespielt als heute. Auch jetzt bildet sie einen markanten Charakterzug im Stadtbild. In den Räumen der ehemaligen Benediktinerabtei am Petersplatz, unweit dem Sanderling, hat die Kreisregierung ihren Sitz; in dem schönen „Rüdermaingebäude“ Joseph Greifings gegenüber dem reizenden Fischerbrunnen Mich. Daniel Köhlers am Fischmarkt befindet sich das Landrentamt; die zum Alten Rathaus gehörige gotische Ratskapelle dient der städtischen Feuerwehr.

Auch an dem Alten Rathaus mit dem die Sturmglocke tragenden Eckartsturm (siehe das Bild S. 151) ist in sehr verschiedenen Stilperioden gebaut worden. Die Lage desselben in der Nähe der alten Mainbrücke, wo die geschäftsreiche Domstraße und die Karmeliterstraße

zusammenstoßen, ist bezeichnend für die Entwicklung Würzburgs als Handelsstadt. Der hohe viereckige Turm



Der Luitpoldbrunnen auf dem Residenzplatze.

über dem Teil des Hauses, das im dreizehnten Jahrhundert dem Schultheiß Eckart gehörte, wurde um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts errichtet, in dessen zweiter Hälfte die Erneuerung der Brücke er-

folgte. Im Haus daneben, das 1316 in den Besitz der Stadt kam, weist die Architektur des „König-Wenzel-Saals“ teilweise ins zwölfte Jahrhundert zurück. Die Wandmalereien beziehen sich auf den Besuch des Königs Wenzel in Würzburg. Der Erker und das Portal an der Domstraße gehören dem sechzehnten Jahrhundert an, ebenso der Renaissancebau auf der Westseite, dem sich das in gleichem Stil gebaute mächtige Viereck des Neuen Rathauses zwischen Karmeliterstraße und Markt anschließt.

Von den alten Bauwerken bereitet durch Reinheit des Stils die gotische Marienkapelle am Markt (siehe das Bild S. 153) dem Kunstsinne ein besonderes Fest. Sie wurde im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert aus Mitteln der Bürger gebaut, um den Mitgliedern des Rats als Begräbnisstätte zu dienen. Freilich ist auch sie neuerdings gründlich erneuert worden, aber doch mit treuer Wiedergabe der alten Formen. An den Ausschmuck des Äußeren und Inneren hat Eilmann Riemenschneider seine beste Kraft gewendet. Die vierzehn Figuren an den äußeren Strebepfeilern der Südseite stellen Christus, Johannes den Täufer und die zwölf Apostel dar; vier davon sind Kopien der Originale im Dom. Auch im Inneren finden sich Werke des Künstlers. In einem merkwürdigen Kontrast steht die schlank aufstrebende Kirche aus rotem Sandstein, wie unser Bild andeutet, zu der breiten weißen Rotokofassade des „Hofes zum Falken“ am Markt. Eine Perle deutscher Gotik ist auch die Deutschherrentirche im Mainviertel, während die gotische Franziskanerkirche an der Domerschulstraße südlich vom Dom italienische Einflüsse aufweist.

Zwei Fürstbischöfen der neueren Zeit ist es gelungen, ganzen Partien von Würzburg den Stempel ihres

Geistes aufzudrücken; wir nannten sie schon, den Stifter der Universität Julius Echter v. Mespelbrunn und den Schöpfer der Neuen Residenz Johann Philipp Franz v. Schönborn. Dem einen verdankt Würzburg



Die Marienkapelle (Käppele) auf dem Nikolausberge.

seine imposantesten Renaissancegebäude, dem anderen einen der prächtigsten Rokokopaläste der Welt. Beiden aber war es nicht vergönnt, alles zu vollenden, was sie begannen.

Julius Echter, der 1617 starb, hat mit starker Hand

in Würzburg die Gegenreformation durchgeführt. Bald nach seinem Tode setzte der Dreißigjährige Krieg mit seinen Verheerungen ein, und so kam es, daß sowohl das Universitätsgebäude mit seiner hochtürmigen Kirche an der Domerschulstraße (siehe das Bild S. 155) wie das Juliushospital am Nordrand der damaligen Stadt (siehe S. 151), die der Bischof beide von seinem Architekten Adam Rahl zu einem gewissen Abschluß hatte bringen lassen, erst viel später von Barockkünstlern vollendet wurden. Den großen Turm der Universität führte 1698 Pettrini zu Ende, der auch den vom Stifter errichteten hinteren Teil des Hospitals mit der imposanten Hoffassade in den darauffolgenden Jahren verfaß. Eine ähnliche Baugeschichte hat auch das neben der Universität südlich gelegene bischöfliche Klerikerseminar mit seiner Barockfassade, zu welcher die im Jesuitenstil erbaute Seminar- oder Michaeliskirche (siehe das Bild S. 159) gehört.

Die ziemlich einfache Vorderfront des Juliushospital der Juliuspromenade wurde erst Ende des achtzehnten Jahrhunderts aufgeführt. Die Gebäude bieten fortwährend 450 Kranken und 200 Pfründnern und Pfründnerinnen Unterkunft. Im Garten steht neben dem Brunnen, der die Flüsse des Frankenlandes versinnbildlicht, ein Rokokopavillon, das frühere „Anatomische Theater“, das noch dem Begründer der Zellulärpathologie, Virchow, zur Lehrstätte gedient hat. Es ist seitdem in dem Viertel hinter dem Juliushospital zwischen der Kaiserstraße und dem Main ein ganzer Stadtteil mit modernen medizinischen und naturwissenschaftlichen Anstalten ersten Ranges entstanden. Der allzeit blühende Zustand der medizinischen Fakultät der Hochschule hat aber weiter zur Grundlage das großartige Krankenhaus mit seinem alten Stiftungsvermögen und

seiner oft erneuten inneren Einrichtung behalten; in ihm hat eine ununterbrochene Reihe bedeutender Kliniker Tausende von Ärzten herangebildet. Das Denkmal seines StifTERS, dessen Leib im Dome ruht, schmückt die Juliuspromenade. Die erzene Figur hat Max v. Wiedemann geschaffen.

Hier ist auch des Bürgerhospitals „Zum heiligen Geist“ im Hauger Viertel zu gedenken, zumal diese alte Stiftung wohlthätigen Bürgerfinns in mancher Beziehung das Vorbild für das Juliiushospital war. Beide Stiftungen zählen zu ihrem Besiß viele Hektar Weinberge in der Würzburger Markung, und in beiden Hospitälern bestehen altdeutsch eingerichtete Weinstuben zum Kosten der herrlichen Tropfen, von denen ein altes Sprichwort sagt: „Frankenwein — Krankenwein“. Noch größer freilich als diese Kellereien sind die reichgefüllten Gewölbe, die sich unter dem Residenzpalast ausdehnen.

Der Fürstbischof Schönborn, der den Architekten Balthasar Neumann die Pläne für diesen Prachtbau ausführen ließ und 1720 den Grundstein zu ihm legte, hatte in seinem Bruder einen Nachfolger, der in seinem Sinne weiterbaute. Unsere Bilder von der Residenz auf S. 161 und 163 geben einen guten Begriff von der Großartigkeit und glänzenden Stilreinheit dieser Schöpfung. Vier große Höfe geben dem Schloß seine Gliederung in einem länglichen Viereck von 167 Meter Länge. Das Material ist grüngelblicher Keuper sandstein. Die große Wölbung im Treppenhaus hat der Venezianer Tiepolo mit einer Darstellung des Olymp und der Welttheile geschmückt, den großartigen Kaisersaal mit einer solchen der Vermählung Barbaroffas mit Beatrix von Burgund. Seine Altarbilder in der Hofkapelle zeigen Mariä Himmelfahrt und den Sturz

der Engel. In einem der von Napoleon I. im Empirestil eingerichteten Zimmer ist am 12. März 1821 Prinzregent Luitpold geboren. Aus Anlaß seines siebzigsten Geburtstags wurde vor der Hauptfront des Schlosses der von der Gesamtbevölkerung Unterfrankens gestiftete Brunnen errichtet. Unser Bild (S. 165) läßt gut die drei Sockelfiguren erkennen, es sind Walter von der Vogelweide, Tilmann Riemenschneider und der Dürerschüler Matthias Grünewald. Im Schloß sind die Kunstsammlungen des Historischen Vereins und des Kunstvereins, die Kreistasse und das Kreisarchiv untergebracht. Im Rosenbachhof wohnt der Regierungspräsident von Unterfranken.

Von Balthasar Neumann stammt auch die große Wasserleitung, die ihren Abschluß durch den Dreiröhrenbrunnen vor dem Rathaus (siehe S. 151) erhielt, das dem Dom angefügte Schönborn-Mausoleum und der Kuppelbau der Wallfahrtskirche auf dem Nikolausberg, das „Räppele“, neben dem Kapuzinerhospiz (siehe S. 167). Der Nikolausberg bietet wie der den berühmten Steinwein spendende Steinberg verschiedene schöngelegene Aussichtswarten. Auf dem letzteren erhebt sich auch der mächtige, aus Muschelkalkblöcken gefügte Bismardturm, der weit in das Land grüßt, wo am Südfuß der Rhön Rissingen liegt, dessen Heilquellen der große Kanzler im Alter so gern aufsuchte.





Weltbeben.

Humoristische Phantasie von Fr. Clemens.

(Nachdruck verboten.)

Gibt es Weltbeben?

Warum sollte es keine Weltbeben geben?

Ewar noch kein Gelehrter, kein Buch weiß von ihnen zu erzählen, und sie finden keine Stelle in der Hypothese von den großen Katastrophen des Universums. Sie existieren vielleicht nur in der Idee des Schreibers dieser Zeilen, sind nichts als ein von ihm erdachtes Märchen, eine Phantasie, ein Traum . . .

Und doch: warum sollte es nicht ebensogut Weltbeben geben, wie es Erdbeben gibt? Das teilweise Miterleben der jüngsten Erdbebenperiode brachte den seltsamen Gedanken in mir zur Entstehung — und doch, bei näherer Betrachtung erscheint er gar nicht so seltsam, denn warum sollten die Entwicklungsprozesse des Weltalls nicht ebenso zeitweilige oder vielleicht sogar regelmäßige Katastrophen im Gefolge haben wie die Bildungsprozesse unserer Planeten?

Wenn die Astronomen uns von dem plötzlichen Aufflammen neuer Sterne, vom Zusammenstoßen von ungeheuren, Myriaden von Meilen von uns entfernten Sonnen berichten — warum sollte nicht ein Weltbeben die Ursache davon gewesen sein? Noch mehr: sollten nicht auch viele unserer Erdbeben nur Teilerscheinungen von Weltbeben sein?

Vielleicht ist diese Frage aber auch nur der Scherz eines phantastischen Schriftstellers — und als solchen mögen die freundlichen Leser ihn auffassen und dem Erzähler gestatten, daß er ihn einmal ein wenig weiter ausspinnt und sich mit ihnen die wunderbaren Überraschungen ausmalt, mit welchen ein Weltbeben eines Tages den Lauf unseres irdischen Daseins zu unterbrechen vermöchte.

Unruhig streckte Anat, der Eskimo, seinen struppigen Kopf aus den Eisbärenfellen seines Lagers hervor. Er rüttelte heftig die Schulter seiner neben ihm schlafenden Gattin.

„Kalumah!“

„Was willst du denn, Anat?“ fragte seine schläfrige Ehehälfte ärgerlich. „Nicht einmal ruhig schlafen kann man! Willst du schon wieder trinken? Der Trankeg steht ja neben dir!“

„Verzeihung, teures Herz — ich will nicht trinken. — Hast du nichts gehört?“

„Was soll ich denn gehört haben?“

„Ich erwachte mit einem so eigentümlichen Gefühl — gerade als wenn unsere Hütte mit allem, was darin ist, sich bewegte.“

„Unsinn! In deinem Kopfe bewegt sich's wieder einmal! Du hast geträumt!“

Damit drehte sich die zärtliche Gattin zornig auf die Seite, um bald in ebenso tiefem als geräuschvollem Schlummer ihren Ärger sowohl als dessen Ursache zu vergessen. Anat störte sie auch nicht weiter, er brummte nur noch ein paar Minuten verdrießlich vor sich hin. Geträumt hatte er sicherlich nicht, darauf wollte er schwören!

Und er hatte in der That nicht geträumt! Was er

vernommen, waren die nur wenig merkbaren Äußerungen eines kosmischen Phänomens, eines Weltbebens, seiner Ursache und Erscheinung nach eines der unbedeutendsten, in seiner Wirkung auf unsere Erde aber gleichwohl eines der verhängnisvollsten. Diese Wirkung bestand nämlich in nichts Geringerem als einer Verrückung der Erde auf ihrer Achse um ein volles Viertel ihres Umfangs; der Nordpol sah sich, gleichsam als hätten sich zwei Urriesen den Spaß gemacht, ihn ein wenig herumzudrehen, von seinem Platze nach der Gegend des Äquators verschoben, während die entsprechenden Punkte des Äquators der Abwechslung halber einmal zu den Polen gerückt waren. Der bisherige Äquator teilte unseren Planeten also nicht mehr in eine nördliche und südliche, sondern in eine östliche und westliche Halbkugel, und die bisherigen Pole nahmen ihre Plätze an zwei entgegengesetzten Punkten des bisherigen Äquators ein — im übrigen blieb alles beim alten, die Ekliptik dieselbe, die Richtung der Erdbachse wie seither — nur die Klimate der verschiedenen Länder mußten sich naturgemäß der vollzogenen Wandlung unterwerfen. So ward dem zu Unrecht geschmähten Anat denn die wohlverdiente Genugthuung, daß ihn eine Stunde später seine Frau ihrerseits anstieß und ihn anschrie: „Steh doch nur auf, sieh, was los ist!“

„Was denn?“ forschte er, sich die Augen reibend.

„Hell wird's auf einmal, so sonderbar hell — und wir befinden uns doch in der mehrmonatlichen Nacht! Das kann nicht mit rechten Dingen zugehen!“

Anat schaute um sich. Wahrhaftig, eine ungewohnte Helle drang durch das Eisfenster der Schneehütte. Erschrocken sprang er auf und kroch hinaus.

„Kalumah!“ rief er bestürzt. „Komm heraus — die Sonne!“

„Was ist's mit der Sonne?“

„Sie geht auf — und leuchtet heller und brennt heißer als sonst im wärmsten Sommer!“

Kalumah eilte hinaus, um das Wunder zu betrachten.

„Die Angelots haben uns veraubert,“ rief sie ängstlich.

„Ach was — die Esel verstehen gar nichts!“ brummte der aufgeklärte Ehemann. „Komm herein und laß uns unseren Morgentran mit Walroßspeck genießen.“

Beide lehrten in die Hütte zurück und waren bald angelegentlich mit der Einverleibung ihres echt arktischen Frühstücks beschäftigt. Plötzlich blickte Kalumah, durch einen großen auf ihre Speckschnitte herabfallenden Tropfen aufmerksam geworden, zu dem niederen Schneedache empor.

„Anat!“

„Was denn?“

„Unser Haus —“

„Was ist's mit ihm?“

„Es schwitzt wie Speck an der Lampe — in zwei Stunden wird es davongelaufen sein.“

Die festen Schneeklumpen, welche das Estimoweib nie anders als in gefrorenem Zustande erblickt hatte, begannen sich in der That aufzulösen unter dem Einfluß einer Temperatur, wie sie bisher unerhört war. Tropfen auf Tropfen sickerte herab, und an der Seite zeigten sich bedenkliche Risse.

Erschrocken eilten beide ins Freie. Die Außenseite sah noch weit bedenklicher aus, förmliche Rinnen ergossen sich von der Höhe nach dem Boden, kein Zweifel, in wenigen Stunden würde von der so lange Zeit bewohnten, ihnen so traulich erscheinenden Hütte nicht so viel mehr übrig sein, um einen Schneeball daraus zu formen.

Aber was bedeutete dies gegen den Zustand der

gesamten Umgebung. Ein unheimliches Leben hatte sich der ewig starren Flächen und Berge rundumher bemächtigt. Überall rauschte und tropfte es, die tausendjährigen Gletscher stürzten in brausenden Wasserfällen von den Gipfeln zu Tale, die großen Eisebenen der Landschaft standen im Begriffe, sich in Flüsse und Seen zu verwandeln, an niedrigen Stellen sammelten sich bereits große Wassermassen, deren Steigen die ganze Gegend mit einer Überschwemmung bedrohte, wie sie seit der Sintflut nie wieder die Erde heimgesucht hatte.

Anak und Kalumah ahnten vorläufig noch nichts von diesem entsetzlichen Naturereignis: sie wußten zwar, daß Eis und Schnee über ihrer Tranlampe schmelze und ihnen das zum Trinken notwendige Wasser liefere, sie wußten auch, daß unter der meterdicken Eisedecke des Meeres Wasser sich befinde, aber von der Gefahr einer Überschwemmung hatte noch keine Erfahrung ihnen jemals erzählt.

Immer höher stieg die Königin des Tages, immer sengender, glühender, verzehrender trafen ihre Blicke die Eislandschaft. So hoch hatten Anak und Kalumah sie noch nie steigen sehen. Bis zur höchsten Stelle des Himmels klonn sie während der nächsten Stunden empor, senkrecht fielen ihre Strahlen herab, spizen Speeren gleich überall einschlagend, wohin sie sich richteten. Die beiden Eskimos hatten längst eines ihrer dicken Eisbären- und Robbenfelle nach dem anderen vom Leibe gerissen, Hitze und Angst trieben doppelten Schweiß aus ihrem sonst nur des Frierens gewohnten Körper. Entsetzt, staunend, jammernd betrachteten sie die Gegend umher, schon jetzt nicht mehr wiederzuerkennen, ein ganz neues, nie gekanntes Bild erblickten sie vor den bestremdeten Augen. Kahle, nackte Felsen

richteten ihre schwarzen Köpfe aus der schmelzenden Schneedecke empor. — immer weiter streckten sie die mächtigen Leiber aus den zerfließenden Hüllen. Der Boden war längst abgetaut, schwarz und sumpfig lag er vor ihren Blicken. Es war, als würde die Erde umher zum zweiten Male geschaffen, als käme sie ganz neu und fremd aus der Hand des Schöpfers hervor.

„Was soll jetzt aus uns werden?“ stöhnte Kalumah.

Anak fügte klagend hinzu: „Solche Hitze ertragen wir nicht — die Welt ist eine ungeheure Lampe geworden, deren ganzer Tran in Flammen geraten ist. O, wenn es doch wieder kalt werden wollte! Wie kann es ein vernünftiger Mensch in solcher Hitze aushalten!“

„Ich habe eine Ahnung, Mann, daß wir nie wieder Schnee sehen werden,“ jammerte das Weib.

„Und woyon sollen wir leben, wenn es keine Tiere mehr gibt? Tiere brauchen Kälte,“ murmelte er düster.

Die Tierwelt befand sich in sehr übler Lage. Wie wahnsinnig rannten Eisbären, Füchse, Wölfe durcheinander, alle Furcht vor den Menschen hatte sie verlassen. Die Tausende von Löwen, Krabbentauchern und anderen Vögeln schwärmten mit ohrzerrißendem Geschrei in dichten Schwärmen in der Luft umher, aller Instinkt, alles Orientierungsvermögen war offenbar von ihnen gewichen. Selbst die ungeschlachten, plumpköpfigen Walrosse legten eine fieberhafte Unruhe an den Tag, brüllend tauchten sie bald in das so ganz anders gewordene Wasser, bald krabbelten sie ans Ufer hinauf und suchten vergebens nach den gewohnten kühlen Ruheplätzen. Es war vorauszu sehen, daß in wenigen Tagen alles sterben würde — bis auf die Vögel, die sich bereits anschlachten, die wie von einem bösen Zauberer verhexte Heimat für immer zu verlassen.

„Glückliche Vögel — sie können fliegen!“ klagte Anat. „Irgendwo finden sie vielleicht einen lieblichen kalten Platz. Wer ihnen doch folgen könnte! Wir müssen hier elend zu Grunde gehen, Kalumah.“

„Nun, wenn die Tiere alle sterben, werden wir wenigstens genug zu essen haben.“

„Glaube das nicht. Du weißt doch, daß das Fleisch schon in der Wärme unserer Hütte nicht lange frisch bleibt. Diese Glut wird es in wenigen Tagen verderben. Wir werden verhungern müssen.“

Raum hatten sie noch Interesse für das Wunder umher — denn ein Wunder, ein erhabenes Wunder vollzog sich unter ihren Augen. Die beiden Eismenschen waren plötzlich aus der Nähe des Nordpols in die glühenden Gefilde des Äquators versetzt — wenige Tage genügte, die tausendjährigen Eis- und Schneemassen in schäumende, tosende Fluten umzuschaffen, vor deren Grimm sie sich erschrocken auf die Höhe der nahen Berge flüchteten.

Nach und nach verliefen sich aber die Wasserfluten, und bald darauf — welch entzückender Anblick! — kam es geheimnisvoll grün und farbig aus dem dunklen Boden, Hälmschen auf Hälmschen sproßte hervor, zusehends wuchsen die Pflanzen in der feuchtwarmen Atmosphäre, Wälder von Kräutern schossen empor, Haine von Blumen, wahre Prärien mit mannhohen Gräsern.

Wie jubelte Kalumah, als die ersten Blumen sich ihr boten. An die Lippen drückte sie die lieblichen Gebilde, in das struppige Bärenhaar ihres Mannes flocht sie dieselben zum Schmutz.

Nun gab es auch ein wenig Schatten unter dem Laube der Büsche, auch hatten sie sich schon bis zu einem gewissen Grade der veränderten Temperatur

angepaßt. Doch noch befanden sie sich weit von jeder Behaglichkeit, wenn sie auch zu leben hatten. Ein Teil der Tiere war verschont geblieben: auf die hohen Berge, die Stätten der ehemaligen Gletscher, waren sie geflüchtet. Dort oben suchte sie Anat, mit seinem Jagdspieß bewaffnet, und dort oben atmete er auf, da war die Luft so wonnig und angenehm, wenn auch nicht so herrlich kalt wie dereinst unten auf der Ebene.

„Hier will ich meine Hütte bauen,“ entschloß er sich. Er holte Kalumah herauf, und sie lebten auf den nun ebenfalls begrünten Hochflächen wenigstens erträglich. So lange blieben sie, bis sie in der Ferne einen gewaltigen Bergriesen entdeckten, dessen Gipfel mit Schnee bedeckt war. Zu dem kletterten sie mühsam empor und errichteten dort oben wieder ihre geliebte Schneehütte. Freilich gab es weniger Tiere hier oben und Pflanzen, die sie verspeisen konnten, erst recht nicht — trotzdem gefiel es ihnen besser als in der Tiefe, in die sie oft bewundernd und lächelnd hinabschauten, denn entzückend sah es jetzt dort aus. Jährlich ein paarmal gingen sie hinab in die Ebene. Und wenn sie dann — denn Jahre waren inzwischen vergangen und gigantische Bäume streckten weit die gewaltigen Äste — unter den mit prächtigen Goldfrüchten bedeckten Palmen dahinwanderten, so plauderten sie mit ihren sie begleitenden Kindern von der Herrlichkeit der Vergangenheit, wo die Welt noch schöner und beglückter war, wo Eis und Schnee Erde und Berge bedeckte, so weit das Auge nur zu reichen vermochte.

„Nur Mut, Geduld und Hoffnung, liebe Kinder!“ pflegte dann Vater Anat hinzuzusetzen. „Wenn ihr fleißig und brav seid und eure Pflicht erfüllt, so bleibt euch auch der Segen nicht aus, und der große Geist

im Himmel schickt euch zur Belohnung wieder einmal die gute alte Zeit, wo alle Gefilde weiß und gefroren waren, und wo es in unserer Hütte so kalt, so herrlich kalt war!“

Am Abend vor der Weltkatastrophe lag der berühmte Polarforscher Jens Erikfen mit seinem Begleiter Strusen frierend und schauernd im Schlaffack aus Bärenfellen. 43 Grad Kälte verzeichnete das Thermometer, und nicht einmal ein Zelt hatten die kühnen Reisenden über sich, auf dem bloßen, harten, kalten Eise lagen sie in der ewigen Finsternis, und in rauhen, mitleidlosen, durchdringenden Stößen fuhr der Wind über sie hin und schauerte bis aufs Mark in ihr Inneres hinein, denn selbst der Schutz einer Anhöhe oder auch nur eines Eiswalles war ihnen in dieser Einöde versagt.

Drei Jahre bereits waren sie unterwegs; erst mit einem Schiffe so weit als möglich nach Norden vordringend, setzten beide, ihre Gefährten verlassend, die Reise sodann auf Schlitten fort; aber auch die Eskimohunde starben einer nach dem anderen, und so schoben sie selber einen Schlitten mit den nötigsten Nahrungsmitteln vor sich her. Denn nichts konnte sie zurückhalten, nichts ihren Mut, ihr Vertrauen, ihre Entschlossenheit beugen. Erikfen hatte sich die große Aufgabe gestellt, den immer noch jungfräulichen Nordpol unter allen Umständen zu erreichen und lieber den Tod zu erleiden, als unverrichteter Sache in die Heimat zurückzukehren.

Nur noch wenige Tage trennten ihn von seinem Triumph.

Der 89. Breitengrad war überschritten — nur noch ein halber Grad war zurückzulegen, und der uner-

schrodene Forscher fühlte sich bereits sicher der Erreichung seines erhabenen Zieles.

Was bedeuteten dem gegenüber alle Anstrengungen, alle Unfälle, alle Leiden? Sein Name würde in den Sternen prangen — für die Ewigkeit eingetragen stehen in der Kulturgeschichte der Menschheit!

Seine Brust schwoll unter dem Einflusse einer so erhebenden, begeisterten Empfindung — und sein Genosse teilte seine Freude, seinen Jubel.

So plauderten sich beide trotz allen Ungemachs so glücklich in Schlaf, wie sie es nur immer daheim im warmen, behaglichen Zimmer am traulich knisternden Feuer zu tun vermocht hatten.

Da brach plötzlich, von beiden fast unbeachtet, das Weltbeben herein. Unruhig rüdten sie im Schlafe hin und her, der Untergrund, auf dem sie lagen, begann zu schmelzen. Beide erwachten fast gleichzeitig und sogen erstaunt eine milde, balsamische Lenzluft ein, so warm und erquickend, wie sie sich ihrer kaum aus der Heimat entfannen.

„Was ist das?“ rief Erikfen betroffen. „Ist es plötzlich Frühling geworden?“

„Hier oben? Unmöglich! Es kann sich nur um eine jählings eingetretene Wetteränderung handeln.“

„Wir müssen aufstehen. Der Boden sinkt uns unter dem Leibe dahin. Außerdem — dort geht die Sonne auf — was bedeutet denn das?“

„Die Sonne! Täuscht dich nicht ein Nordlicht?“

„Nein, nein — es ist die Sonne! Zwei Monate vor der Zeit.“

„Nur eine Weltkatastrophe vermag eine derartige Wandlung der Naturgesetze herbeizuführen. Die Achse unserer Erde muß plötzlich verrückt worden sein, oder die Erde doch ihre Stellung zu ihr geändert haben.“

„Das wäre! Und unser Nordpol?“

„Ich fürchte, er ist uns weit, weit entrückt worden. Wir sind im Hafen gescheitert, mein armer Freund!“

Je mehr der Tag vorschritt, desto mehr stellte sich die Richtigkeit dieser trübseligen Voraussetzung heraus. Das Wort Heraklits: „Alles fließt!“ ward hier zur Tatsache, und schon nach wenigen Stunden umgab eine tropische Temperatur die niedergeschlagenen Reisenden.

„Das Vergnügen, den Fuß auf den bisherigen Nordpol zu setzen, werden wir nun genießen,“ erklärte verzweifelt Erikfen. „Aber er wird eben nicht der Nordpol mehr sein, wenn es geschieht. Der befindet sich allem Anschein nach jetzt am Äquator. Das ist wahrlich ein Verhängnis. Nach so vielen Entbehrungen und Opfern!“

Traurig setzten die beiden Forscher ihre nunmehr sowohl des Zieles als des Erfolges beraubte Reise fort.

Der Negerhäuptling Biribiri erhob sich mit einer Verwünschung von seinem Tigerfell.

„Was fehlt dir, o Herr?“ erkundigte sich besorgt Manabamba, die erste seiner fünf Frauen, doch galt ihre Sorge weniger seinem als ihrem eigenen Wohlbefinden, denn der edle Wollkopf pflegte seine Frauen in jedem Falle großmütig zu Sündenböcken seines Zornes oder Unbehagens zu machen. Deshalb erhoben sich auch wie auf Kommando sogleich die anderen vier, als sie die Frage ihrer Gebieterin vernahmen, und eilten, sich zu ihrem und des gemeinsamen Gatten und Herrschers Verfügung zu stellen.

„Was mir fehlt?“ schrie der wütende Neger. „Wärme fehlt mir — kalt ist's hier, schauerhaft kalt! Warum hast du mir die Decke weggezogen, elende Sklavin?“

„Du selbst hast sie mir gestern abend an den Kopf

geworfen,“ stammelte Manabamba demütig. „Du sagtest, es sei ohnedies eine Hitze zum Gebratenwerden. Ich wollte dich wohl in Flammen aufgehen lassen, warfst du mir vor.“

„Albernes Geschwätz! Als ob ich hätte wissen können, daß es während der Nacht so kalt werden würde! Danke dem bösen Geist, daß ich jetzt zu müde bin, dir deinen Lohn auszuzahlen. Hüllt mich ein, ihr Teufelsweiber, und erinnert mich morgen früh an das, was ich euch schuldig bin!“

Sorgsam wickelten die zitternden Frauen ihren Tyrannen in die wärmsten Decken. Aber er erklärte, es sei immer noch nicht hinreichend, selbst als aller Vorrat von Fellen, Decken und sonstigen Zeugstoffen aufgebraucht war, fror er immer noch, und seine Wut grenzte allmählich an Raserei.

„Warum wird's denn nicht hell? Es müßte längst Tag sein! Wo steckt die Sonne? — Wo die Sonne steckt, will ich wissen!“ tobte er seine Oberfrau an. „Kannst du nicht antworten?“

„Ich — ich weiß es nicht!“

„Du weißt es nicht? Wart, ich will dich's lehren! Hinaus und sieh nach — marsch!“

Zitternd gehorchte Manabamba. Schon nach wenigen Augenblicken kehrte sie blaß und bestürzt zurück.

„Nun, wo ist sie?“

„Schredliche Dinge sind draußen vorgegangen. Es regnet Zucker vom Himmel!“

„Bist du verrückt geworden?“

„Ich rede die Wahrheit. Sieh, ich bringe dir eine Handvoll mit zum Beweis.“

Und an allen Gliedern bebend hielt sie ihm die mit einem weißen zuckerigen Pulver bedeckte tintenschwarze Hand hin.

Der Häuptling griff danach, zog aber seine Faust sogleich betroffen wieder zurück. „Das ist ja kalt,“ schäumte er. „Wie kannst du mich so zum Narren haben? Zucker soll das sein? Wasser ist's!“

„Aber eben noch war es Zucker.“

Biribiri begab sich nun selber ins Freie und überzeugte sich schauernd von der Wahrheit der erstaunlichen Mitteilung. In dichten Massen fiel das weiße Pulver auf die Erde. Und wie kalt es war — wie kalt und finster! Ein grimmiges Schütteln überlief seinen Leib, entsetzt stürmte er in die Hütte zurück und schrie: „Der böse Geist hat die Erde verhext. Lauf schnell hinüber zu unserem weißen Gast, er soll zu mir kommen und mir das Wunder erklären. Er muß wissen, was vorgeht. Schnell, sonst mach' ich dir Beine!“

Wenige Minuten später erschien der weiße Gast, ein belgischer Afrikaforscher namens Jaquemont, in der Tür der Behausung.

„Fremder, du bist so allwissend wie unsere Zauberer. Sag mir, was diese sonderbaren Erscheinungen bedeuten.“

Doktor Jaquemont zuckte die Achseln. „Ich gäbe selber was drum, wenn ich wüßte, was du von mir erfahren willst.“

„Wie? Du, der alle Vögel und Pflanzen mit Namen kennt, du kannst mir nicht Aufschluß geben, was das für ein merkwürdiges Zeug ist, das draußen vom Himmel fällt?“

„O doch — das ist Schnee.“

„Schnee? Was ist das? Kann man den essen?“

„Warum nicht? Wenn man ihn zu Wasser werden läßt, dann kocht und mit Zucker und Rum mischt, erhält man einen ausgezeichneten Grog.“

Das Wort weckte mildere Empfindungen in dem

Herzen des schwarzen Despoten. „Macht mir sofort den ganzen Topf voll davon, den mir die Weißen geschenkt haben!“ herrschte er seine Weiber an. „Das wird mich warm machen.“ Dann wandte er sich zu seinem Gaste zurück. „Wo steckt die Sonne? Warum geht sie nicht auf?“

„Ich fürchte, weil sie nicht kann,“ entgegnete der Belgier.

„Nicht — kann?“

„Sie ist einfach nicht da. Am Weltmechanismus muß irgend eine Schraube locker geworden sein.“

„So wird es immer so finster bleiben?“

„Ich fürchte es.“

„Und die Kälte?“

„Wird noch weit ärger werden. Paß nur auf, wie du schnattern wirst vor Frost. Fällt Bäume und tragt so viel Holz ein, wie ihr nur könnt. Das ist der beste Rat, den ich euch geben kann.“

Damit kehrte der Reisende in die Nachbarhütte zurück.

Hier traten ihm seine Gefährten, Doktor Schulze und der Botaniker Hendriks, mit lebhafter Bestürzung in den Mienen, entgegen.

„Es ist mir gelungen, die gegenwärtige Lage dieser Gegend aufzunehmen,“ rief aufgeregt Doktor Schulze. „Wenn meine Berechnung auch infolge der ungünstigen Verhältnisse nicht ganz genau sein mag, so dürfte sie doch ungefähr das Richtige treffen. Wissen Sie, Jaquemont, wo wir uns befinden?“

„Nun?“

„Am Nordpol! Der ganz genaue Punkt kann keine fünfzig Schritte von unserem Hause entfernt sein.“

„Wenigstens Glück im Unglück,“ versetzte Jaquemont. „Mit unserer Afrikaforschung ist's ohnedies

Effig, nun werden wir wenigstens die ersten sein, die den Fuß auf den Nordpol setzen.“

„Ich würde es für das beste halten, schleunigst aufzubrechen,“ riet der etwas zaghafte Botaniker.

„Daß wir Narren wären! Erst beobachten, was es zu beobachten gibt — dann ist's noch Zeit genug.“

„Wenn wir bis dahin nicht erfroren sind,“ brummte der Botaniker. „Wir sind für eine Tropenreise ausgerüstet, aber nicht für eine Polarexpedition.“

„Meinetwegen mag man mich hier als Eiszapfen wiederfinden. Die Gelegenheit faß' ich beim Schopfe. So gut wie uns wird's einem Forscher nicht alle Tage.“

„Auch nicht so kalt.“

„Bah — wir heizen außen mit Holz und innen mit Punsch. Unser schwarzer Hauswirt ist eben dabei, das Rezept anfertigen zu lassen.“

„Aber die dünnen Rohrwände dieser Hütte —“

„Wir bauen uns einen Schneepalast mit einem Observatorium. Übrigens sind es keine Rohrwände, sie scheinen vielmehr aus lauter Ungeziefen zu bestehen, und ich fühle eine wahrhaft teuflische Freude bei dem Gedanken, daß diese Tausende von Bestien allesamt elendiglich erfrieren müssen.“

„Verlohn'te sich wahrlich der Mühe, dem König Leopold den Kongostaat für so viele Millionen abzukaufen, nur um eine Eiseinöde als belgische Provinz zu besitzen!“ knurrte der Botaniker.

Jaquemont in seiner unverwundlich guten Laune begann sogleich alle Vorkehrungen für einen längeren Aufenthalt am neuen Nordpol zu treffen. Massen von Schnee wurden herangewälzt, ein Ofen gebaut, Wild erlegt. An letzterem war ja kein Mangel, die Tiere gebärdeten sich wie sinnlos und waren fast mit der Hand zu greifen.

„Und darum, daß es sich hält,“ scherzte der Belgier, „brauchen wir nicht in Sorge zu sein. Die ganze Natur ringsum bildet einen einzigen großen Eisschrank.“

Er hatte recht, sich fürs Bleiben zu entschließen. Einem Schauspiel; wie die drei Reisenden es während der nächsten Tage vor ihren Augen sich abspielen sahen, hatte wohl noch kein sterblicher Mensch beizuwohnen Gelegenheit gehabt. Die Umwandlung einer Äquatorlandschaft in eine Nordpolgegend! Auf ein Theater hätten sich die mutigen Forscher versetzt geglaubt, wenn sie nicht die unerbittliche Wirklichkeit des Vorgangs am eigenen Leibe verspürt hätten. Man denke: eine Winterlandschaft im Kongostaat: mit dickem Raufrost bis zu den himmelragenden Gipfeln bedeckte Palmen, Öl- und Affenbrotbäume, in Eis erstarrte Urwälder, Savannen mit dichtem Schneeteppich, der mächtige Kongostrom mit glitzerndem, durchsichtigem Eis bedeckt gleich dem Ob und Jenissei in den Schreckensgefiliden Sibiriens!

Die drei Europäer hatten sich bald Schnee- und Schlittschuhe, sowie verschiedene Schlitten hergestellt und unternahmen weite Streifzüge in das Innere des Landes. Der Anblick der Natur war überall wunderbar, nur die Menschen und Tiere befanden sich in einer bejammernswürdigen Verfassung, soweit sie nicht bereits zugrunde gegangen waren. So lehnte ein riesiger steifgefrorener, in ein weißes Eiskristallkleid gehüllter Elefant noch an seinem Schlafbaum. Ein prachtvoller Leopard lag langausgestreckt auf einem Ast, die gierige Zunge vorstreckend. Vögel mit prachtvолlem Gefieder klammerten sich noch im Tode an die tiefbeschnittenen Büsche. Wie ein stiller, in Finsternis getauchter Friedhof nahm sich das Ganze aus — und geradezu zu einem Märchen aus Tausend und einer Nacht gestaltete sich

das schimmernde Bild, wenn der Vollmond sein Licht über die starre, tote, glikernde Landschaft ausgoß.

Der Häuptling Biribiri lebte und wütete noch, dank der Unterstützung seiner weißen Gäste. In einem dem ihrigen ähnlichen Schneehaus hockte er am Feuer, fror, trank, schimpfte und mißhandelte seine armen Frauen, die immerfort Holz tragen und Grog bereiten mußten. Die Weißen hatten ihm versprochen, ihn, wenn sie das Land verließen, mit sich zu nehmen in wärmere Gegenden, und jeden Tag sandte er zu ihnen, um fragen zu lassen, ob man die Reise denn noch nicht antrete.

Eines Morgens kam er sogar in höchst eigener Person, in vier starke Wolldecken so dicht eingewickelt, daß nur die Augen ein wenig herausguckten. Die Füße steckten in einem Paar riesenhaften Wasserstiefeln, die ihm einmal ein Afrikaforscher zum Geschenk gemacht hatte.

„Geht es nun endlich fort?“ fragte er verdrießlich.

„Nein, noch nicht,“ entgegnete Jaquemont lächelnd. „Wir haben noch unsere Nordpolberechnungen fertigzustellen.“

„Immer noch nicht? Ich halte es vor Frost nicht mehr aus.“

„So komm mit auf die Rodelbahn, die wir uns angelegt haben, da wirst du hübsch warm.“

„Rodelbahn — was ist das?“

„Wirst schon sehen, alter Freund.“

Begleitet von seinen Frauen, folgte der Schwarze den Europäern nach der Rodelbahn. Doch erschrak er nicht wenig, als er seine Gäste wie der Blitz in den leichten Schlitten den steilen Abhang herabsausen sah. Er wollte durchaus keinen Versuch machen, und als man ihm immer wieder zuredete, mußten erst seine Damen der Reihe nach das Experiment unternehmen.

„Will erst sehen, ob man etwa den Hals dabei bricht,“ grinste er.

„Sehr galant!“ lachte Doktor Schulze. „Aus dem Grunde behältst du wohl deine Weiber jetzt bei dir, Biribiri? Sie sind deine Versuchsobjekte, he?“

„Deshalb nicht allein,“ erwiderte der Häuptling schmunzelnd.

„Warum denn sonst?“

„Die Lebensmittel werden jetzt knapp, da ist es doch gut, für alle Fälle auf Vorrat von frischem Fleisch zu halten.“

„Oho — du willst sie wohl vor Liebe auffressen?“

„Vor Liebe nicht gerade, aber schließlich vor Hunger,“ bestätigte der Häuptling. —

Drei Tage später begann endlich die mühevollste Wanderung. Auf Schneeschuhen, ihr kostbarstes Eigentum auf Schlitten vor sich her stoßend, durchquerten die Reisenden die Eisregionen des neuen Pols. Biribiri mußte ebenfalls seinen Schlitten schieben, worüber er nicht wenig zeterte und seufzte. Endlich erreichte man mildere Gegenden und schließlich einen Dampfer an der marokkanischen Küste, auf dem sich die kleine Gesellschaft einschiffte. Der schwarze Häuptling fror noch immer, sein Lieblingsplatz war der Kesselraum, er lehnte sich an die Maschine und sog, wenn der mächtige Ofen geöffnet wurde, die sengenden Feuerstrahlen ein wie ein Erstidender die frische Luft. So kam der Kapitän auf den Einfall, ihn selber als Heizer anzustellen — was sollte der Neger auch sonst anfangen, um seinen Unterhalt zu erwerben? Da seine Arbeit nur darin bestand, an der Feuerung zu stehen, Scheite und Kohlen einzuwerfen und zu schüren, so ging er bereitwillig auf den Antrag ein.

Jaquemont, der ihn eines Tages in seiner Hölle

befuchte, prallte zurück vor der ungeheuren Glut, die ihm entgegenströmte.

„Alle Wetter, Biribiri,“ rief er entsetzt, „kannst du es denn hier aushalten?“

„Ach, aushalten kann ich's schon,“ antwortete der Neger melancholisch, „aber so gemütlich wie im lieben alten Afrika ist's freilich noch lange nicht!“

Deutschland zählte zu den Ländern, welche bei dem durch das Weltbeben verursachten Klimatausch noch am besten weggekommen waren. Die Katastrophe versetzte es etwa in die Gegend des heutigen Argentinien, das bekanntlich ein recht angenehmes und gesundes Klima sein eigen nennt. Die Astronomen und Meteorologen standen erst der an Zauber grenzenden Verwandlung ratlos gegenüber — bald aber errieten sie die Ursache und stellten die Wirkung und die Wirkungen der Wirkung mit bekannter Gründlichkeit fest.

Mit erklärlicher Verblüffung las Herr Anton Huber in München eines Morgens in seiner Zeitung die unglückliche Nachricht von der stattgehabten Verschiebung und ihren Folgen.

„Denkt, was passiert ist,“ wandte er sich zu seiner um den Frühstückstisch sitzenden Familie. „Die ganze Erde ist aus ihrer Lage gerückt — wir Deutschen sind 1350 Meilen nach Süden gerutscht. Die ganze Welt ist in Aufregung. Die Engländer haben bereits ihre Kriegsschiffe nach allen Richtungen entsandt, um auf etwa verfügbar gewordenen Gebieten die englische Flagge zu hissen. Von New York gehen Sonderzüge überallhin, dann tragen große Vergnügungsdampfer die Passagiere bis an die Grenze der Eisregionen. Frankreich und Deutschland haben mehrere Gelehrte

zur Erforschung der eingetretenen Veränderungen ab-
geschickt.“

„1350 Meilen nach Süden gerutscht!“ rief Frau Huber mit erstaunter Miene. „Sollte man's für möglich halten! Das ist doch noch weiter als von München nach Frankfurt!“

„Zehnmal weiter, Mutter, zehnmal mindestens,“ belehrte sie der Hausherr nachdenklich.

„Ob denn da mein Bräutigam in Regensburg auch mitgerutscht ist?“ forschte die älteste Tochter besorgt. „Das wäre eine schöne Geschichte!“

„Unfinn, Regensburg ist noch ebenso weit von uns wie bisher,“ brummte Huber, noch immer grübelnd. Er hatte nur das Rutschen begriffen, aber der Zusammenhang blieb ihm so dunkel wie einem Stern-
gucker die Rückseite des Mondes.

Plötzlich sprang er tödlich erschrocken von seinem Stuhle auf. Sein behäbiges Gesicht war totenblaß.

„Vater, was ist dir denn nur? Ist dir nicht gut?“ fragte seine Gattin bestürzt.

„Laß nur, laß —“

„Wo willst denn hin so in Eil?“

„Ich muß sehen, ob 's — o b 's H o f b r ä u h a u s noch da ist,“ erklärte Herr Huber aufgeregt. Den Rock anziehen, in die Stiefel fahren, den Hut aufstülpen, war das Werk weniger Sekunden. Dann rannte er davon.

Erst nach zwei Stunden kam er wieder, den Hut etwas schief in die Stirn gedrückt, ein verklärtes Lächeln auf den Lippen.

„Es steht noch!“ rief er schon von weitem, worauf Frau Huber in ihrer gemächlichen, trockenen Weise mit gutmütigem Lächeln entgegnete: „Das merkt man!“





Die Milchversorgung der Großstädte.

Von H. Wolfram.

Mit 7 Bildern.

(Nachdruck verboten.)

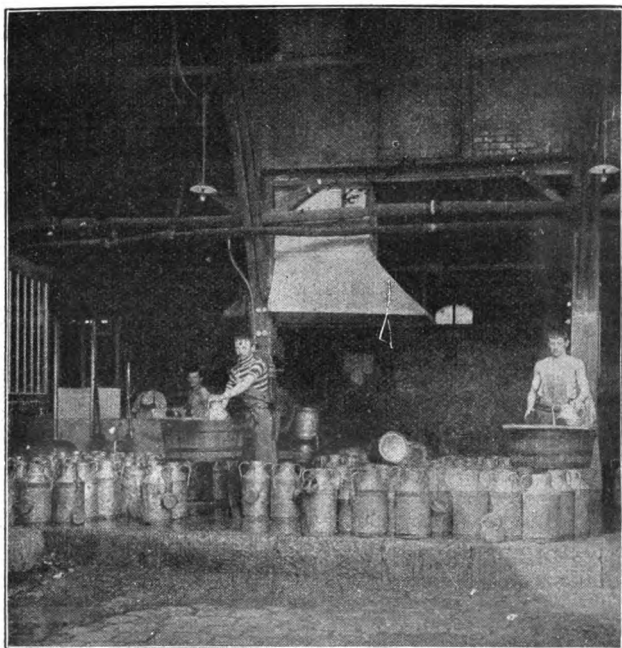
Seitdem mit der beständig fortschreitenden Erkenntnis der Krankheitsursachen die Hygiene zu einer von den bedeutendsten Geistern gepflegten und unablässig vertieften Wissenschaft geworden ist, und seitdem man gelernt hat, einzusehen, daß es um vieles leichter ist, Krankheiten zu verhüten, als sie zu heilen, ist der Frage der zweckmäßigsten Milchversorgung volkreicher Städte in allen Kulturländern eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet worden. Ist doch die Beschaffenheit dieses für die Säuglingspflege so unentbehrlichen Nahrungsmittels von größerer Bedeutung für die Volksgesundheit als die irgend eines anderen Nährstoffes, und kennt man doch zur Genüge die schweren Gefahren, die für das nachwachsende Geschlecht mit einer mangelhaften Kontrolle der in den Verkehr gebrachten Kuhmilch verbunden sind.

Die erfreuliche Verminderung der Säuglingssterblichkeit, die sich während des letzten Jahrzehnts in den meisten europäischen Großstädten feststellen ließ, ist ohne allen Zweifel in erster Linie auf die erfolgreichen Bemühungen zurückzuführen, den wahrhaft haarsträubenden Mißständen, die bis dahin gerade im Milchhandel geherrscht hatten, durch energische Maßregeln

ein Ende zu machen, und die erschreckenden Sterblichkeitsziffern, die im Gegensatz zu der hier beobachteten Erscheinung das jüngste Lebensalter in den großen Städten der Vereinigten Staaten, dem gelobten Lande aller Nahrungsmittelfälscher, aufzuweisen hat, bilden einen weiteren Beleg für die unbedingte Notwendigkeit zweckentsprechender und mit der nötigen Strenge durchgeführter Schutzmaßregeln gegen den Verkauf verfälschter und verunreinigter Milch. Denn in Amerika fehlt es nahezu vollständig an gesetzlichen Bestimmungen gegen die „Milchpanscher“ und an einer ausreichenden polizeilichen Überwachung des Handels mit dem wichtigsten aller Nahrungsmittel.

Daß namentlich die kleineren Milchproduzenten auch bei uns diese Bestimmungen und diese Beaufsichtigung vielfach noch als eine höchst unangenehme Belästigung empfinden, kann angesichts der „idyllischen“ Zustände, die auf diesem Gebiete früher die Regel bildeten, nicht gerade wundernehmen. Für die Landleute in der unmittelbaren Umgebung der Großstädte waren es unzweifelhaft schönere Zeiten, als sie ihre im urwüchsig angelegten Kuhstall ohne mühevollen Aufwand einer besonderen Reinlichkeit gewonnene Milch in oberflächlich gesäuberten Gefäßen dem gut zahlenden Konsumenten ins Haus liefern konnten, ohne irgendwelche peinliche Untersuchung ihrer Ware auf den Rahmgehalt oder auf den begreiflicherweise sehr beliebten Wasserzusatz befürchten zu müssen. So erinnert sich der Schreiber dieser Zeilen mit einer Anwandlung gelinden Grauens der noch vor etwa zwanzig Jahren als ganz unbedenklich erachteten Gepflogenheit hamburgischer „Milchleute“, ihre Ware in offenen Kübeln und Eimern durch die staubigen Straßen der Hansestadt zu fahren oder zu tragen und während der Abwicklung ihrer Ge-

schäfte im Innern der Häuser einen Teil dieser Gefäße unbeaufsichtigt draußen stehen zu lassen, jeder Verunreinigung durch Gassenschmutz oder gelegentlich sogar durch genäschige Vierfüßler preisgegeben. Gegen der-

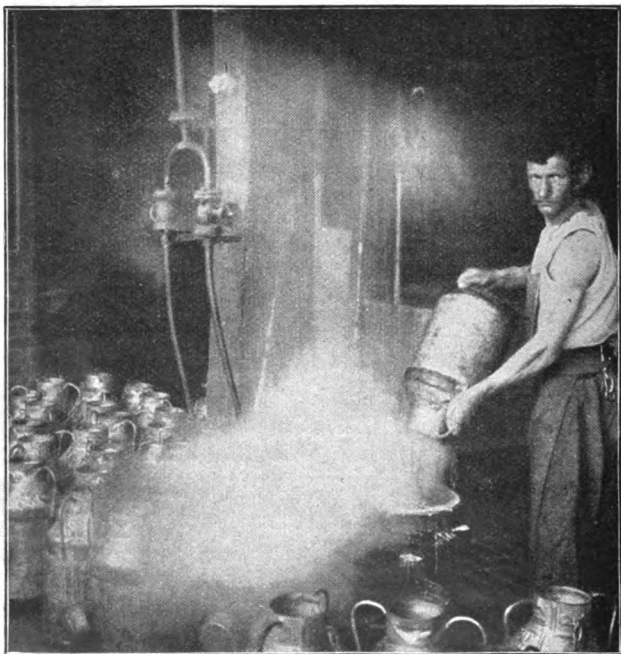


Das Spülen und Bürsten der Milchkannen.

artige Angeheuerlichkeiten ist der Abnehmer heutzutage auch dann hinlänglich geschützt, wenn er seinen Milchbedarf direkt von dem kleinen ländlichen Produzenten bezieht, denn es bestehen fast überall Vorschriften hinsichtlich der Beschaffenheit und der Reinhaltung der Transportgefäße. Und gar das „Tausen“ der Milch

durch mehr oder weniger ausgiebigen Wasserzusaß hat allerorten aufgehört, ein strafloses Bereicherungsmittel zu sein.

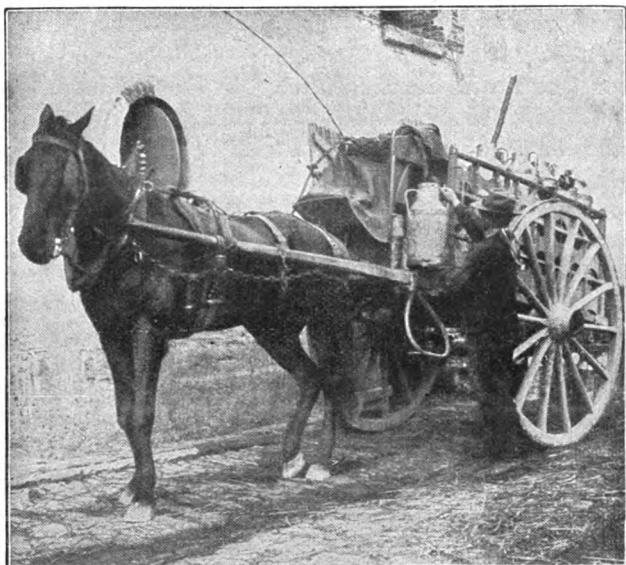
Troßdem ist aus Gründen verschiedenster Art in



Reinigung der Kannen durch einen Dampfstrahl.

den Großstädten der direkte Handelsverkehr zwischen dem Produzenten und dem Verbraucher mehr und mehr in der Abnahme begriffen, und an seine Stelle ist der durch große Meiereibetriebe bewirkte Zwischenhandel getreten, der für beide Teile, namentlich aber für den Konsumenten, mancherlei sehr hoch anzuschla-

gende Vorteile bietet. Denn in ungleich höherem Maße als bei einem Bezuge von dem kleinen Landwirt ist ihm hier die Gewähr für eine tadellose, gleichmäßige und allen hygienischen Anforderungen entsprechende Beschaffenheit der Milch geboten. Ein Blick in die



Ein zum Einsammeln der Milch von den Produzenten bestimmter Wagen.

Eigenart dieser Betriebe, die in allen größeren europäischen Staaten ungefähr die gleiche ist, wird am ehesten geeignet sein, den Leser von der Richtigkeit dieser Behauptung zu überzeugen.

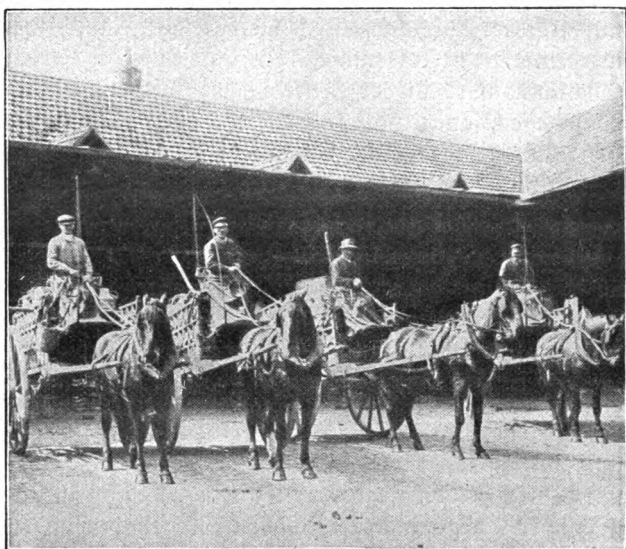
Da in derartigen Meiereibetrieben von der Haltung eigener Milchkühe zumeist gänzlich abgesehen wird, muß bei der Wahl des Ortes, an dem sie errichtet werden,

von vornherein auf die Möglichkeit Bedacht genommen werden, den Bedarf an frischer Milch bei den Produzenten eines nicht zu groß bemessenen Umkreises decken zu können. Mit diesen Produzenten werden dann in der Regel feste Lieferungsverträge geschlossen, die sie zugleich zur strengsten Beobachtung aller für die Erzeugung einer gesunden und einwandfreien Milch geltenden Regeln und Vorschriften verpflichten. Obgleich die Frage der Übertragbarkeit der Rindertuberkulose auf den Menschen noch immer nicht entschieden ist, muß doch auf die Ausschaltung aller zweifellos perlsüchtigen oder auch nur tuberkuloseverdächtigen Kühe gesehen werden, und die größeren Meiereibetriebe pflegen darum eigene Tierärzte zu besolden, deren Aufgabe es ist, den Viehstand der Produzenten in kurzen Zwischenräumen auf seine gesundheitliche Beschaffenheit zu untersuchen.

Eine weitere Forderung, die an die Lieferanten gestellt wird, ist die der äußersten Reinlichkeit bei der Gewinnung und ersten Behandlung der für die Meierei bereitzuhaltenden Milch. Von größter Bedeutung ist dafür natürlich die peinliche Sauberkeit der Transportgefäße, die den Produzenten täglich im Umtausch gegen die gefüllten Behälter von der Zentralstelle geliefert werden. Ihrer regelmäßigen und gründlichen Reinigung wird in der Meierei darum eine ganz besondere Sorgfalt zugewendet. Eine Anzahl von Leuten ist tagaus, tagein mit keiner anderen Arbeit beschäftigt als mit der Säuberung dieser Sammeltannen, die gewöhnlich aus gutverzinnem Eisenblech hergestellt, mit einem nahezu luftdicht schließenden Deckel versehen und für die Aufnahme von je zwanzig Liter Milch eingerichtet sind.

Die Reinigung geschieht in der Weise, daß die

Rannen zunächst mit heißem Wasser wiederholt ausgespült und dann unter möglichstem Kraftaufwand energisch gebürstet werden, um alle auf dem Boden oder an den Innenwänden haftengebliebenen Teilchen des vormaligen Inhalts zu entfernen. Dann werden



Fertig zur Abfahrt.

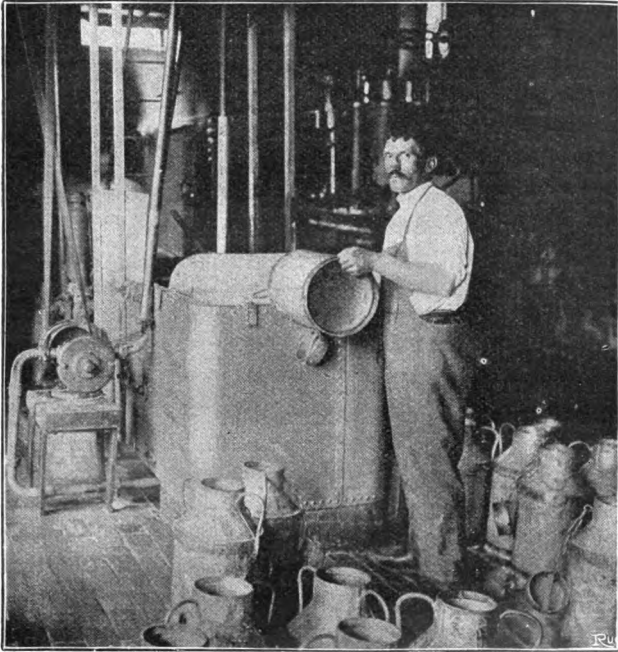
die umgestülpten Gefäße, wie aus unserer zweiten Abbildung ersichtlich, einem auf das Innere einwirkenden Dampfstrahl ausgesetzt, der unter starkem Druck einem mit enger Auslaßöffnung versehenen Rohr entströmt, und der nicht nur eine säubernde, sondern wegen seiner hohen Temperatur auch eine keimtötende Wirkung übt. Eine Nachspülung mit kaltem Wasser und eine Aufstellung der Rannen, die ein vollständiges Abtropfen der darin zurückgebliebenen Flüssigkeit ermöglicht, bildet

den Beschluß der zeitraubenden, aber für eine gute Erhaltung der Milch ganz unerläßlichen Prozedur.

Die trocken gewordenen und geschlossenen Rannen werden dann auf Wagen verladen und — den Melkzeiten entsprechend — zwei- oder dreimal täglich den Produzenten zugeführt, um dort gegen die inzwischen mit frischer Milch gefüllten Gefäße ausgetauscht zu werden. Die vertragsmäßige Richtigkeit des gelieferten Quantums wird in der Meierei gewöhnlich nicht durch Nachmessen, sondern durch das zuverlässigere Abwiegen der Rannen festgestellt. Außerdem aber wird in gut-geleiteten Betrieben täglich jede einzelne Lieferung durch ein ebenso einfaches wie sinnreiches Verfahren auch auf ihre Qualität nachgeprüft, da es nur auf diese Weise möglich ist, den Konsumenten die Lieferung einer Milch von immer gleichem Rahmgehalt zu verbürgen. Die unmittelbar nach der Einbringung der Milch entnommenen Proben werden in kleine, mit einer Skala versehene Glasröhren gebracht und mittels einer besonderen Vorrichtung, deren ausführliche Beschreibung hier zu weit führen würde, dem Mechanismus einer Zentrifuge derart eingefügt, daß sie in allmählicher Steigerung zuletzt bis zu 1200 Umdrehungen in der Minute mitmachen müssen. Nach Verlauf von etwa drei Viertelstunden ist der in der Probe enthalten gewesene Rahm vollständig ausgeschieden, und der Fettgehalt der Milch kann einfach von der Skala des Glasröhrchens abgelesen werden.

Je nach diesem Gehalt bestimmt sich nun das Verhältnis, in welchem die verschiedenen Milchsorten für die nachfolgende Pasteurisierung in großen metallenen Kesseln miteinander vermengt werden müssen, um eine Einheit im vorschriftsmäßigen Rahmgehalt zu ergeben.

Das nach dem bekannten französischen Gelehrten Pasteur benannte Verfahren ist jetzt allgemein an die Stelle der früher üblichen getreten, die dazu bestimmt waren, der Milch die für eine Versendung auf größere



Das Mischen der gesammelten Milch.

Entfernungen unerläßliche Haltbarkeit und Widerstandsfähigkeit zu verleihen. Denn wenn diese Konservierungsmethoden, die meist aus der Beimischung antiseptisch wirkender Substanzen, wie Salizyl- oder Bor säure, bestanden, auch an und für sich geeignet waren, den beabsichtigten Zweck zu erfüllen, so waren sie doch für

die Bekömmlichkeit der Milch keineswegs ohne Belang und machten sie namentlich zur Säuglingsernährung ganz unbrauchbar. Die vielfach übliche Erwärmung im Wasserbade aber erwies sich oft als unzulänglich, da die erforderliche hohe Temperatur auf solche Art nur schwer erreicht werden konnte.

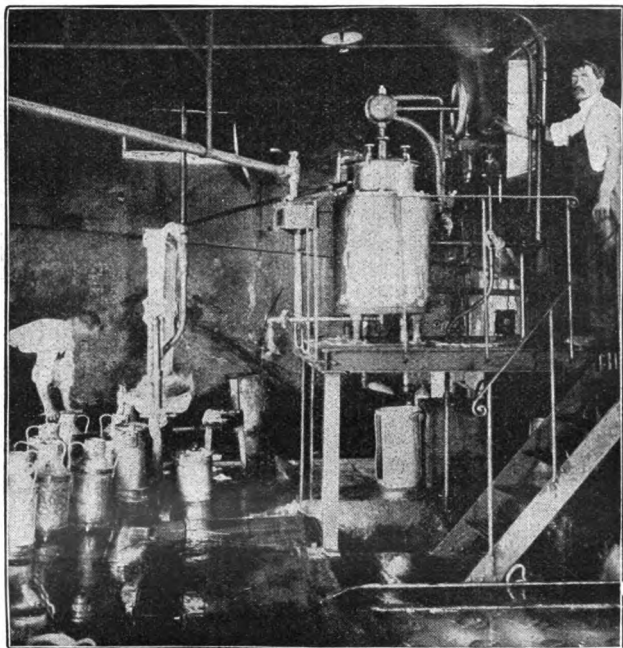
Zum Zwecke der Pasteurisierung wird die Milch in einen mit einer Rührvorrichtung versehenen Metallzylinder gebracht, der sich im Inneren eines zweiten, größeren Behälters befindet. In den zwischen den Wandungen beider Gefäße befindlichen Hohlraum wird sodann ein Strom hochgradig erhitzten Wasserdampfes eingelassen, der durch ein am Boden des äußeren Zylinders angebrachtes Rohr entweichen kann. Die durch maschinelle Mittel in Bewegung gesetzte Rührvorrichtung verhindert ein Anbrennen der Milch, und die in einem solchen Pasteurisierungsapparat erzielte Erwärmung ist ausreichend, um die Milch für mehrere Tage haltbar und damit zur Versendung auf größere Entfernungen geeignet zu machen.

Die Abkühlung der pasteurisierten Milch erfolgt ebenfalls in einem besonderen, auf unserer letzten Abbildung veranschaulichten Apparat von sehr einfacher Konstruktion. Er besteht aus zwei Wellblechwänden, zwischen denen beständig ein Strom eiskalten Wassers läuft, und über welche die heiße Milch herabtropft, um unten in einem Behälter gesammelt zu werden, aus dem sie mittels verschiedener Messinghähne in die Versandgefäße eingelassen wird.

Die durch die Pasteurisierung erzielte Haltbarkeit ist indessen eine immerhin ziemlich engbegrenzte, und eine Gewähr für die Vernichtung aller etwa in der Milch enthaltenen Krankheitskeime ist damit nicht gegeben. Um einer solchen unbedingt gewiß zu sein,

muß man die Milch einem Sterilisierungsverfahren unterwerfen.

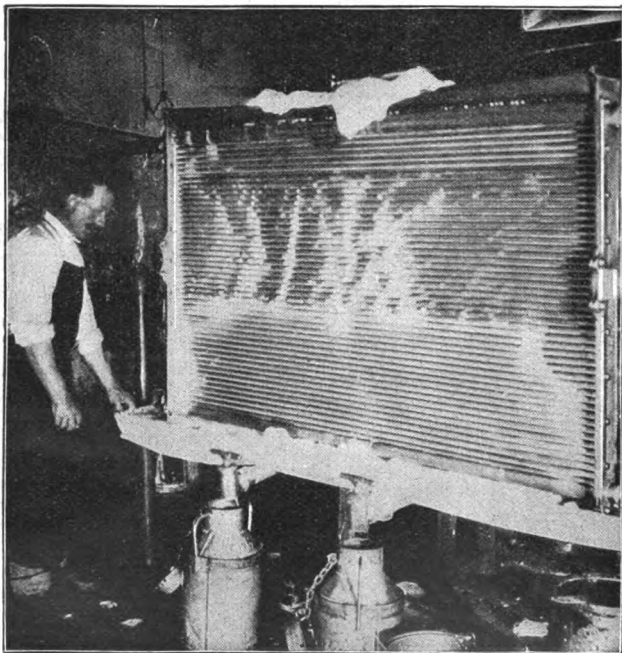
In den großen Meiereien wird die Milch zum Zweck



Das Pasteurisieren.

des Sterilisierens in enghalsige, mit einem durchbohrten Kautschukstöpsel versehene Flaschen gefüllt, im Wasserbade zunächst fünf Minuten lang und dann, nachdem ein Glasröhrchen in das Loch des Stöpsels eingeführt worden ist, noch weitere fünfzig Minuten lang gekocht. So behandelte Milch ist wochenlang haltbar und wird in den luftdicht verschlossenen Flaschen direkt an die Konsumenten verschickt, um für die Ernährung von

Säuglingen oder Rekonvaleszenten Verwendung zu finden. Eine Ansteckung des Kindes durch Krankheitskeime ist ausgeschlossen, vorausgesetzt, daß auch der



Das Abkühlen der pasteurisierten Milch.

Saugpfropfen durch eine geeignete Behandlung immer keimfrei erhalten wird.

Allerdings werden in der ärztlichen Welt neuerdings immer häufiger Stimmen laut, die der sterilisierten Milch nicht mehr den gleichen Nährwert und dieselbe Verdaulichkeit zuerkennen wollen wie derjenigen, die einer solchen Behandlung nicht unterworfen worden ist, und es sind darum während der letzten Jahre in

den meisten Großstädten Meiereibetriebe eingerichtet worden, die in der Lage sind, die gewonnene Milch unter Fortfall aller Konservierungsprozeduren unmittelbar an den Konsumenten abzugeben.

Naturgemäß aber ist dieser Betrieb ein äußerst kostspieliger, denn die Unterbringung und Verpflegung des Milchviehs, sowie der durch die unzumutbaren Lebensbedingungen gebotene häufige Erſatz deſſelben durch neue Exemplare macht ungleich höhere Aufwendungen nötig, als es bei den ländlichen Produzenten der Fall iſt. Der Verkaufspreis ſolcher Milch beträgt denn auch in der Regel das Doppelte oder gar das Dreifache deſ von den großen Meiereien geforderten, und nur begüterte Eltern können ihren die Mutterbrust entbehrenden Säuglingen die Wohlthat einer ſolchen, allerdings bei weitem den Vorzug verdienenden Ernährung zuteil werden laſſen.





Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Wie Fürsten betrogen werden. — Die Gattin des Zaren Nikolaus I., eine Schwester des Kaisers Wilhelm I., kam eines Tages nach Mostau und ging in ein großes Geschäft, um Einkäufe zu machen. Die Kaiserin blieb mit ihrem Gefolge stundenlang in dem Geschäft, suchte Waren aus und ließ sich immer wieder neue Sachen vorlegen. Abseits stand ein Mann, der ununterbrochen Notizen machte. Das Gefolge der Kaiserin glaubte, es sei ein Angestellter des Geschäfts, welcher die Liste der gekauften Gegenstände aufstellte, und der Geschäftsinhaber nahm an, es sei ein Sekretär aus der Umgebung der Kaiserin, der sich zu dem erwähnten Zwecke in der Nähe der Kaiserin aufhalte. Der Geschäftsinhaber und sein Personal waren infolgedessen sehr höflich gegen den Mann und sagten ihm selbst die gekauften Gegenstände an.

Am nächsten Tage wurde dem Hofmarschall der Kaiserin die Rechnung des Geschäfts über die gekauften Gegenstände vorgelegt, und die Rechnung wurde bezahlt. Am folgenden Tage aber kam diese Rechnung noch einmal, und es stellte sich heraus, daß die zweite Rechnung die richtige war. Die erste stammte von einem Gauner, von demselben Manne, der so eifrig die Liste der gekauften Gegenstände angefertigt hatte.

Die Kaiserin war außer sich über den unerhörten Betrug, Kaiser Nikolaus aber lachte und sagte: „Bezahle und vergiß nicht, daß es überall Gauner gibt, die das Betrügen vortrefflich verstehen.“ —

Im Jahre 1888 hat sich ein sehr komischer Vorfall in einer Stadt Südungarns abgespielt. Erzherzog Karl Ludwig war damals Leiter der Veranstaltungen des Roten Kreuzes in Österreich. In jener Stadt hatte nun ein hoher Würdenträger

angeblich sehr viel für das Rote Kreuz getan, in Wirklichkeit hatte er aber nur einen Verein unter diesem Namen gegründet. Plötzlich meldete sich Erzherzog Karl Ludwig zur Besichtigung der Anstalten des Roten Kreuzes in jener Stadt an. Der Verein und sein Leiter wollten natürlich nicht blamiert dastehen und „heuchelten“ ein Hospital. Sie richteten ein leerstehendes Haus als Krankenhaus ein, entnahmen das Mobiliar den vorhandenen Krankenhäusern, zum Teil auch Privatwohnungen und mieteten schließlich einige „Kranke“, die sich in die Betten zu legen hatten. Der Erzherzog kam, besichtigte das Spital, freute sich außerordentlich, sprach mit den Kranken und fuhr dann wieder fort. Zwei Stunden darauf war das Hospital wieder beseitigt. Nur mit einem „Kranken“, dem es darin sehr gut gefiel und der dort bleiben wollte, hatte man Umständlichkeiten, indem man ihn mit Gewalt aus dem „Hospital“ hinauswerfen mußte. —

Mit der Aufdeckung einer angeblichen Verschwörung ist es einem Spanier in Barcelona gelungen, dem türkischen Herrscher viertausend Franken abzuschwindeln. Der Sultan war von Leuten umgeben, die ihn absichtlich fortwährend mit Nachrichten von angeblichen Verschwörungen gegen sein Leben ängstigten. Ein Gauner aus Barcelona benützte diesen Umstand, schrieb einen dringenden Brief an den Sultan, in dem er mitteilte, er habe eine große Verschwörung gegen das Leben des Sultans entdeckt und wolle sofort nach Konstantinopel kommen, um über alles zu berichten, wenn man ihm viertausend Franken Vorschuß auf die Reisekosten gebe. Der türkische Generalkonsul in Barcelona wurde angewiesen, das Geld auszuzahlen, und von dem Spanier hörte man nichts weiter mehr. —

Im November 1906 ist ein Betrug gegen den greisen Kaiser Franz Joseph von Österreich verübt worden, der an Frechheit seinesgleichen sucht. Der Kaiser, der bekanntlich gleichzeitig König von Ungarn ist, hielt sich in der Budapester Hofburg auf und machte in den Morgenstunden einen Spaziergang. Plötzlich sah er vor sich zwei weißköpfige und weißbärtige Männer in dem Anzug, wie ihn früher die Honveds (Landwehr) getragen hatten. Der Kaiser fragte die Leute nach ihrem Begehr, und

unter Tränen erzählten sie, es ginge ihnen so schlecht, daß sie samt ihren Familien Hunger leiden müßten. Sie überreichten gleichzeitig eine Bittschrift. Der Kaiser schrieb auf die Rückseite mit Bleistift: „Zwölfhundert Kronen sind sofort zu zahlen,“ und schickte den Adjutanten damit nach der Hofkasse, damit er das Geld hole. Der Monarch unterhielt sich unterdessen mit den beiden alten Kriegern, und als der Adjutant mit dem Gelde kam, übergab es der Kaiser den beiden Alten, die sich unter Dankestränen entfernten. Als sie aber den Garten verlassen wollten, hielt man sie an. Die Polizei wurde herbeigerufen, und man entdeckte, daß die greisen Krieger falsche Bärte trugen. Als man ihnen diese abnahm, sah man auch, daß sie weiße Perücken aufgesetzt hatten, und schließlich stellte es sich heraus, daß die beiden angeblichen alten Krieger zwei berüchtigte Gauner waren. —

Im Jahre 1885 befand sich der jetzige König von England als Prinz von Wales in Paris und besuchte das Eden-theater. Er trat mit zwei Bekannten an das Büfett und ließ drei Rognats bringen. Als es zur Bezahlung kam, verlangte die Büfett-dame für jeden Rognat fünf Franken. Der Prinz war empört über diese Prellerei und weigerte sich zu zahlen. Darauf nahm die resolute Büfett-dame dem Prinzen seinen Stod mit goldener Krücke fort und erklärte, sie würde ihn nicht eher herausgeben, bis das Geld bezahlt sei. Um weiteres Aufsehen zu vermeiden, mußte der Prinz bezahlen und erhielt seinen Stod wieder.

Geschidter zog sich König Leopold II. von Belgien im September 1902 aus einer ähnlichen Affäre. In der Sommerfrische Luchon ließ er sich bei einem Friseur den Bart stutzen. Der König glaubte nicht erkannt worden zu sein. Der Barbier aber wußte wohl, wen er vor sich hatte, und verlangte für die kleine Arbeit zwanzig Franken.

Der König zog ein neues belgisches Zweifrankenstück aus der Tasche und sagte: „Ich bezahle immer reichlich. Hier sind zwei Franken, das ist mehr als genügend. Es ist ein ganz neues Geldstück, und Sie können sich den Bart auf dem Geldstück immer genau ansehen, den Sie mir gestutzt haben.“

Der Friseur nahm das Geld und sagte kein Wort weiter. Am nächsten Tage aber befestigte er über seinem Laden ein Schild mit der Aufschrift „Hoffriseur des Königs von Belgien“.

Auf ähnliche gewaltfame Weise verschaffte sich im Jahre 1899 ein englischer Pfandleiher den Hoflieferantentitel, den man ihm für schweres Geld wieder ablaufen mußte. Es besteht nämlich in England ein Gesetz, wonach jeder Geschäftsmann, der für ein Mitglied der Königsfamilie etwas geliefert hat, Anspruch auf den Titel „Hoflieferant“ hat. Einer der jüngeren Prinzen des königlichen Hauses war in lustige Gesellschaft geraten, hatte gespielt und war in solche Geldverlegenheit gekommen, daß er sich zu dem Pfandleiher begab und dort ein paar Brillantringe verpfandete. Schon am nächsten Tage brachte der Pfandleiher ein Schild an mit der Aufschrift „Hofpfandleiher Seiner Königlichen Hoheit des Herzogs von K.“. Der Standal war außerordentlich groß, und besonders die alte Königin Viktoria über den Vorfall aufs höchste entrüstet. Der Pfandleiher bestand aber auf seinem Schein, und nur gegen Zahlung einer großen Summe entschloß er sich endlich, das unangenehme Schild, das viel Heiterkeit bei allen Vorüberkommenden erweckte, wieder zu entfernen. —

In früheren Zeiten liebte es der König Georg von Griechenland, Spaziergänge an einsamen Orten zu unternehmen. Eines Tages begegnete er fünf Offizieren, welche ihm klagten, sie seien bei der Beförderung wiederholt übergangen worden und dadurch in ihren Verhältnissen sehr zurückgekommen. Sie baten den König um eine Unterstützung. Der König forderte die Leute auf, mit ihm nach dem Schloß zu kommen, damit er dort ihre Personalien aufnehmen lassen könne. Das wollten die fünf Offiziere aber nicht, sie wurden vielmehr sehr zudringlich, und es war ein wahres Glück für den König, daß zufällig eine starke Infanteriepatrouille vorübermarschiert kam, die er anrief, und welche die fünf Offiziere verhaftete. Es stellte sich heraus, daß die angeblichen Offiziere verkleidete Straßenräuber waren, die natürlich auch vor einem Gewaltakt gegen den König nicht zurückgeschreckt wären.

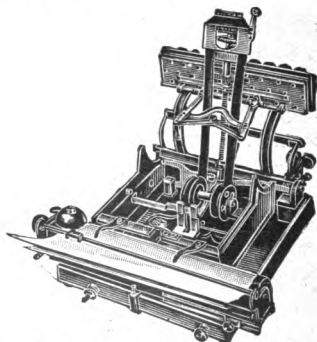
A. O. R.

Neue Erfindungen. I. Eine Volksschreibmaschine. — Die Phönixschreibmaschine scheint berufen zu sein, eine große Lücke auf dem Schreibmaschinenmarke auszufüllen



Die Volksschreibmaschine „Phönix“.

und dem großen Bedürfnisse nach einer Volksschreibmaschine abzuhelpfen. Das Rätsel, welches uns der geringe Preis von nur 95 Mark bei der Betrachtung der Ausführung und Leistung der Maschine aufgibt, wird gelöst durch eine gänzlich neue geniale Erfindung. Die Praxis hat die ganz bestimmte Forderung aufgestellt, daß eine wirklich verwendbare Gebrauchsschreibmaschine vor allem eine Klaviatur erfordert, auf welcher der Schreibende, mit beiden Händen die Tasten anschlagend, schreibt. Dieser Anforderung kommt die Phönixschreibmaschine der Firma Maschinenfabrik Merkur in Berlin, Charlottenstraße 21, nach. Der geringe Preis ist nicht auf Kosten der Leistungsfähigkeit oder der Stabilität, sondern dadurch ermöglicht worden, daß die Maschine aus etwa 70 Prozent weniger Teilen besteht als andere große und schwere Maschinen. Sie besitzt drei Reihen Klaviaturknöpfe, welche durch einfachen Druck in üblicher Weise 84 Schriftzeichen herstellen. Die Einstellung des Typenzylinders wird durch die Bewegung einer Schlittenplatte



Das Innere der Phönixmaschine.

veranlaßt, deren Hub durch den jeweiligen Eingriff der Lastenstifte in den Schlitten begrenzt wird. Diese Einstellungsrichtung macht das empfindliche Lastenhebelwerk mit seinen Gelenkstücken überflüssig. Die Maschine hat Universalastatur und weicht im allgemeinen in der Bedienung von den bekannten großen Maschinen nicht ab, sie besitzt aber noch den Vorteil, daß der Mechanismus mit einem Handgriff geöffnet, das heißt aufgeklappt werden kann. Hierdurch wird die Reinigung, die Kontrolle, das Ölen und das Einziehen von neuen Farbbändern ungemein erleichtert. Die größten Papierformate sind zulässig, und sechs Durchschläge können bequem erzielt werden.

II. Heißwasserma-
schine für Kaffee. —
Wenn am Familientische
alt und jung sein Frühstück
cinnimmt, so gehört dazu
auch ein trauliches Etwas,
eine gemüthliche Stimmung,
ein sauber gedeckter Tisch,
weiße Servietten, blanke Teller,
Messer und Löffel und dazu
das leise singende, zischende
Geräusch der Tee- oder
Kaffeemaschine. Erhöht wird



Heißwassermaschine für Kaffee.

diese Stimmung durch die mehr oder minder künstlerische Ausstattung der einzelnen Tafelgeräte. Denn es steht wohl fest, daß zum Beispiel eine nüchterne blank glasierte weiße Porzellankanne lange nicht so anheimelnd und gemüthlich wirkt wie

eine Kaffeemaschine aus Metall, vorausgesetzt, daß diese auch wirklich künstlerisch ausgeführt ist. Kunstwerke sind jedoch teuer — so denkt die sparsame Hausfrau. Es war bisher auch so, doch heute nicht mehr, besonders wenn es anerkannt erste Firmen unternehmen, derartige praktische Hausgeräte in künstlerischer Ausstattung auch billig herzustellen. Unsere Abbildung einer Heißwassermaschine für Kaffee der Firma Ostar Sonnenschein in Chemnitz in Sachsen, Bede: Straße 15 und 16, beweist dies. Das Unterteil dieser sehr eleganten Maschine besteht aus gehämmertem Kupfer, wogegen das Oberteil in Mattkupfer gehalten ist. Brenner und Behälter sind zusammengearbeitet, der Fuß ist aus Messing hergestellt, ebenso der Hahn, während der Hentel, der Wärmeentwicklung wegen, mit Bastrohr umwunden ist; die Verzierungen entsprechen dem Empirestile. In ähnlicher Art ist auch der Spiritusbehälter mit Brenner konstruiert, und die ganze Maschine gewährt dadurch einen wirklich vornehmen Anblick.

Balzac als Nationalgardist. — In der Mitte des vorigen Jahrhunderts gab es ein Gebäude in Paris, das im Volksmunde scherzhaft „Hotel des Haricots — Bohnenschloß“ genannt wurde. Es war das Arresthaus für die Nationalgarde. In einem Zimmer desselben fand man an der Wand neben dem Namen des berühmten Komponisten des „Postillon von Longjumeau“ Adolf Adam auch die Inschrift: „Honoré de Balzac, Staatsgefangener vom 7. bis 15. März.“

Der Anlaß zu dieser Strafe war abenteuerlich genug. Als der berühmte Schriftsteller auf der Höhe seiner Erfolge stand, suchte er sich dem Andrang von Neugierigen, dem Besuche von Freunden und allerlei Bittstellern, die ihm nur die Zeit zur Arbeit stahlen, dadurch zu entziehen, daß er eine Wohnung unter fremdem Namen mietete und sich nur noch selten in seiner eigentlichen Wohnung aufhielt. Diese „anonyme“ Wohnung lag in der Nähe der Wohnung seines Verlegers Souverain, und Balzac hatte sie auf den Namen Dupont gemietet. Nicht allein aber aus den vorhin erwähnten Gründen war Balzac bestrebt, sich für die Welt unsichtbar zu machen, er wollte sich auch dem Dienst in der Nationalgarde entziehen, vor dem er

eine außerordentliche Abneigung empfand. Das Kommando der Nationalgarde lehrte sich jedoch nicht an diese Abneigung und sandte Balzac Mahnungen und Androhungen mit Strafen in seine amtlich angemeldete Wohnung, bis zur letzten, der Drohung mit Haft im „Hotel des Haricots“.

Das Unglück wollte es nun, daß der Sergeantmajor der Kompanie, bei der sich Balzac stellen sollte, ein Parfümeur war, der einen besonderen Haß auf den Romandichter hatte, weil Balzac in seinem Roman „Cäsar Birotteau“ verschiedene „Geschäftsgeheimnisse“ der Pariser Parfümeure rücksichtslos an den Pranger gestellt hatte. Der rachsüchtige Sergeantmajor hatte deshalb geschworen, den Enthüller dieser Geheimnisse unter allen Umständen aufzustöbern und hinter Schloß und Riegel zu bringen.

Eines Tages, als Balzac in seiner „anonymen“ Wohnung arbeitete, trat seine Aufwarterin ins Zimmer und meldete ihm, daß ein Kollkutscher unten sei, der eine Kiste an ihn abzuliefern habe.

„Wie, zum Kuckuck, hat man mich hier entdeckt?“ fuhr Balzac auf und sandte die Magd wieder hinunter, um sich näher zu erkundigen.

Sie kam nach einer Weile wieder und berichtete, daß die Kiste eine antike Vase enthalte, aus Italien komme und schon drei Tage lang in Paris umhergeschickt worden sei. Der Überbringer verlange, daß Herr v. Balzac sich in eigener Person von dem guten Zustand der Vase bei der Ablieferung überzeuge.

Balzac, der für antike Kunstgegenstände eine große Vorliebe hatte und über die Aussicht, ein solches Prachtstück zu besitzen, hocherfreut war, eilte ohne Bedenken so, wie er dasah, nämlich in Schlafrock und Pantoffeln, auf die Straße und sah vor sich tatsächlich einen Wagen mit einer Kiste und den Kollkutscher, der eben damit beschäftigt war, die Kiste vorsichtig abzuladen.

Da legt sich plötzlich eine gewichtige Hand auf seine Schulter, und eine Stimme ruft höhnisch: „Aha, Herr v. Balzac, haben wir Sie endlich!“

„Was soll das?“ fragt Balzac bestürzt.

Was sollte es? Nun weiter nichts, als daß für den Par-

fümeurfergeanten der Augenblick gekommen war, seine Standesehre und die beleidigte Disziplin der Nationalgarde zu rächen.

Eine bereitstehende Droschke fuhr heran, und gleichzeitig entfernte sich der Kollkutscher in vollem Trabe mit seiner Kiste.

Vergebens machte Balzac geltend, daß er in Schlafrock und Pantoffeln sei und noch nicht einmal gefrühstückt habe; der hartnäckige Sergeantmajor ließ nicht locker, und das arme Opfer mußte zum Gaudium des Straßenpöbels, in dessen Gelächter Balzac schließlich selbst einstimmte, mitfahren. Im „Hotel des Haricots“ fand Balzac acht Tage Zeit, über seine Pflicht als Staatsbürger nachzudenken. O. Th. St.

Warum gibt es so viele Meyer, Müller, Schulze und Lehmann? — Unter unseren Familiennamen finden sich in auffällig großer Zahl Meyer, Müller, Schulze und Lehmann vor. Der Grund hierfür liegt nicht in der starken Vermehrung dieser Familien, sondern hängt mit der Entstehung der Familiennamen zusammen. Dieselben kamen erst im vierzehnten Jahrhundert auf. Bis dahin wurden allein Vornamen geführt.

Das Aufkommen der Familiennamen vollzog sich nun vielfach in der Weise, daß man zu dem Vornamen eines Mannes seinen Beruf und Stand setzte. So wurde allmählich aus Konrad, dem Schuster, Konrad Schuster, aus Ludwig, dem Bäcker, Ludwig Bäcker, und aus Hermann, dem Fleischer, Hermann Fleischer. Genau so entstanden auch die obengenannten Familiennamen.

Nun waren aber die Meyer als Beruf im Mittelalter außerordentlich zahlreich vertreten. Das Wort ist abzuleiten von dem lateinischen major, was man mit „Vorgesetzter“ verdeutschten kann. Auf einem jeden größeren Gut wurde der Oberknecht Hofmeyer oder kurzweg Meyer genannt. Bei der Unzahl der Güter mußte demnach der eigentliche Berufsname Meyer (Maier, Meier, Mayer) auch außerordentlich häufig als Familienname angenommen werden.

Ebenso liegt der Fall bei Müller und Schulze. Ein jedes Dorf besaß einen Windmüller oder Wassermüller, und ein jedes Dorf stand unter einem Schulzen, wie in Norddeutschland der Gemeindevorsteher genannt wird. Daher mußte auch Müller

und Schulze (Schulke, Schulz, Schulz) sehr oft zu Familiennamen werden.

Der Name Lehmann erklärt sich nicht auf den ersten Blick. Er ist verstümmelt aus Lehnsmann. Lehnsleute aber hießen die Bauern, welchen von dem ritterlichen Gutsbesitzer des Dorfes Ackerstücke oder eine Wirtschaft zu Lehen, das heißt in Erbpacht, gegeben worden war. Natürlich gab es eine Unmenge solcher Lehnsleute, und darum mußte sich auch Lehnsmann oder Lehmann oftmalig zum Familiennamen umwandeln.

Unsere Betrachtung zeigt nebenbei, daß die Meyer, Müller, Schulze und Lehmann durchaus nicht alle miteinander von Anfang an verwandt sind. Denn die einzelnen Meyer, Müller, Schulzen und Lehnsleute gehörten selbstverständlich sehr verschiedenen Geschlechtern an, so daß auch ihre heutigen Nachkommen verwandtschaftlich nichts miteinander zu tun haben.

Th. S.

Liebeszauber. — Am häufigsten wird wohl der Liebeszauber angewendet, um Segenliebe zu erwecken, oft auch, um Liebe zu erhalten oder die verlorene wiederzugewinnen. Weit seltener kommt es vor, daß der eine Teil, des anderen überdrüssig, den Zauber anwendet, um das Liebesband zu zerstören. Dagegen entspricht es viel eher dem Charakter der Zeiten und der Völker, bei denen Liebeszauber gebräuchlich ist, daß die Hilfe der überirdischen Mächte angerufen wird, um den ungetreuen Teil zu strafen, ja zu töten. So spiegelt sich in diesen Gebräuchen die ganze, sich ewig wiederholende Tragödie des Liebeslebens wider.

Zwei Formen des Liebeszaubers können wir voneinander unterscheiden. Bei der einen ist die Mitwirkung der Person notwendig, auf welche der Zauber wirken soll, natürlich ohne ihr Wissen, die zweite Form wirkt in die Weite und kann auch räumlich entfernte Personen, über Meere und Länder hinweg, binden und fesseln.

Zu der ersten Form gehören die Liebestränke, welche, dem Gegenstand der Zuneigung eingeflößt, sein Herz in plötzlicher Leidenschaft entflammen lassen. Der Glaube an die Existenz

dieser Liebestränke ist uralt und findet sich bei allen Völkern. Odysseus trinkt den Liebestrank der Kalypso, der ihn sogar für einige Zeit seine treue Penelope vergessen läßt; der Raufch des Zaubertrankes führt Tristan und Isolde zusammen; von Zaubertränken erzählen auch die uralten Weben der Inder.

Aber die Bestandteile der Liebestränke enthalten die verschiedenen Schriften oft wertvolle Andeutungen. Danach zu schließen handelte es sich meistens um harmlose Getränke, deren Zusammensetzung einen mehr symbolischen Charakter hatte. So bereitet die indische Jungfrau einen Trank aus Honig und dem Saft des Zuckerrohres: „So süß wie der, so süß möge die Liebe sein.“

Weniger harmlos scheinen die Liebestränke der Griechen und Römer gewesen zu sein, die unter dem Namen „Philtro“ häufig erwähnt werden. Die Schriftsteller wissen nämlich davon zu erzählen, daß diesen Liebestränken oft Raserei, Tobsuchtsanfälle oder Schwermut folgten, selbst von Lähmungen der Glieder und Todesfällen wird berichtet. Noch gefährlicher und berüchtigt sind die Liebestränke des Mittelalters, bei den Italienern in richtiger Einschätzung „diavolini“ (Teufelstränke) genannt. Aber ihre Zusammensetzung besitzen wir ziemlich genaue Kenntnis.

Im großen ganzen handelt es sich um Arzneimittel, welche verschieden sind, je nachdem, ob sie für den Mann oder das Weib bestimmt sind. Für den ersteren werden erregende Stoffe verwendet, besonders Gewürze, von denen man im Mittelalter eine abergläubische Vorstellung hatte, wie Vanille, Safran, Ingwer, Myrthe, dann auch Kräuter, die direkt giftig sind, wie Stechapfel und Nachtschatten. Auch das Tierreich muß zu diesem Zwecke beisteuern: der Moschus und die Ranthariden, die spanischen Fliegen, sind hier die bevorzugtesten Reizmittel. Für weibliche Liebestränke wurden hauptsächlich narkotische Mittel angewendet, die das Bewußtsein trüben, sowie den Willen und die Widerstandskraft herabsetzen. Das wichtigste und gebräuchlichste war das Bilsentraut.

Nebst den Liebestränken, welche dem Geliebten eingeflößt werden, gab es auch noch gewisse sympathetische Mittel, bei

welchen eine passive Mitwirkung des zu Verzaubernden nötig war. Dazu gehören alle jene Gebräuche, bei welchen die Hand oder das Herz oder sonst ein Körperteil des zu Verzaubernden mit einem Zaubermittel berührt wird; zu diesem Zwecke dienen Körperteile aller jener Tiere, die im Hexenglauben eine Rolle spielen: eine Froschhand, ein Fledermaus- oder Eulenflügel, eine Hahnenfeder, das Horn eines schwarzen Ziegenbockes oder ein Büschel seiner Haare. Weniger harmlos ist es schon, wenn zur Berührung ein Totenknochen, mit Vorliebe das Fingerlein eines unschuldigen Kindes, verwendet wird.

Unendlich groß ist die Zahl der Mittel, welche den Ersehnten in Liebe herbeiführen und zu diesem Zwecke in die Ferne wirken sollen. Haben die übrigen Liebestränke doch eine gewisse, wenn auch nur sehr schwankende und unsichere tatsächliche Grundlage, so haben wir es hier mit dem krassesten Aberglauben zu tun, welcher mit den für unsere Empfindung lächerlichsten Mitteln arbeitet. Der Einfluß der mittelalterlichen Astrologie macht sich deutlich bemerkbar. Nur in gewissen Nächten, von denen die Andreas- und Johannisnacht die wirksamsten sind, darf der Zauber vollführt werden. Gewöhnlich begnügt man sich nicht mit allerhand lächerlichen und sinnlosen Sprüchen, sondern fügt symbolische Handlungen hinzu. Eine kleine Figur oder auch nur ein Herz aus Wachs werden auf den Namen des Geliebten getauft und dann schmelzen gelassen. Jetzt soll auch sein Herz in Liebesglut brennen. Der Zauber gewinnt an Kraft, wenn dem Wachs Haare des Geliebten beigemischt sind oder mindestens Fäden der Kleidung, die er am Leibe getragen hat.

In die unheimlichsten Tiefen der Menschenseele leuchten die Gebräuche hinab, die bezwecken, ein Liebes- oder Eheband zu lösen oder sich an dem Ungetreuen zu rächen. Auch hier bleibt es nicht bei schauerlichen Flüchen, um Mitternacht, im tiefen Dunkel, am Kreuzweg in alle vier Windrichtungen gemurmelt. Auch hier kommt es zu symbolischen Akten, die oft viel zu klar und eindeutig sind, als daß man sie harmlos nennen könnte. So wird das Herz einer Wachsfigur oder eines aus der Alraunwurzel geschnittenen Männchens mit einer spitzen Nadel durchbohrt, und die Sage weiß zu erzählen, daß zu gleicher Zeit

oder bald darauf der Verzauberte sterben muß. Ähnlich ist der Brauch, eine Kerze zu durchstechen, wobei die Worte gemurmelt werden: „Ich steche die Kerz', ich steche das Herz.“ Dann wird die Kerze ausgeblasen oder umgebrochen, und die betreffende Person ist unrettbar dem Tode geweiht, wenn sie nicht so vorsichtig war, ein Amulett gegen Liebeszauber am Herzen zu tragen, was im Mittelalter vielfach üblich war. Ad. Stark.

Eine Dame als Verteidigerin. — Obgleich der Rechtsanwaltsberuf wegen der damit verbundenen Aufregungen und



Fräulein Miropolsky hält ihre Verteidigungsrede.

Anstrengungen, sowie wegen der Vertiefung in die verwickelte und spröde Gesetzmaterie sich nur wenig für Frauen zu eignen scheint, so haben sich ihm doch schon verschiedene Damen gewidmet. Am häufigsten vertreten sind Rechtsanwältinnen in Nordamerika. Man zählt dort bereits achtunddreißig weibliche Advokaten, von denen einige besonders in Ehescheidungen sehr gesucht sind.

Als eine tüchtige Verteidigerin hat sich ferner jüngst in Paris Fräulein Miropolshy erwiesen. Die Dame ist von Geburt Polin und hat in Paris die Rechte studiert. Nach einem glänzenden Examen wurde sie als Rechtsanwältin zugelassen. Ihre ausgezeichnete Befähigung für diesen Beruf offenbarte sich in einem Prozeß, in dem sie vor dem Pariser Gerichtshof eine Frau verteidigte, die des Mordes und des versuchten Selbstmordes angeklagt war. Obgleich die Ausichten der Angeklagten ziemlich ungünstig waren, gelang es der jungen, anmutigen Verteidigerin doch, durch ihre gewandte Redefertigkeit und die innere Wärme, die sie befeelte, ihrer Klientin zu einem Freispruch zu verhelfen. Unsere Abbildung zeigt uns die Dame, während sie unter gespannter Aufmerksamkeit der Anwesenden ihre Verteidigungsrede hält.

Th. S.

Wie sich Serenissimus unterhielt. — Heinrich Franke, einstiges Ehrenmitglied des Hoftheaters in Weimar, erzählt über die höchst seltsamen Verhältnisse des Hoftheaters zu Sondershausen, die er auf einer Harzreise im Jahre 1826 kennen lernte, folgende ergötzliche Geschichte.

Der Fürst von Schwarzburg-Sondershausen unterhielt das Theater ganz aus eigenen Mitteln und erfreute seine Untertanen mit Freitarten. Unter den Künstlern befand sich manches wackere Mitglied, allein ihre Stellung war sehr schwierig, denn häufig bestimmte der Fürst Mittags, daß statt des für den Abend angefügten Stückes ein beliebiges anderes gegeben werden sollte. Dies geschah zum Beispiel am Tage unserer Ankunft. Wir hatten Plätze in einer Loge des kleinen, aber freundlichen Theaters erhalten, und der Fürst wollte uns „Preziosa“ vorführen lassen. Das Publikum, die Frauen teilweise mit Strickstrümpfen, war nach dem Range placiert. Der Fürst selbst saß, eine lange Pfeife rauchend, in der zweiten Reihe des Parterres, vor ihm seine Gattin. Er klopfte sie öfters, wollte er ihr eine Mitteilung machen, auf die Schulter. Dabei lachten beide viel und herzlich. Hatte er seine Pfeife ausgeraucht, so brachte ihm ein Lakai eine andere mit einem brennenden Fidibus.

„Ihr werdet noch andere Dinge erleben,“ sagte uns ein

Sondershauser Rollege, als wir uns über solche patriarchalischen Verhältnisse etwas verwundert aussprachen — und wir erlebten sie in der That schon am nächsten Abende. Ich kann mich nicht mehr erinnern, welches Stück man gab, nur war um die Mitte desselben der Komiker L. mit mehreren anderen auf der Bühne, als der Fürst die Handlung mit den Worten unterbrach: „Hört einmal auf, kizelt mir erst ein bißchen den L.“ Die anderen Spieler traten zurück, während L. mit schrecklichen Grimassen schrie: „Ach nee, Durchlaucht, nicht kizeln, heute nicht!“ Aber schon erschienen von beiden Seiten her zwei Soldaten mit Stöcken und stachen und bohrten mit diesen auf den guten L. los, der sich wie ein Besessener gebärdete, lachte, kreischte, sich zu Boden warf, um Hilfe schrie, kurz, sich wie jemand benahm, der zu Tode gekizelt werden soll.

Der Fürst lachte ganz unbändig, das Publikum gleichfalls, bis endlich auf einige Worte des Fürsten der Auftritt endigte, und das Stück weitergespielt wurde.

Dieses heitere Zwischenspiel wurde, wie man uns mittheilte, ziemlich oft in Szene gesetzt. L., der von Natur allerdings sehr kizlig war, übertrieb ohne Zweifel seine Empfindlichkeit in höchstem Maße, um den Fürsten zu amüsieren. Er stand sich dabei sehr gut, denn er behauptete jedesmal nach einer solchen Kizerei, daß er bei dieser sein ganzes Geld verloren habe, worauf ihn der Fürst dann jedesmal sehr freigebig entschädigte.

C. T.

Was Haie und Krokodile verschlucken. — Ein englischer Sammler, der nur Gegenstände sammelt, die im Magen von Haifischen und Krokodilen gefunden werden, besitzt einen Dolch mit Elfenbeingriff. Der Besitzer des etwa einen halben Meter langen Dolches befand sich auf einer Reise nach Ostindien. Er hatte den Dolch nach dem Puzen einen Augenblick auf die Reling gelegt; der Dolch kam beim Überholen des Schiffes ins Rutschen und fiel ins Meer, ehe der Besitzer noch zugreifen und ihn halten konnte. Natürlich hielt er den Dolch für verloren. Wie erstaunte er jedoch, als im Laufe des nächsten Tages ein Hai gefangen wurde, der in seinem Magen den schon verloren gegebenen Dolch barg. Diese Geschichte erschien dem

Rapitän des Schiffes so merkwürdig, daß er sie sogar in das Schiffstagebuch eintrug. Eigentlich ist sie aber sehr leicht erklärlich, denn bekanntlich folgen Haifische der Abfälle wegen, die über Bord geworfen werden, besonders Segelschiffen tagelang getreulich nach. Was über Bord fällt, wird gierig aufgeschnappt, und als der Dolch mit seinem weißen Griff ins Wasser fiel, schnappte der große Fisch einfach zu und verschluckte ihn.

Ein Fischdampferkapitän bemerkte vor kurzer Zeit dicht vor der Mündung des Orinoto einen Haifisch, der zwar sehr lang, aber auch sehr mager war und sich nur langsam und schwerfällig vorwärts bewegte. Der Fisch wurde erlegt, und als man ihn öffnete, zeigte sich die Ursache der Abmagerung. In seinem Magen fand man eine silberne Uhr mit langer Stahlkette, an der ein Siegelring und ein metallener Kompaß in Form eines Steuerrades befestigt war. Der Haken der Kette hatte sich in der inneren Magenwandung festgehackt und eine ausgebreitete Entzündung hervorgerufen. Die Uhr trug den Firmenstempel eines Londoner Uhrmachers und die Nummer 01367. Nachforschungen ergaben, daß die Uhr an einen jungen Seemann verkauft worden war, der bei einem heftigen Sturme etwa ein Jahr vorher den Tod in den Wellen gefunden hatte. Die unter so eigenartigen Umständen aufgefundene Uhr ließ sich der erwähnte Sammler natürlich nicht entgehen.

An der spanischen Küste wurde im letzten Herbst ein Hai gefangen, der in seinem Magen eine noch gut verkorkte Bierflasche trug. Sie enthielt aber kein Bier, sondern es war eine „Flaschenpost“, die an die unrechte Adresse gekommen war. In der Flasche befand sich nämlich ein Zettel mit der Aufschrift: „An Bord der Bark ‚Morgenstern‘ von Belfast, Kapitän Saunders. Sonntag, den 1. September 1872. Heute passierten wir glücklich die Linie. An Bord alles wohl. Vergangene Nacht beschenkte Frau Kapitän Saunders ihren Gatten mit einem stattlichen Jungen. Mutter und Kind befinden sich wohl.“ Es gelang, die Adresse des damals geborenen Seemanns, der inzwischen schon selbst ein Schiff als Kapitän be-

fehlte, aufzufinden und ihm die ihn betreffende Geburtsanzeige zu übergeben, die er dann dem Sammler überließ.

Stiefel, in denen noch die Beinnochen ertrunkener Seeleute stecken, sind in der Sammlung mehrfach vertreten.

An Beweisen für ihre menschenfresserischen Gelüste fehlt es auch nicht bei Krokodilen. Im Magen eines uralten Krokodils, das bei der Stadt Agra in Ostindien getötet wurde, fand man eine ganze Reihe von Gegenständen: eine große goldene Knöchelspange, fünf Bronzefingerringe, einen silbernen Anhänger, 24 verschiedene Armringe, eine silberne Münze, eine große goldene Spange, fünf große rote und 30 kleinere Perlen von einem Halsband — Beweise genug, daß diesem Ungeheuer mehrere eingeborene Frauen zum Opfer gefallen waren. Und der Entdecker des Albert-Njansa-Sees, der berühmte Afrikareisende Sir S. Baker, tötete einst ein Krokodil, in dessen Magen er nicht weniger als fünf Pfund Kaurimuscheln, ein Halsband und zwei Armringe, wie sie von den die Gegend bewohnenden Negerfrauen getragen werden, fand. Alle diese Gegenstände zieren die erwähnte merkwürdige und eigenartige Sammlung.

W. St.

Eine teilnahmvolle Seele. — In einer der Millionärsfamilien, die so glücklich sind, in der fünften Avenue in New York wohnen zu können, ist eine Tochter von etlichen vierzig Lenzen übriggeblieben, weil sie nicht ihres Geldes wegen geheiratet werden wollte. Sie leidet indes durchaus nicht an Langerweile, gehört auch ganz und gar nicht zu den „unverstandenen Frauen“, da sie sich eifrig der Fürsorge für ihre minder gutgestellten Mitmenschen gewidmet hat.

Als sie vor einiger Zeit in Verfolgung ihrer menschenfreundlichen Absichten durch eine der armseligsten Gassen der mächtigen Weltstadt ging, wurde sie Zeugin eines widerlichen Auftritts. Ein betrunkenen Matrose geriet in Streit mit seiner Frau, schlug und mißhandelte sie aufs brutalste und warf sie schließlich zur Tür hinaus auf die Straße. Die reiche Philanthropin war empört über solche Behandlungsweise eines armen Weibes und nahm sich der Verletzten, aus schweren Wunden Blutenden tatkräftig an. Sie fuhr mit ihr in ein Hospital,

ließ sie waschen und verbinden und zahlte die nötige Summe ein, sodaß sie vierzehn Tage lang Aufnahme darin finden konnte.

„Dem armen Geschöpf tut vor allem Pflege und Ruhe not,“ sagte sie dem dabei tätigen Arzte, „und daß es einmal für eine Zeitlang den Noheiten seines unmenschlichen Gatten entzogen wird.“

Als die unglückliche Frau gesäubert und verbunden in reiner Anstaltswäsche friedlich in dem Hospitalbette lag, setzte sich ihre neue Freundin zu ihr, plauderte mit ihr und suchte sie aufzuheitern. Doch gelang ihr das sehr schwer. Die furchtbare Szene, die die Arme soeben durchgemacht, hatte doch zu tiefen Eindruck auf sie gemacht, sie konnte gar nicht müde werden, all das Unrecht aufzuzählen, das ihr herzloser Mann ihr zugefügt hatte.

Auf einmal unterbrach sie sich und richtete an die menschenfreundliche Dame die Frage: „Wohnen Sie eigentlich in unserer Straße?“

„Nein,“ lautete die Antwort der Befragten, „ich wohne in der fünften Avenue.“

„Ach, da muß ja Ihr Mann schwer reich sein!“ rief das arme Weib ordentlich verdukt.

„Mein Mann nicht, ich habe keinen Mann.“

„Was? Sie sind nicht verheiratet?“

„Nein, ich bin unverheiratet geblieben.“

„Ach, da tun Sie mir aber doch schrecklich leid! Alte Jungfer sein denke ich mir doch gar zu fürchterlich,“ erklärte aus tiefster Überzeugung die arme Frau, die mit ihrem zerschundenen, verschwollenen Gesicht ein redendes Beispiel von Eheglück abgab.

C. D.

Die Fledermaus als Hausgenosse. — Der Zoologe Doktor Floride schildert die Fledermäuse als äußerst artige und lebenswürdige Tiere, auch als hervorragend intelligent, so daß der nähere Umgang mit ihnen viel Vergnügen gewährt und zu interessanten Beobachtungen veranlaßt. „Als Student besaß ich,“ erzählte er, „zwei Mopsfledermäuse, die sich ganz von selbst ans freie Aus- und Einfliegen gewöhnt hatten. Abends huschten sie zum geöffneten Fenster hinaus in die benachbarten

Gärten, betrieb dort die Insektenjagd und lehrten dann stets wieder ins Zimmer zurück, wo sie ihren Schlafplatz auf einem Büchergestell hatten und sich an einem großen Lexikon aufzuhängen pflegten. Auch die Speckfledermaus, die ich gegenwärtig pflege, äußert eine geradezu rührende Anhänglichkeit an meine Person und folgt mir durch mehrere Zimmer, wenn ich sie rufe. Dies beweist zugleich, daß ihr Ohr nicht nur für hohe und schrille Töne empfänglich ist, sondern auch für tiefere Laute der menschlichen Stimme; ja sie unterscheidet sogar deutlich deren verschiedene Nuancen und Betonungen. Spreche ich sie freundlich an, so spielt sie mit den Ohren wie ein Pferd, zwinkert vergnüglich mit den kleinen Auglein, leckt sich mit der Zunge die kleine Schnauze und läßt ein behagliches Schmauzen hören. Fahre ich sie aber hart an, so legt sie die Ohren ängstlich zurück und klettert an der Gardine hinauf, um sich in Sicherheit zu bringen. Ihren Namen scheint sie zu kennen, kommt wenigstens auf Anruf sofort herbei, weil sie weiß, daß es jetzt Mehlwürmer gibt. Sitze ich frühe bei Lampenlicht am Schreibtische, so kann ich mich ihrer kaum erwehren. Alle Augenblicke ist sie wieder da, tumt auf dem Schreibtische umher oder klettert an meinen Bein Kleidern empor oder sitzt an der Gardine und bemüht sich, durch lebhafteste Kopfbewegungen und schrilles Gezwickler meine Aufmerksamkeit zu erregen und eine Portion Mehlwürmer zu erbetteln. Ihr Appetit ist geradezu unheimlich. Dreißig feiste Mehlwürmer werden bequem zu einer Mahlzeit verpeißt, und danach kann man den großen Nutzen ermessen, den die Fledermäuse durch Vertilgung von Ungeziefer unseren Wäldern und Obstgärten bringen.“

E. T.

Der abessinische Thronfolger. — Kaiser Menelik II. von Abessinien, der Negus Negesti, König der Könige, oder, wie ihn seine Untertanen ebenfalls nennen, der siegreiche Löwe, steht im dreiundsechzigsten Lebensjahre, während seine kluge und nach abessinischen Begriffen hervortragend schöne Gemahlin Taitu um zehn Jahre jünger ist. Söhne sind dem Herrscherpaar nicht beschieden gewesen. Obgleich Menelik noch durchaus rüstig ist, hat er sich jetzt doch in Anbetracht seines Alters veranlaßt gesehen, einen Thronfolger zu ernennen. Dieser Schritt

war um so nötiger, als von einer Reihe von Großen Ansprüche auf den abessinischen Thron erhoben werden und der Fortbestand des Reiches, das 540,000 Quadratkilometer umfaßt,



Lidi Eyassu, der neue abessinische Thronfolger.

also an Größe fast Deutschland gleichkommt, und rund zwölf Millionen Einwohner zählt, in erster Linie davon abhängt, daß es von inneren Wirren verschont bleibt.

Bekanntlich ist Menelik, anfänglich König von Schoa, erst

im Jahre 1889 auf den abessinischen Kaiserthron gelangt, nachdem Kaiser Johannes in der mörderischen Schlacht von Gallabat gegen die Mahdisten gefallen war. Von Kaiser Johannes lebt nun noch ein Sohn, Ras Mangascha, der zwar beim Negus in Ungnade steht, gleichwohl aber bisher auf die Thronfolge gerechnet hat. Ebenso machte sich Ras Matonnen, der leibliche Vetter und Stellvertreter Meneliks, der Generalgouverneur von Harrar, Hoffnungen auf den Thron. Aber der Negus hat sich nunmehr für keinen dieser beiden Männer entschieden, vielmehr hat er zu seinem Nachfolger den Prinzen Lidi Gyassu erwählt.

Lidi Gyassu steht im elften Lebensjahr, sieht aber, wie unser Bild zeigt, bei der schnellen Reife der Abessinier um vieles entwickelter aus. Er ist ein Enkel Meneliks, und zwar der Sohn seiner jüngsten Tochter Misero Seodita, die zuerst mit dem Ras Atea Sellasir, einem jetzt verstorbenen Sohn des Kaisers Johannes, vermählt war und dann den Ras Michael heiratete. Um die europäischen Verhältnisse kennen zu lernen und sich zugleich den Höfen als zukünftiger Beherrscher Abessiniens vorzustellen, soll Lidi Gyassu in Begleitung seines Vaters und einer Anzahl abessinischer Offiziere eine Rundreise antreten, auf der er zuerst Rom, sodann Paris, London, Berlin, Petersburg, Wien und zum Schluß Konstantinopel besuchen wird. Th. S.

Schlecht bestandene Probe. — Der berühmte Musiker Vivier ward von seinen Zeitgenossen nicht zum mindesten wegen seines nie versiegenden Humors geschätzt. Einst wurde er von einem reichen Bankier und Musikfreunde zum Mittagessen eingeladen, und als Vivier sich nach eingenommener Mahlzeit dankend verabschieden wollte, baten sowohl Hausherr wie Hausfrau den angenehmen Gast, ihnen doch recht oft das Vergnügen seiner Gesellschaft zu schenken. Er würde, setzte der Bankier ihm die Hände schüttelnd hinzu, stets sein Gedeck auf ihrem Tische seiner wartend finden.

„Stets?“ fragte Vivier. „Das heißt doch wohl nur im konventionellen Sinne des Wortes?“

„Nein, nein,“ versicherte nun auch die Dame des Hauses,

„durchaus nicht. Wir meinen es, wie wir es sagen. Wir gehören nicht zu den Leuten, die nur Worte machen. Betrachten Sie unser Haus als das Ihrige; kommen Sie so oft zum Essen, als es Ihnen beliebt. Uns würde es eine große Freude machen, wenn Sie täglich kämen!“

Nochmals fragte Vivier zweifelnd: „Im Ernst?“

„Gewiß, wir würden entzückt sein!“

„Nun denn, da Sie so überaus freundlich gegen mich gefinnt sind, werde ich gerne Ihrer liebenswürdigen Einladung nachkommen.“

„Tun Sie das, und Sie werden uns eine große Freude bereiten. Wir sehen Sie also recht bald wieder bei uns?“

„Mein Wort darauf,“ beteuerte Vivier und verabschiedete sich.

Am anderen Tage erschien er richtig pünktlich zur Tischzeit. „Sie sehen,“ sagte er, „ich habe Ihre Einladung buchstäblich genommen und mich zum Mittagessen eingestellt.“

„Das ist ja herrlich!“ riefen Herr und Frau St., denen das Benehmen des Künstlers höchst originell und interessant erschien.

Man ging zu Tisch und unterhielt sich prachtvoll. —

Am Tage darauf — der Bankier wollte sich mit seiner Familie gerade zum Essen niedersehen — trat Vivier wiederum ein. Seine Wirte machten verwunderte Gesichter.

„Sie scheinen mich nicht erwartet zu haben?“ bemerkte der Künstler mit einem forschenden Blick auf die Mienen des Ehepaares.

Doch einstimmig erklang es: „O gewiß, Sie machen uns ein großes Vergnügen, Herr Vivier!“

Auch der vierte Tag brachte pünktlich mit dem Glodenschlage den hartnäckigen Gast. Diesmal wurde er aber so kalt und zurückhaltend empfangen, daß er nach dem Grunde dieses Benehmens fragte.

„Ach,“ erwiderte die Herrin des Hauses mit einem etwas verlegenen Blick auf ihren Gatten, „ich fürchte, Sie werden heute fürlieb nehmen müssen. Wir haben nur ein bescheidenes Essen, und das setzt mich einem Gast gegenüber in Verlegenheit.“

„Ich hatte geglaubt, Sie erwarteten mich. — Aber lassen

Sie sich dadurch nicht stören. Ich bin genügsam und wünsche nur das Vergnügen Ihrer Gesellschaft.“

Und ruhig setzte er sich zu Tische, aß mit vorzüglichem Appetit und meinte schließlich: „Ich begreife nicht, gnädige Frau, was Sie vorher meinten. Ich finde die Gerichte so gut wie alle Tage und wünsche mir, nie schlechter zu speisen.“

Am nächsten Tage empfing der Portier den Künstler schon beim Eintritt in das Haus mit dem Bemerken, die Herrschaften seien nicht zu Hause, seien zum Mittagessen ausgebeten. Doch Vivier ließ sich nicht zurückhalten. „Ich habe doch ihre Aufforderung,“ sagte er und eilte die Treppe hinauf.

Auf sein Klopfen öffnete ihm der Hausherr selbst. Ohne wie sonst den Gast zu begrüßen, starrte er ihn nur sprachlos an. Vivier aber ließ sich auch dadurch nicht abschrecken, er trat ein und ließ sich ruhig an dem bereits gedeckten Tische nieder, ohne die eisigen Gesichter der Herrschaften nur zu beachten.

„Ihr Portier ist ein Dummkopf,“ rief er lachend, „wollte mir weismachen, Sie seien nicht zu Hause! — Doch was sind das für lange Gesichter? Ist irgend ein Unglück geschehen?“

Er erhielt nur spärliche Antworten. Aber auch das schien ihn nicht im mindesten zu kümmern. Lustig plauderte und witzelte der geistreiche Künstler während der ganzen Mahlzeit fort, um endlich, als das Dessert aufgetragen wurde, in ein herzliches Gelächter auszubrechen und dem ihn zornig anblickenden Hausherrn zu sagen: „Meine sehr verehrten Herrschaften, ich weiß recht gut, was Sie so sehr verstimmt. Es ist mein buchstäbliches Befolgen Ihrer Einladung. Ich wollte eben einmal die Probe machen, wie lange Sie mich lebenswürdig empfangen würden. Gestern schon behandelten Sie mich sehr kalt und unfreundlich, heute ließen Sie sich verleugnen, und wollte ich morgen wiederkommen, so würden Sie mich höchst wahrscheinlich hinauswerfen lassen. Ich habe Ihnen nun bewiesen, daß es gar gefährlich ist, eine allzu dringende und weitgehende Einladung ergehen zu lassen, wenn sie nicht ernst gemeint ist, denn“ — und er drohte der über und über errotenden Dame mit dem Finger — „Sie sehen, was dabei herauskommt.“

W. St.

Neue Goldfunde in Europa. — In ganz Mitteleuropa hat der Ertrag der Goldbergwerke schon seit dem achtzehnten Jahrhundert derart nachgelassen, daß sich die Gewinnung des edlen Metalls meist nicht mehr verlohnt. Die früher in Böhmen, Schlesien, besonders aber in Tirol betriebenen Goldbergwerke sind daher fast sämtlich in Verfall geraten.

Einen glücklichen Fund hat nun im Jahre 1907 der Bergwerkbefitzer Hubert Merzenich in Ungarn, Komitat Szatmar, gemacht. In seinen Erzgruben wurde zufällig ein sehr ausgebehnter Goldgang aufgeschlossen. Der Gang hat über fünf Meter im Durchschnitt, ist nach den bisherigen Feststellungen 15 Kilometer lang und besitzt einen Goldgehalt von durchschnittlich 140 Gramm Gold auf die Tonne Gestein. Nach der Schätzung von Sachverständigen hat er einen Wert von mehreren Millionen.

Kurze Zeit vorher entdeckte auch ein ehemaliger Lehrer in seinem an einem kleinen Flützchen gelegenen Ackerlande bei Borpatak in demselben Komitat einen Goldgang, den er mit den primitivsten Mitteln zunächst abzubauen begann und der ihm trotzdem monatlich eine Ausbeute von 80,000 Kronen einbrachte. Bei dem jetzt mit Maschinen eingerichteten Betriebe wirft diese Goldader die doppelte Einnahme ab.

Diese beiden Goldfunde sind seit Jahrhunderten wieder die ersten in Europa.

W. R.

Die größte Familie der Welt. — Den Rekord in der Nachkommenschaft hat sicherlich Thomas B. Former in einer Vorstadt von Sydney in Australien aufgestellt. Dieser, selbes Zeichens Landwirt, zählt zurzeit 72 Jahre und war viermal verheiratet. Aus den vier Ehen entstammen nicht weniger als 38 Kinder, 29 Mädchen und 9 Knaben. Die letzteren leben sämtlich und sind zum großen Teil verheiratet, von den Mädchen blieben 21 am Leben. Die ganze Familie zählt zurzeit 312 Personen. Alle Jahre an einem bestimmten Tage kommen die Mitglieder dieser größten Familie der Welt zusammen, um etwaige Familienangelegenheiten zu regeln. Das letzte Kind wurde dem Familienoberhaupt beschert, als er gerade das siebzigste Lebensjahr vollendete.

O. v. B.

Der Wildschaden und seine Geschichte. — Wildschaden ist ein Wort, bei dessen Nennung sich im Gehirn jedes Jagdbesizers oder Jagdberechtigten mehr oder weniger schmerzliche Erinnerungen auslösen, und es dürfte vielleicht nicht ohne Interesse sein, einmal in die graue Vergangenheit zurückzugehen und zu untersuchen, wie Altertum und Mittelalter über den Wildschaden dachten.

Nach römischem Recht gehörten die wilden Tiere des Feldes und Waldes zu den von Natur herrenlosen Sachen, deren Besiznahme jedem freistand, eine Ansicht, die genau mit der Lehre vom Besitz und der Erwerbung des Eigentums zusammenhing. Um eine Sache zu besitzen, ist zweierlei erforderlich: erstens die physische Möglichkeit, in jedem Augenblick über die Sache mit Ausschließung jedes dritten zu verfügen, zweitens die Absicht, die Sache als eigene haben zu wollen. Soll also der Besitz an einer Sache erworben werden, so muß eine Besitzergreifungshandlung vorausgehen, wodurch die Sache in jenes Gewaltverhältnis gebracht, und daraus die geeignete Absicht gefolgert werden kann.

Hieraus ergaben sich folgende Grundsätze: 1. Jeder ist zur Ausübung der Jagd berechtigt, und man kann ebensowohl auf fremdem, als auf eigenem Grund und Boden wilde Tiere erlegen und fangen, falls dieselben nicht in einem Park oder dergleichen eingeschlossen sind. 2. Der Eigentümer eines Grundstückes hat zwar ein Verbotungsrecht wider das Jagen auf seinem Felde, und wider den sich dennoch Eindringenden wegen Verletzung seines Eigentumsrechtes gewisse Klagen; allein der Jäger bleibt Eigentümer der von ihm erlegten oder eingefangenen Tiere. 3. Die Verwundung des Tieres genügt zum Besitz desselben nicht, weil dadurch an sich gar kein Gewaltverhältnis über das Tier begründet wird, weshalb durch die Besitzergreifung des von mir angeschossenen und meinen Augen entflohenen Wildes seitens eines dritten dennoch das Eigentum daran rechtsgültig erworben werden kann. Dagegen wird 4. zwar ein eingefangenes Tier wieder herrenlos, sobald es entsprungen ist, solches aber erst dann, wenn es entweder dem Gesichtskreise des Jägers völlig entflohen, also der Mög-

lichkeit seiner Beherrschung entrückt ist, oder doch sich so weit von ihm entfernt hat, daß das Wiedererhalten desselben nicht mehr mit Sicherheit anzunehmen ist.

Diese der Natur der Sache offenbar am meisten angemessenen Grundsätze finden sich ursprünglich auch in Deutschland wieder. Die in einem Bezirke wohnenden Familien bildeten eine Art Genossenschaft zum wechselseitigen Schutze, zu Vertretung und Handhabung des Friedens unter gemeinschaftlichem Besitze und Benützung ihrer Ländereien, woraus die gemeinschaftliche Betreibung der Jagd als eines Rechtes, welches jedem Freigeborenen zustand, von selbst folgte. Die großen Waldungen waren noch mit Bären, Wölfen und dem Ur angefüllt, das öde liegende Land mußte denselben abgestritten werden, und wie die harte und kühne Lebensweise die Liebe zur Jagd unterstützte, so war die Beschäftigung damit eine gleichmäßige Pflicht der sämtlichen Bewohner einer Gemarkung oder Gaugenossenschaft.

Als aber nach der Völkerwanderung sich unter den Deutschen der Begriff des Privateigentums an Grund und Boden entwickelte, sah man auch die Jagd als Zubehör desselben an, und schon die alten Volksgesetze (zum Beispiel das salische und ripuarische) erklärten Eingriffe dritter in dieses Recht der Grundeigentümer für strafbar, indem sie für einen Wilddieb, der mehrere Jagdbezirke beraubt hatte, eine Strafe von dreizehn Schillingen festsetzten. Jeder Landeigner hatte nun die Jagd auf seinem Grundeigentum und das natürliche Recht, wo er ein Stück Wild antraf, das ihm oder den Früchten seiner Felder schädlich war oder werden konnte, es zu töten, während in den großen und weiten Wäldern die gemeinschaftliche Jagdbefugnis zum Teil noch fortbauerte.

Diese Ansichten über die Jagdgerechtigkeit als Ausfluß des Grundeigentums und über die wilden Tiere als herrenlose Sachen erhielten sich bis ins Mittelalter, nur daß allmählich die großen Waldungen von den Königen als „Bannforste“ erklärt wurden, die niemand, ohne in die Strafe des Bannes — sechzig Schillinge — zu fallen, betreten durfte. Wollte der Kaiser an Orten, wo andere die Jagdgerechtigkeit hatten, den Wild-

bann anlegen, so konnte dies nur mit Einwilligung der Grundeigentümer geschehen. Jedoch fing man an, in den Kauf- und Schenkungsbriefen über Güter dafür zu sorgen, daß der Jagd ausdrücklich Erwähnung geschehe, und sie besonders nebst den Gütern übergeben werde.

So waren allmählich die ursprünglichen Verhältnisse loöderer geworden: das Recht aller war auf einzelne übergegangen, welche häufig ihre Güter nur als Lehen besaßen, bald mit, bald ohne die Jagdbefugnisse; die Entstehung der eigenen Jagdlehen, die größere Ausdehnung und Wichtigkeit des Wildbannes der größeren Dynasten, die beginnende Entwicklung der Begriffe: hohe und niedere Jagd, Koppeljagd und so weiter — alles dies führte dahin, daß sich neue Rechtsbestimmungen festzustellen strebten, und von dem alten allgemeinen Jagdrecht nur die Befugnis übrig blieb, Raubtiere zu schießen oder zu fangen, um diese zu mindern und unschädlich zu machen. Zuletzt verschwand auch diese Berechtigung.

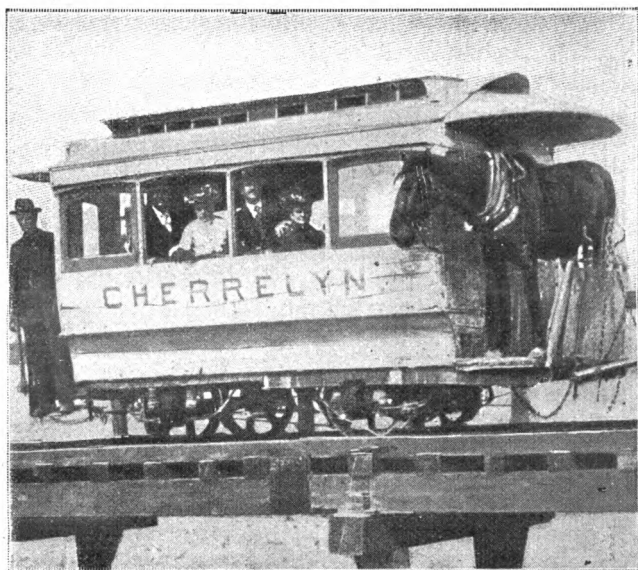
So finden wir schon im Sachsenspiegel und im Schwabenspiegel Bestimmungen über das Antoppeln der Hunde und Führen derselben an Leinen, wenn jemand durch einen Bannforst ritt, sowie die Abspannung der Armbrust und Bedeckung des Röchers. Die Jagdfolge, welche ehemals niemand bezweifeln konnte, wurde in den Urkunden genau festgestellt, und endlich treten die ersten Spuren einer Anerkennung der Billigkeit einer Vergütung für Wildschäden hervor. Der Sachsenspiegel gebot, daß niemand die Saat mit Jagen und Hehen zertreten solle, von da an, da das Korn Glieder hat und schossen will, und ferner: wer sich einen zahmen Bär, Wolf oder Hirsch hält, muß allen ihren Schaden gelten; wer sie totschlägt, wenn sie Schaden wollen, bleibt ohne Strafe; wer außer den Bannforsten wilde Tiere halten will, soll sie in verwahrten „Gewähren“ haben.

Bei diesen Bestimmungen blieb auch die ganze folgende Zeitperiode stehen, welche seit dem sechzehnten Jahrhundert besonders die Idee von der Regalität der Jagd entwickelte und sich damit beschäftigte, die teils schon in der früheren Zeit liegenden Reime der Einteilung in hohe, niedere und mittlere,

Vor- und Mitjagd, Sek-, Schon- und Hegezeit und so weiter durch Feststellung engerer Begriffe zu regeln, während sie sich in Betreff der Wildschäden mit den bestehenden Sätzen begnügte. Erst in neuerer Zeit, durch die mannigfachen Klagen und die vermehrte Berücksichtigung des Ackerbaues veranlaßt, haben die Gesetzgebungen jener Mangelhaftigkeit durch Erlaß besonderer Verordnungen über Vergütung des Wildschadens abzuhelpen versucht.

W. v. B.

Ein Pferd als Passagier auf einer Straßenbahn. — Mögen auch die Amerikaner ihre vermeintliche Überlegenheit über



Das Pferd auf der Plattform.

das alte Europa verschiedentlich über Gebühr aufbauen, so kann man ihnen doch einen hervorragend praktischen Sinn nicht abstreiten. Wir haben noch an zahlreichen Orten Pferdebahnen statt elektrischer Straßenbahnen, und nicht wenige

davon führen über ansteigendes und abschüssiges Gelände. Wer schon einmal in einer solchen Pferdebahn gefahren ist, weiß, wie lästig sich die Fahrt auf den Strecken gestaltet, wo das Gleis mehr oder weniger schräg nach unten geneigt ist. Der Wagenführer hat mit aller Kraft zu bremsen, und gleichwohl ist der Wagen oftmals nahe daran, dem Pferd in die Hinterbeine zu fahren.

Die Abstellung eines solchen Übelstandes ist also sehr wünschenswert, aber trotzdem ist noch niemand auf den einfachen Gedanken gekommen, wie er in Amerika auf der Straßenbahn von Denver, der Hauptstadt des Staates Colorado, nach dem Vorort Cherrellyn verwirklicht worden ist. Cherrellyn liegt ziemlich hoch, und darum hat die Pferdebahn, die auf einem hölzernen Unterbau läuft, bei der Hinauffahrt eine beträchtliche Steigung und bei der Talfahrt einen erheblichen Fall. Die Leiter der Straßenbahn haben nun den sinnreichen Einfall gehabt, die eine Plattform des Wagens zu verbreitern und auf ihr das Pferd während der Talfahrt Platz nehmen zu lassen. Jede Gefährdung des Tieres durch etwaiges Hineinfahren des Wagens in die Hinterbeine, was zudem sehr leicht einen Sturz nach sich ziehen kann, ist dadurch beseitigt. Weiterhin bleibt das Pferd aber auch länger leistungsfähig, da es sich nur auf der Hinauffahrt anzustrengen hat und sich auf der Hinabfahrt wieder ausruhen kann. Der Wagen aber gleitet infolge des vorhandenen Falles von selbst abwärts und muß sogar noch, damit er nicht eine übermäßige Geschwindigkeit annimmt, kräftig gebremst werden.

Drollig genug sieht es allerdings aus, wenn das Pferd während des Hinabgleitens auf der Plattform verwundert Umschau hält. Vielleicht findet die praktische Neuerung auch bei uns auf geeigneten Strecken Nachahmung. Th. S.

Aus der Geschichte der Pfannkuchen. — Ein ganz ähnliches Gebäck wie unsere Pfannkuchen besaßen schon die Römer. Sie wurden von ihnen globuli, Kugeln, genannt. In seinem Werk „Über die Landwirtschaft“ gibt Markus Porcius Cato, der im Jahre 149 v. Chr. starb, ihre Zubereitung an. Sein Rezept lautet: Mische geronnene Milch mit Speltmehl und

made daraus so viel Kügelchen, wie es angeht. Dann tue Fett in einen heißen Kessel, koche darin je eins oder zwei und wende sie mit zwei Kochlöffeln fleißig um. Wenn sie fertig sind, nimm sie heraus, bestreiche sie mit Honig und streue Mohn darauf.

Im Mittelalter bezeichnete man sie als „Chraphun“, was soviel wie Haken bedeutet. Man formte sie nämlich im zwölften Jahrhundert länglich und gab ihnen zwei Spitzen, von denen die eine aufwärts, die andere abwärts gebogen war. Da man zu dieser Zeit beim Mittagsmahl noch keine Gabeln verwendete, so gebrauchte man die Chraphun in der Weise, daß man mit der einen ihrer Spitzen die Fleischstücke aufhob und dann zugleich das Gebäck mitverzehrete.

Wolfram von Eschenbach, der um 1220 starb, erwähnt sie in seinem Epos „Parzival“. Als er schildert, wie in der vom Feinde belagerten Stadt Pelrapeire die Hungersnot ausgebrochen ist, bemerkt er, daß jetzt nur selten die mit Met gefüllten Rannen kreisen und nur ausnahmsweise die Crapfen in der Pfanne singen. Damit wird auch bewiesen, daß der Namen Krapfen, mit dem man in Süddeutschland die Pfannkuchen vielfach bezeichnet, nicht von der Kuchenbäckerin Cäcilie Krapfen, wie man gewöhnlich annimmt, herzuleiten ist.

Cäcilie Krapfen lebte im siebzehnten Jahrhundert in Wien und verstand eine besonders schmackhafte Sorte dieses Gebäcks zuzubereiten. Man nannte diese Krapfen, die entweder in einer Brühe von geronnener Milch oder in Schmalz gekocht wurden, ihrer Verfertigerin zu Ehren „Cillitugeln“, indem man den Vornamen Cäcilie in Cilli abkürzte. Die Cillitugeln hatten den Umfang eines Rindertopfes.

Frau Cäcilie Krapfen fand bald viele Nachahmer. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts bestand in Wien die neue Zunft der „Krapfenbäcker“, Krapfenbäcker, deren Erzeugnisse weithin berühmt waren. Man füllte um diese Zeit das Gebäck auch schon mit Fruchtmasse, wie aus einer Anzeige des Bäckers Ulrich Schmid hervorgeht, der im Jahre 1792 im „Wiener Diarium“ das Stück, mit eingekochten Früchten gefüllt, zu drei Kreuzer anbietet.

Im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts wurden sie kleiner geformt und nun zum hauptsächlichsten Fastnachtsgebäck erhoben. Zur Zeit des Wiener Kongresses im Jahre 1812 war die Kuchenbäckerin Katharina Plaker berühmt wegen ihrer Krapfen. Sie formte sie so, daß sie um die Mitte, wo beide Hälften zusammentreffen, noch einen schmalen Streifen, das Randl, legte. Welchen Beifall damals die Krapfen fanden, zeigt die Tatsache, daß in einem einzigen Wiener Gasthaus während der Faschingszeit 350,000 Krapfen verzehrt wurden.

Th. G.

Ein humorvoller Delinquent. — Aus dem Gerichtsgefängnis einer mittleren amerikanischen Stadt entwich vor einiger Zeit ein zum Tode am Galgen verurteilter Pferdedieb, ein früherer Schauspieler. Trotz sofort aufgenommener Verfolgung gelang es nicht, des Verurteilten habhaft zu werden. Einige Wochen nach seiner Flucht, und zwar wenige Tage vor dem zu seiner Hinrichtung bestimmten, empfing der Scheriff des Bezirks, dem zugleich die Bewachung des Gefängnisses und die Leitung der Hinrichtung oblag, den folgenden höflichen Brief von der Hand des Entkommenen:

„Hochgeehrter Herr Scheriff! Gestatten Sie mir, Ihnen mein lebhaftes Bedauern auszudrücken, daß ich infolge anderweitiger Geschäftsverpflichtungen nicht in der Lage sein werde, zu der Hinrichtung am 23. dieses Monats, die Sie die Freundlichkeit hatten als mein Benefiz zu arrangieren, zu erscheinen. Seien Sie versichert, verehrtester Herr Scheriff, es hätte mir viel Vergnügen bereitet, bei der festlichen Gelegenheit, bei der ich ja die Hauptperson und der Mittelpunkt sämtlicher feierlichen Zeremonien sein sollte, zugegen zu sein. Ich beklage es wirklich aufrichtig, daß durch meine Abwesenheit das schöne, eindrucksvolle Fest nun nicht den gewünschten glänzenden Erfolg haben wird, und ich bin Egoist genug, um anzunehmen, daß gerade mein Nichterscheinen von allen Beteiligten sowohl, wie vom Publikum am meisten bedauert werden wird.

Zuerst hegte ich ja die bestimmte Absicht, die mir freundlichst zuge dachte Rolle zu übernehmen. Ich hatte mich sogar schon auf eine längere und wahrscheinlich sehr wirkungsvolle Rede

an das verehrliche Publikum vorbereitet, die ich bei Eröffnung der Vorstellung zu halten gedachte. Es schmerzt mich daher tief, daß die Vorstellung nun ziemlich öde verlaufen wird, etwa wie der erste Akt in ‚Hamlet‘, wenn der Geist von Hamlets Vater nicht zu finden ist. Aber vielleicht gelingt es Ihnen doch noch, einen würdigen Stellvertreter für mich zu finden, der die mir zuge dachte Rolle übernehmen könnte. Auch hierbei bedaure ich sehr, meine Mitwirkung nicht in Aussicht stellen zu können, aber ich bitte Sie, nehmen Sie auf meine Abwesenheit gar keine Rücksicht. Lassen Sie das Stück aufführen, als ob ich selbst dabei wäre; ich versichere Ihnen, daß ich, kann ich auch leider körperlich nicht, im Geiste ganz sicher bei Ihnen sein werde. In aufrichtiger Ergebenheit Ihr Romeo Montjoie.“ W. St.

Die Sprache der Augenbrauen. — Nach einer italienischen Zeitschrift bedarf es nur einer gründlichen Beobachtung der Augenbrauen eines Menschen, um über die Grundzüge seines Charakters entscheidende Anhaltspunkte zu gewinnen. Hochgewölbte Augenbrauen zum Beispiel sind ein Zeichen außerordentlicher Reizbarkeit, wenngleich sie keineswegs, was im allgemeinen geglaubt wird, auf große Intelligenz schließen lassen. Ein kärglicher Haarwuchs der Augenbrauen ist ein Zeichen von Mangel an Lebenskraft; dicke, buschige Augenbrauen dagegen zeugen von einer kräftigen Konstitution und von körperlicher Widerstandsfähigkeit. Bei einer Frau gewähren sie keinen schönen Anblick, aber auch hier sind sie ein Zeichen körperlicher und geistiger Kraft; laufen sie dabei zugleich an der Nase zusammen, so können sie als ein Zeichen aufrichtigen Charakters gelten. Lange, herabhängende Augenbrauen, die auf der Stirn weit voneinander entfernt sind, sind ein Zeichen von freundlicher Gemüthsart. Zeigen die Brauen eine hellere Haarfarbe als das Haupthaar, so mag man auf eine schwache Lebenskraft und auf eine große Empfindlichkeit schließen. Schwach gezeichnete Brauen, die hoch über dem Nasenansatz liegen, bezeichnen Indolenz und Schwäche. Die tiefschwarzen Brauen, die dem Gesichtsausdruck so scharfes und energisches Leben verleihen, sind, falls wirklich echt, die Anzeichen eines leidenschaftlichen Temperaments. Bei stark

entwickelter Intelligenz wird man nur selten hell gefärbte Augenbrauen finden, wenn gleich auch die Farbe der Brauen nicht so charakteristisch ist wie die Form. Rote Augenbrauen lassen auf großen Ehrgeiz schließen. O. v. B.

Ein seltener Flammentod. — Auf eine furchtbare, im ersten Augenblick ganz unerklärliche Art kamen am Abend des 16. August 1907 eine Dame und ein Herr um, die als Rurgäste in dem Seebade Ritters Point im Staate Maine, Nordamerika, weilten. Der Vorfall wurde von mehreren Leuten beobachtet, welche auf einer Düne in der Nähe saßen. Die mit ihm in Zusammenhang stehende Naturerscheinung ist dann später von Fachmännern an Ort und Stelle untersucht und wissenschaftlich begründet worden.

An dem genannten Abend kamen die beiden Personen von einem längeren Strandspaziergange zurück und waren etwa noch einen Kilometer von den ersten Häusern des Badeortes entfernt, als aus dem sandigen Ufer rings um sie her und ebenso aus dem Meerwasser bis zu einer Entfernung von zwölf Meter von der Küste überall große Gasblasen aufstiegen, die sich an der Luft sofort entzündeten. Die beiden Spaziergänger schienen der Erscheinung zuerst keine weitere Bedeutung beizumessen, hielten sie wahrscheinlich für ungefährliche elektrische Lichtwirkungen. Als sich dann aber die Flammen immer mehr ausbreiteten, bemerkten die Zuschauer von der landeinwärts liegenden Düne, wie die Betreffenden plötzlich unter lauten Hilferufen zu fliehen versuchten. Doch sie waren jezt nach wenigen Sekunden so vollständig von einem Feuermeer eingekreist, daß man von ihnen bald nichts mehr erblicken konnte. Der Strand brannte auf einer sechzig Meter langen Strecke lichterloh, und das laute knatternde Geräusch, mit dem die Gasblasen zerplatzten, war auf weite Entfernung hin zu hören. Da sich auch große Mengen schwefliger Säure entwickelten, deren betäubenden Geruch der Wind landeinwärts trug, so mußten auch die Leute auf der Düne flüchten.

Inzwischen hatte der Schein des Feuers eine große Anzahl der Badegäste herbeigelockt, die in vorsichtiger Entfernung das unheimliche Schauspiel anstauten. Erst nach einer halben

Stunde sanken die Flammen wieder zusammen und erloschen dann gänzlich. Doch niemand konnte es vorläufig wagen, sich der Unglücksstelle zu nähern, denn der sandige Boden war glühend heiß, und die Luft mit giftigen Dämpfen erfüllt. Stunden vergingen, bis einige beherzte Männer sich aufmachten konnten, um die vollkommen verkohlten Leichen der beiden Unglücklichen zu bergen. Welch furchtbare Hitze die Selbstentzündung der Gase hervorgerufen hatte, ging daraus hervor, daß von den Händen und Füßen der Leichen nichts mehr vorhanden war als wenige Aschenreste und Knochenstückchen.

Diese seltsame Feuersbrunst, die sich kurze Zeit später an derselben Stelle wiederholte, ist dahin erklärt worden, daß sich unter jenem Geländestreifen, wo sich die Gasblasen zeigten, ein in der Entstehung begriffenes Kohlenlager befinden muß, in dem der noch in vollem Gange begriffene Verkohlungsprozeß beständig große Mengen bestimmter Gasmenge entwickelte, die dann durch eine Verschiebung im Erdinnern plötzlich entweichen konnten und sich durch Berührung mit der Luft entzündeten. Derartige Selbstentzündungen von Gasen gehören nämlich nicht zu den außergewöhnlichen Erscheinungen. Man denke zum Beispiel nur an die Selbstentzündung von großen, der freien Luft ausgesetzten Kohlenlagern, von Verwesungsgasen tierischer Überreste und so weiter. Nur das plötzliche Auftreten so großer brennbarer Gasmenge direkt aus der Erde ist bisher noch nicht beobachtet worden. Um weitere Unglücksfälle zu verhüten, hat die Verwaltung des Seebades Ritters Point die gefährliche Stelle des Strandes sofort einzäunen und am Ufer Warnungstafeln anbringen lassen. W. R.

Ein vorsorglicher Juwelier. — Während eines Festalles bei einem Botschafter in St. Petersburg verliebte sich Graf L., Kapitän der Garde und schwer reich, in eine reizende Französin. Es gelang ihm während des Balles, die Erlaubnis zu einem Besuche bei der Schönen zu erhalten, und er gab sich daher schon der bestimmten Hoffnung auf die Hand der Geliebten hin. Man pflegt nun einem solchen Brautbesuche ein Butett vorhergehen zu lassen, und der Kapitän eilte am nächsten Morgen gleich nach dem Frühstück zum feinsten Blumen-

händler des Newsthyprospetts, um dieser Sitte zu genügen. Indessen überlegte er sich, daß für einen Mann in seiner Stellung das feinste Bukett doch nichts weiter als ein Blumenstrauß sei, und er faßte einen Entschluß, den er sogleich in die Tat umsetzte.

Er trat in einen Juwelierladen: „Zeigen Sie mir Brillanten ohne Fassung!“

Der Juwelier legte nach einem prüfenden Blick auf den Offizier ein ganzes Sortiment herrlicher Diamanten vor. Graf L. griff eine Handvoll davon heraus und ließ sie gleich Tautropfen auf die Oberfläche des Buketts fallen. Dann eilte er davon, nachdem er seine Karte zurückgelassen.

Einige Tage später tritt er wieder in den Laden, ziemlich mißgestimmt: „Was bin ich Ihnen schuldig?“

„Zweitausend Rubel.“

„Sie irren sich, Sie meinen wohl zwanzigtausend Rubel?“

„Bitte um Entschuldigung, Herr Graf, es schien mir an dem Tage, an dem Sie mich beehrten, als wären Sie — hm — etwas sehr aufgeregter, und ich nahm an, daß Sie Ihre Großmut vielleicht bereuen könnten. Deshalb erlaubte ich mir, Ihnen imitierte Brillanten vorzulegen.“

Der mit seiner Werbung abgeblizte Graf schwieg eine Weile, dann streckte er dem Juwelier die Hand hin: „Sie taten sehr wohl daran, ich danke Ihnen!“

St.

Daß Spielen der Kinder verboten. — Die Jugendspiele werden in unserer Zeit in jeder Beziehung nach Möglichkeit gefördert, allein es gab eine Zeit, in welcher man der Jugend das Spiel nicht nur verkümmerte, sondern geradezu verbot. Im Jahre 1749 erließ der Oberamtskonsistorialkonvent zu Wiesbaden folgende Verordnung: „Als wird denen Eltern bei drei Gulden Straf hierdurch ernstlich anbedeutet, ihre Kinder vom dato an zu Hause zu behalten und selbige auf die Werkstage fleißiger zur Schule und nach deren Endigung zum Lernen und allenfalls auch zur Arbeit, an Sonn-, Fest- und Feiertagen aber zur Kirche und Katechismuslehre, nach deren Endigung aber zur Lesung geistlicher und erbaulicher Bücher an-, dergestalten von denen Straßen und publikten Plätzen der Stadt abzuhalten und selbigen nicht auf eine mehr als

heidnische Art, als wie die ungebundenen Rälber, auf denen Straßen und Gassen zu männiglicher Argernis und Verdruß herumlaufen zu lassen. Wenn die Eltern hinsüro hiergegen sich vergehen und ihre Kinder auf Gassen und Straßen ferner herumlaufen lassen werden, soll man selbige nicht nur mit Strafe belegen und darauf exequieren, sondern demnächst auch ihre ungezogenen Kinder durch besonders hierzu bestellte Leute von denen Gassen und Straßen hinweg und nach Hause treiben und resp. peitschen und, im Falle selbige sich dagegensetzen würden, durch die Landmiliz auffangen und auf die Wache bringen, weiterhin Tags darauf entweder in der Schule oder dem Befund nach auf das Rathhaus führen und selbige ersterenfalls durch den Präzeptor, oder andernfalls durch den Amtsdienner in eine Futtertonne spannen und darinnen mit den Ruten derbe castigieren lassen.“ C. L.

Sonderbare Rechnung. — Rousseau wurde einst in Gesellschaft von einer Dame gefragt, welche Eigenschaften seiner Ansicht nach eigentlich ein Mädchen aufweisen müsse, um einen Mann in der Ehe glücklich zu machen. Der berühmte Philosoph nahm ein Blatt Papier und entwarf darauf folgende Tabelle: Schönheit 0, Wirtschaftlichkeit 0, Geistesbildung 0, Geld 0, Herzengüte 1.

Erstaunt blickte die Dame auf, als er ihr den Zettel reichte. „Ist das wirklich Ihr Ernst?“ fragte sie.

Rousseau nickte. „Gewiß,“ erklärte er dann lächelnd, „denn hätte ein Mädchen nichts weiter als ein gutes Herz, so würde sie 1 gelten, besäße sie außerdem Schönheit oder Geld, so wäre sie 10 wert, befände sie sich aber im Besitz noch weiterer guter Eigenschaften, so könnte sie in meiner Schätzung auf 100, 1000, ja wenn sie recht viele Vorzüge in sich vereinigte, sogar auf 10,000 steigen. Ohne die Güte des Herzens aber — das dürfen Sie mir glauben — wären alle Eigenschaften doch nur eine Reihe von Nullen.“ D. L.

Es war immer so. — Die Schlußstrophe eines alten Liedes aus dem fünfzehnten Jahrhundert unter dem Titel „Ein hübsch new Lied: Was wirdt es doch des Wunders noch“, gedruckt zu Nürnberg durch Runegund Hergotin — lautet also:

Man läuft, man rennt, man reit', man sprengt,
 Nach Geld steen al ir sinnen
 Im regen und schnee, auf Land und see,
 Wie man nur geld mög' g'winnen.
 Man läst nit ab bis in das gras:
 Geld, geld ist nur ir leben,
 Geld ist ir got fru und auch spat:
 Wie lants noch erget werden? C. E.

Orientalischer Geschmack. — Während der Zeit, da die berühmte Tragödin Rachel Mitglied des Théâtre français zu Paris war, wurde sie von dem damaligen Prinzen Louis Napoleon zu einem Abendessen eingeladen, an dem auch ein türkischer Großwürdenträger teilnahm. Der Türke betrachtete die geistvolle Schauspielerin mit unverhohlenem Mißfallen und wich ihr so auffallend aus, daß es nicht nur den übrigen Anwesenden auffiel, sondern sogar der Rachel selber, die zu jener Zeit für die Königin der Pariser Bühne galt und trotz ihrer edigen, übermageren Figur der Liebling aller Theaterbesucher war.

Louis Napoleon beschloß, der Sache auf den Grund zu gehen. Sobald er den Abgesandten des Sultans unter vier Augen sprechen konnte, erkundigte er sich: „Nun, wie gefällt Ihnen unsere göttliche Rachel?“

„O Prinz,“ antwortete der Türke mit einer Grimasse des Schauderns, „in meinem Vaterlande werden Weiber, die nur aus Haut und Knochen bestehen, erfäuft!“

Die große Tragödin hatte der Versuchung nicht widerstehen können, unbemerkt sich den beiden Abseitsgetretenen zu nähern. Der Bey aber hatte es wohl wahrgenommen und deshalb seine wenig höflichen Worte mit besonderer Betonung ausgesprochen, so daß die Schauspielerin über ihre Bedeutung nicht im unklaren sein konnte. Sie hat ihm seine bittere Kritik nie verziehen. C. D.

Die größte Auswahl
Seidenstoff-Neuheiten

für Roben, Blousen etc. bieten
die neuen Musterkollektionen der

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie., Kgl. Hofl., Zürich (Schweiz)

Ware portofrei verzollt ins Haus. Muster umgehend.

Dr. Oetker's { **Backpulver,**
Vanillin-Zucker,
Pudding-Pulver

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

Dr. A. Oetker
Bielefeld.



Blickensderfer Nr. 8.



Neues, besonders stark gebautes Strapaziermodell mit Rücklauffaste, neuem Tasten-Tabulator und den vielen andern, dem System Blickensderfer eigenen Vorzügen. Preis mit 2 Schriftarten u. elegantem Verschlusskasten M. 275.— Modell Nr. 5 M. 200.—, Nr. 7 M. 250. Orientalisches

Modell (sowohl vorwärts wie rückwärts schreibend) mit hebräischen und lateinischen Typen M. 325.— Katalog franko.

Groyen & Richtmann, Köln.

Königlich Rumänische Hoflieferanten.

Filiale: Berlin

Leipziger-Straße 112, Ecke Mauerstraße.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Marine-Runde.

Eine Darstellung des Wissenswerten
auf dem Gebiete des Seewesens.

Von Kapitän zur See a. D. M. Föß.

6., vollständig umgearbeitete Auflage. Mit 425 Abbildungen, Karten u. Plänen, sowie 4 farbigen Tafeln (Marine-Uniformen u. -Flaggen).

In hochelegantem Geschenkband 10 Mark.

Unter der großen Zahl gleichartiger Werke, welche das allgemein gesteigerte Interesse am Seewesen in der jüngsten Zeit ins Leben rief, kann das vorliegende als das in jeder Hinsicht hervorragendste und ausgezeichnetste bezeichnet werden. Die für Laien verständliche und übersichtliche Darstellung des Seewesens mit allen seinen vielen Wissenszweigen und Eigenarten ist keinem anderen so vorzüglich gelungen wie dem Verfasser, welcher der Aufgabe: dem Nichtseemann über alles das Belehrung zu bringen, was ihn in Marinefragen interessieren kann, vollauf entspricht. Die Fülle des Stoffes wird dem Leser durch zahlreiche Schiffsbilder, Skizzen, Pläne zc. nähergerückt, deren saubere Wiedergabe ebenso zu rühmen ist, wie die ganze ausgezeichnete Ausstattung des Buches, das als eines der schönsten Prachtwerke der letzten Zeit betrachtet werden kann.

(Allg. Literaturblatt.)

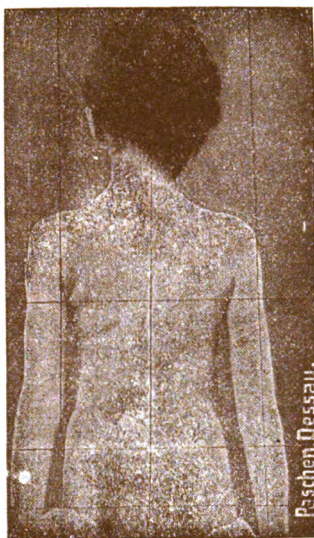
Zu haben in allen Buchhandlungen.

Paschens orthopädische Heilanstalt

* Dessau i. Anhalt. *



Bei der Aufnahme.



Nach der Behandlung.

Erfolgreiche Behandlung von **Rückgratverkrümmungen** etc.
 Ohne Operation, ohne Gipsverband. o Prospekt kostenlos.

Kohl's Grosser Briefmarken-Katalog 1909

M. 7.50. Bereits Neudruck, da er in 4 Wochen ausverkauft war.

Grossartiges Briefmarkenlager

Auswahlen: länderweise oder nach Mankolisten.

Paul Kohl, G. m. b. H., Chemnitz.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Neue Abreißkalender für die Jugend.

Deutscher Knaben-Kalender „Der gute Kamerad“.
 Deutscher Mädchen-Kalender „Das Bränzchen“.

Preis jedes Kalenders nur 1.25 Mark.

Zwei praktische Abreißkalender für das Jahr 1909. Mit 53 Ansichtspostkarten, vielen Anleitungen zu Beschäftigung und nützlicher Betätigung in Haus, Küche, Keller und Garten, zu Spiel, Sport und hübschen Unterhaltungen, sowie Bildern und Daten aus Geschichte, Literatur, Kunst und Wissenschaft, Natur und Leben, zahlreichen Sprüchen, Rezepten, Notizen über Sammelwesen und vielem anderen.

— Zu haben in allen Buchhandlungen. —

UNIVERSITY OF MINNESOTA



3 1951 D01 241 920 Y

**WILSON
ANNEX**